



QUO VADIS?

VON H. SIENKIEWICZ





Heinrich Sienkiewicz.

Einleitung.

Henryk Sienkiewicz (Sprich: sienkiewitsch) wurde 1846 zu Wola Dobrejska im Lufow'schen Gouvernement in Russisch-Polen geboren. Seine Jugend verlebte er auf dem Gute seiner Eltern, in Warschau studierte er. Da die Familie in den politischen Vermirrungen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihr Vermögen verlor, sah der junge Student sich genötigt, sich sein Brot zu verdienen, und er griff zur Schriftstellerei. Der im Blute eines Polen fast immer brodelnden Reiselust folgend, verließ er seine Heimat und ging nach Kalifornien und später nach Afrika. Aus den fernen Landen sandte er an heimische Zeitungen Reisebriefe. Heimgekehrt, erhielt er die Redaktion der Zeitung „Słowo“ in Warschau. Hier veröffentlichte er nun zuerst Novellen und Skizzen, die durch realistische Darstellung und äußerst scharf geschaute Volkstypen auffielen. Dann erschienen seine historischen Romane: „Mit Feuer und Schwert“ — „Eintflut“ und „Pan Wolodyjowski“. Diese drei Werke bilden eine Trilogie und stellen in ihrer Gesamtheit — jedes ein Ganzes für sich bildend — den großartigsten Roman aus der Geschichte Polens dar, den dieses Volk aufzuweisen hat. Es ist begreiflich, daß der Dichter der anerkannte Liebling seines Volkes werden mußte. Die Dichter solcher kleineren Nationalitäten können bestimmt auf großen Erfolg rechnen, wenn es ihnen gelingt, ihr Volk verstoßenerweise an seiner Eitelkeit zu fassen, und die Vorliebe, mit der der Pole noch heute in der

großen Vergangenheit seines Landes schmelzt und von einer Wiedergeburt dieser gestürzten Größe schwärmt, ist zu bekannt, als daß wir einen Teil des großen Erfolges, den Sienkiewicz gehabt hat, nicht auf dieses nationale Konto setzen dürften. Er schrieb dann noch die Romane: „Ohne Dogma“ „Familie Polaniecki“, „Quo vadis“ und „Die Kreuzritter“, außerdem eine Reihe kleinerer Arbeiten auf dem Gebiete der Skizze und der Novelle. Aber die Ehrung, die ihm sein Volk anlässlich der Feier seiner 25 jährigen literarischen Tätigkeit bereite, ist, wie gesagt, wohl nur auf die politische Seite seines Schaffens zurückzuführen: er hatte es verstanden, die große Vergangenheit Polens noch einmal aufleben zu lassen, ohne auf eine geißelnde Darstellung der Gründe des Verfalls einzugehen, und in einer einzigartigen Romantrilogie hatte er seinem Volke ein Geschenk dargebracht, das wohl auch ein weniger vergangenheitsstrunknes Volk zur Gegenleistung verpflichtet hätte. Aus freien Sammlungen war das Rittergut, das er durch seinen Roman „Die Familie Polaniecki“ für immer berühmt gemacht hat, angekauft worden und wurde ihm nun an diesem Ehrentage als Nationalgeschenk überreicht. Ein anderes Ding war es, als ihm im Jahre 1905 der Nobelpreis zugesprochen wurde (M. 150. 000). Dies war eine internationale Ehrung, die mit seinen Verdiensten als polnischer Autor nichts zu tun hat, sondern lediglich dem Dichter gilt, der eine stattliche Reihe von Meister-Romanen geschaffen hatte, an welchen die Gebildeten aller Länder ihre Freude und ihren Genuß gehabt haben und noch lange haben werden. Der deutsche Leser vergißt die politische Rehrseite der Dinge und denkt nicht an die unerquicklichen Verhältnisse zwischen den Deutschen und den Polen, er genießt die Romane Sienkiewicz's trotz ihres polnischen Gehaltes, denn der Genuß an einem Kunstwerk hat nichts zu tun mit Politik und Rassenegnerschaft. Der Nobelpreis war eine angebrachte Ehrung, denn die literarische Wertung hat die Tatsache anerkannt, daß Henryk Sienkiewicz der größte Meister

des historischen Romans in der Gegenwart ist, der einem Walter Scott*) und einem Willibald Alexis**) an die Seite gestellt werden kann. Wie die spätere Kritik der Weltliteratur auch die eigentlich polnischen Romane des Dichters werten mag, ein Werk von so unvergleichlicher Psychologie wie „Ohne Dogma“ — eine so glänzende Sittenschilderung wie „Familie Polaniecki“ — ein Werk von so religiöser Grundlage wie „Quo vadis?“ und ein Werk von solcher kulturgeschichtlichen Bedeutung wie „Die Kreuzritter“ werden stets zu den Schätzen der Weltliteratur gezählt werden.

Der hier vorliegende Roman „Quo vadis?“ spielt im Rom des Kaisers Nero. Der Titel beruht auf der bekannten Legende, nach welcher der Apostel Petrus aus Rom geflüchtet und auf der Via Appia der Gestalt des Heilands begegnet sein soll. „Quo vadis, domine?“ („Herr, wohin des Weges?“) fragte Petrus die himmlische Erscheinung, und sie antwortete: „Venio Romam iterum crucifigi!“ („Ich komme nach Rom, mich abermals kreuzigen zu lassen.“)

In wundervoller Lebendigkeit stellt der Dichter das auf dem Höhepunkt seiner Kultur und seiner Verderbtheit dahinschwappende Rom dar, das in all seinem regen Leben, in all seiner übermäßigen Verfeinerung und Verwilderung den Stempel des nahen Todes an der Stirn trägt. In all seiner Feinheit und innern Todesweihung ist es in der einzigen Gestalt des Petronius, jenes echten Römers, die fast zu überwiegend das Interesse auf sich konzentriert, verkörpert. Wir sehen uns leibhaftig versetzt in diese entnernte korrumpierte Welt, die auf einem Vulkan tanzt und die Gewißheit ihres bevorstehenden Endes in wahnwitzigem Luxus und in grausamen Vergnügungen zu vergessen sucht. Und aus diesem zusammenstürzenden Heidentum hebt sich, wie der Phönix aus der Asche, das Christentum empor — aus dem Grabe der alten Welt ersteht die neue Welt — Jupiter und sein Olymp gehen unter — Christus am Kreuze regiert.

Sienkiewicz läßt uns dieses Ausblühen des Christentums inmitten der blutigsten Verfolgungen, dieses Aufwachsen aus den Katakomben heraus, dieses langsame Ueberwinden eines im Verenden noch entseßlichen Gegners mit erleben. Ezgellenz M. von Brandt schreibt in einer Broschüre „Fremde Früchte,“ deren Lektüre sehr zu empfehlen ist (Verlag von Strecker & Schroeber, Stuttgart) über den Roman „Quo vadis?“: „Anerkannt müssen aber zwei Dinge werden: der ungeheure Fortschritt, der zwischen „Folget ihm nach,“ der ersten Behandlung des christlichen Themas durch den Dichter, und „Quo vadis“ liegt, und die vortreffliche Wirkung, die der Verfasser mit seinen Massenbildern zu erzielen weiß. Man könnte versucht sein, ihn den Meininger des Romans zu nennen. Die Schilderung des brennenden Roms und der flüchtenden Menge, wie der Niedermeßlung der Christen im Amphitheater sind Meisterstücke der Schilderung, die auch den mit kritischem Sinn an das Werk Herantretenden gewaltig packen und in den Bann des Dichters zwingen.“

Adam Gotulski.

Memento mori!

Erster Band.

I.

Petronius erwachte gegen Mittag, sehr ermüdet wie gewöhnlich. Tags zuvor hatte er einem Gastmahle des Nero beigewohnt, das bis tief in die Nacht hinein währte. Die Narrenpoffen, welche Vatinius mit Nero, Seneca und Lucanus trieb, hatten ihn gelangweilt und eine Abspannung zurückgelassen, die erst allmählich während des gewohnten Frühbades zu weichen begann. Zwei riesige Bedienter betteten ihn auf ein mit schneeweißem ägyptischen Byssus überdecktes Lager von Cypressenholz und begannen mit den wohlriechenden, ölbenetzten Händen seinen schöngeformten Körper abzureiben; er aber wartete mit geschlossenen Augen, bis die erste Mattigkeit verflogen sein würde.

Endlich öffnete er langsam die Augen und erkundigte sich zuerst um das Wetter und dann um die Gemmen, die der Juwelier Idomen versprochen hatte, zum Ansehen zu übersenden. Das Wetter war schön, von einem leichten Lüftchen, das vom Albanergebirge herwehte, angenehm belebt, die Gemmen aber waren nicht gekommen. Petronius schloß abermals die Augen

und erteilte den Befehl, ihn ins Tepidarium zu tragen, als beinahe gleichzeitig der Thürbehang zur Seite geschoben wurde, und der Nomenclator verkündete, daß der junge Marcus Vinicius, soeben aus Kleinasien zurückgekehrt, zum Besuche eingetroffen sei.

Petronius befahl, den Gast ins Tepidarium einzulassen, wohin er selbst sich unverzüglich bringen ließ. Vinicius war der Sohn seiner älteren Schwester, die vor Jahren dem Marcus Vinicius, der unter Tiberius die Würde eines Consularis bekleidete, vermählt worden war. Der junge Marcus diente gegenwärtig unter Corbulo gegen die Parther und war nach beendetem Feldzuge in die Stadt zurückgekehrt.

„Heil Dir, Petronius,“ sagte der junge Mann, elastischen Schrittes das Tepidarium betretend. „Mögen Dir die Götter gewogen sein, zumal Asklepios und die holde Kypris, deren Schutze ich Dich besonders empfehle.“

„Sei mir gegrüßt in Rom, und die Ruhe sei Dir süß nach dem Kampfe,“ versetzte Petronius, die Hand aus dem weichen Flachsgewebe, mit welchem er umwickelt war, herausführend. „Wie steht es in Armenien und hast Du auf Deinen Streifzügen in Asien vielleicht auch Bithynien berührt?“

Petronius war seinerzeit in Bithynien Statthalter gewesen, und hatte sein Amt mit Gerechtigkeit und Umsicht verwaltet. Da er allgemein für sehr verweichlicht und prunkliebend galt, erinnerte er sich gern jener Zeiten, weil sie den Beweis dafür

erbrachten, daß er auch thätig und energisch sein konnte, wenn es ihm gerade beliebte.

„Ich kam unter anderem auch nach Heraclea,“ erwiderte Vinicius. „Corbulo sandte mich dahin, um Verstärkungen zusammenzuziehen.“

„Heraclea! Ach, dort kannte ich einst ein Mädchen aus Polchis, für welches ich gern alle unsere „Geschiedenen“ hingäbe, Poppäa nicht ausgenommen! Doch das sind alte Geschichten! Erzähle mir lieber, was es in Parthien Neues giebt! Mich langweilen sie zwar Alle, diese Vologes, Tirydates, Tigranes und wie all diese Barbaren heißen, welche daheim noch auf allen Vieren kriechen, wie der junge Aulenus behauptet, und sich nur uns gegenüber für Menschen ausgeben. Sie sind aber jetzt ein beliebter Gesprächsstoff in Rom, schon darum, weil es gefährlich ist, von anderen Dingen zu sprechen.“

„Der Krieg steht schlecht, und wenn Corbulo nicht wäre, könnte man sich auf eine Niederlage gefaßt machen.“

„Corbulo! Beim Bacchus! Der reine Kriegsgott! Der leibhaftige Mars! und dabei so feurig, rechtschaffen und dumm! Ich mag ihn gut leiden, schon darum, weil Nero ihn fürchtet.“

„Corbulo ist nicht dumm,“ sagte Vinicius und begann weiter vom Kriege zu erzählen; doch als Petronius dabei abermals die Augen schloß, fiel es dem jungen Manne auf, wie ermüdet und abgemagert das Antlitz des Freundes aussah; er

änderte daher den Gegenstand des Gesprächs und erkundigte sich nicht ohne Besorgniß um dessen Gesundheit.

Petronius öffnete die Augen.

Gesundheit! — Nein. Er fühlte sich nicht gesund. Vinicius hatte ihn soeben dem Schutze des Asklepios und der Kypris empfohlen. Aber er, Petronius, glaubte eben nicht an Asklepios. Wußte man doch nicht einmal, wessen Sohn dieser Asklepios eigentlich war, ob der Arsinoë oder der Koronis! „Und wo schon die Mutter ungewiß ist, wie mag es da erst mit dem Vater aussehen? War man denn heutzutage des eigenen Vaters sicher?“

Bei diesen Worten lachte Petronius auf, dann aber fuhr er fort:

„Der holden Kypris, deren Schutz Du mich gleichfalls empfahlst, verdanke ich ein Reißen im rechten Beine, doch davon abgesehen, ist es doch eine gute Göttin! Wie ich vermüthe, wirst auch Du früher oder später weiße Tauben auf ihrem Altare opfern?“

„Ja,“ versetzte Vinicius. „Die Partherpfeile haben mich verschont, aber Amor's Pfeil hat mich getroffen — ganz unerwartet, wenige Stadien vor den Thoren der Stadt.“

„Bei den weißen Knien der Charitinnen! Das mußt Du mir gelegentlich erzählen!“ rief Petronius.

„Ich kam eben, um Deinen Rath einzuholen,“ erwiderte Marcus.

Während er noch sprach, traten die Epilatoren ein, die sich um Petronius bemühten. Marcus warf die Tunica ab und stieg in eine mit lauem Wasser angefüllte Wanne, denn Petronius hatte ihn zum Bade aufgefördert.

„Ich brauche nicht erst zu fragen, wie es mit der Gegenliebe aussieht,“ sagte Petronius, den jungen, wie aus Marmor gemeißelten Leib des Vinicius betrachtend. „Wenn Thysippus Dich hätte sehen können, so würdest Du jetzt sicher das zum Palatinus führende Thor als jugendlicher Hercules schmücken.“

Der junge Mann lächelte wohlgefällig und tauchte in der Wanne unter, wobei er reichlich von dem lauen Wasser auf den Mosaikboden verspritzte, auf welchem Here in dem Augenbilde dargestellt war, da sie den Schlaf bittet, Zeus in Schlummer zu versenken. Petronius betrachtete den Jüngling mit befriedigtem Künstlerblicke.

Als Marcus fertig war und sich nun seinerseits den Epilatoren überlieferte, trat ein Lector ein, der um den Leib gegürtet eine Bronzefbüchse trug, in der eine Papyrusrolle steckte.

„Willst Du zuhören?“ fragte Petronius.

„Wenn es Dein eigenes Werk ist, gern!“ versetzte Vinicius. „Wo nicht, möchte ich lieber mit Dir plaudern. Heutzutage wird man ohnehin an allen Straßenecken von Sängern und Dichtern abgefangen.“

„Und ob! Man kommt an keiner Basilica, weder bei den Thermen, noch bei einer der Bibliotheken oder Buchläden vor-

bei, ohne einem Poeten in die Hände zu fallen, der sich wie ein Affe geberdet. Als Agrippa aus dem Osten zu uns kam, hielt er die guten Leute durchwegs für Verrückte. Aber das liegt jetzt so in der Luft! Wenn Cäsar Verse schmiedet, müssen natürlich auch alle Anderen Verse schmieden. Nur bessere Verse darf keiner machen als Cäsar, und deshalb ist mir um Lucanus manchmal bange. Ich besaße mich nur mit Prosa, doch tractire ich weder mich selbst noch Andere damit. Hast Du gehört, wie es dem Rufinus ergangen ist?"

„Nein.“

„So folge mir ins Frigidarium. Während wir uns abkühlen, erzähle ich Dir die Geschichte.“

Sie begaben sich ins Frigidarium, in dessen Mitte ein rostig gefärbter Springbrunnen in die Höhe sprudelte, welcher Weichendünste um sich verbreitete. Auf niedrigen, seidengepolsterten Sitzen Platz nehmend, genossen sie die Kühle. Beide schwiegen eine Zeit lang. Vinicius betrachtete gedankenvoll einen bronzenen Faun, der eine Nymphe über die Schulter gelegt hatte und, den Oberkörper weit zurückgeneigt, gierig mit den Lippen deren Mund suchte. Dann sagte er:

„Der hat recht! Das ist das Beste vom Leben!“

„Mehr oder minder gewiß! Du hast ja aber außerdem noch eine Vorliebe für den Krieg, was ich von mir nicht behaupten kann, weil unter den Lagerzelten die Fingernägel brüchig werden und ihre rostige Färbung verlieren. Uebrigens, es hat ja jeder

seine Liebhabereien! Unser Feuerbart liebt den Gesang, besonders seinen eigenen, und der alte Scaurus seine korinthische Vase die des Nachts neben seinem Lager stehen muß, und die er ablüßt, wenn er nicht schlafen kann. Er hat schon den ganzen Rand weggeklüßt. Sage mir, dichtetst Du?"

„Nein. Ich habe noch keinen einzigen Hexameter zu Stande gebracht.“

„Spielt auch nicht die Laute und singst nicht?"

„Nein.“

„So bist Du vielleicht Wagenlenker?"

„Seinerzeit habe ich mich in Antiochia an den Wettfahren betheiligt, aber ohne Erfolg.“

„Dann kann ich Deinetwegen ruhig sein. Zu welcher Partei gehörst Du im Hippodrom?"

„Zu den Grünen.“

„Gut, dann bin ich ganz beruhigt, besonders weil Du zwar ein hübsches Vermögen besitzest, aber doch nicht so reich bist wie Pallas oder Seneca. Du mußt nämlich wissen, daß es hierzulande vom Vortheil sein kann, wenn Einer dichtet, zur Laute singt, declamirt und sich im Circus an den Wettfahren betheiligt, aber besser noch, und besonders ungefährlicher ist es, wenn Einer nicht dichtet, nicht die Laute schlägt, nicht singt und nicht an den Wettfahren theilnimmt. Am besten aber ist es, wenn Einer alles das gehörig zu bewundern versteht, sobald er es den Feuerbart thun sieht. Du bist ein hübscher

Junge, läufst also höchstens Gefahr, daß Poppäa sich in Dich verliebt. Doch nein — dazu ist sie nun doch schon zu erfahren. An der Seite ihrer beiden ersten Gatten hat sie Liebe genug genossen, beim Dritten ist es ihr um etwas anderes zu thun. Weist Du, daß dieser dumme Otho sie noch immer wie ein Wahnsinniger liebt? Wie man sich erzählt, irrt er seufzend auf den Felsen Hispaniens umher, und ist seinen früheren Gewohnheiten ganz untreu geworden; auf seine Person verwendet er so wenig Sorgfalt, daß ihm drei Stunden täglich für seine Frisur genügen. Wer hätte das je gedacht, besonders von Otho!

„Ich verstehe ihn,“ versetzte Vinicius, „aber an seiner Stelle würde ich anders handeln.“

„Und wie?“

„Ich würde mir unter den dortigen Bergvölkern treue Legionen anwerben. Die Iberer sind tüchtige Soldaten.“

„Vinicius! Vinicius! Ich möchte beinahe sagen, daß Du das nicht zuwege brächtest. Du willst wissen, warum? Ja, siehst Du, carissime, solche Dinge thut man, aber man spricht nicht davon, nicht einmal unter Vorbehalt. Wenn es auf mich ankäme, ich würde der schönen Poppäa und dem Feuerbart ein Schnippchen schlagen, und mir auch eine Legion anwerben, aber keine Iberer — sondern Ibererinnen. Auf jeden Fall würde ich Epigramme schreiben, mich aber wohlweislich hüten, sie irgend jemanden vorzulesen, wie der arme Rufinus.“

„Richtig. Du wollest mir ja dessen Geschichte erzählen.“

„Im Unctuarium sollst Du sie hören.“

Doch die Aufmerksamkeit des jungen Mannes wurde dort durch etwas anderes abgelenkt, nämlich durch die auffallend schönen Sclavinnen, die der Badenden harrten. Zwei Mohrinnen, welche prächtigen Ebenholzstatuen glichen, schickten sich an, den Leib der beiden Männer mit den köstlichsten Wohlgerüchen Arabiens zu salben — Andere, in der Frisirkunst geschickte Phrygierinnen, hielten in den schlangenglatten, biegsamen Händen polirte Metallspiegel und Kämme — zwei Mädchen aus Ros aber, schön wie griechische Göttinnen, warteten in ihrer Eigenschaft als „vestiplicae“, bis an sie die Reihe kommen würde, die Falten an den Tunicas der beiden Herren in kunstvoll herabwallende Linien zu ordnen.

„Beim wolkenthürmenden Zeus!“ rief Marcus Vinicius aus. „Du hast eine Auswahl! Schönere Leiber kann nicht einmal der Feuerbart besitzen.“

Mit einer gewissen freundschaftlichen Gutmüthigkeit und Nachsicht meinte Petronius:

„Du bist ja mein Blutsverwandter und ich bin weder so ungesällig wie Varsus, noch so ein Pedant wie Aulus Plautius.“

Als Petronius diesen Namen nannte, hatte Vinicius keinen Blick mehr für die Mädchen aus Ros; er erhob rasch das Haupt und fragte:

„Wie kommst Du auf Nulus Plautius? Weißt Du, daß ich etliche Wochen in seinem Hause verweilte, als ich mir vor der Stadt den Arm verstauchte? Zufällig kam gerade Plautius des Weges gefahren, als der Unfall mich betraf, und weil er mich heftig leiden sah, nahm er mich in sein Haus, wo der Arzt Merien, sein Slave, mich behandelte. Gerade davon wollte ich ja mit Dir sprechen.“

„Warum? Hast Du Dich am Ende in Pomponia verliebt? In diesem Falle müßte ich Dich bedauern; nicht mehr jung und tugendhaft! Eine schlimmere Lage könnte ich mir gar nicht vorstellen. — Wrr!“

„Nicht in Pomponia — ehel!“ sagte Vinicius.

„Also in wen?“

„Ja, wenn ich selber wüßte, wer sie ist? Ich weiß nicht einmal wie sie heißt, Hygia oder Callina? Im Hause wird sie Hygia genannt, weil sie von den Hygiern abstammt, aber sie hat außerdem noch ihren barbarischen Namen Callina. Ein merkwürdiges Haus, das des Plautius! Belebt und still zugleich wie in den Hainen von Subiacum. Zehn oder zwölf Tage lang hatte ich keine Ahnung, welche Gottheit es bewahrt, bis ich sie eines Morgens bei Sonnenaufgang erblickte, als sie sich im Garten wusch, in dem Wasser der Fontaine. Und bei dem Schäume, der Aphrodite gebar, ich schwöre Dir, daß die Strahlen des Morgenrothes durch ihren zarten Leib schimmerten. Ich fürchtete fast, sie werde bei Sonnenaufgang zerfließen wie das

Morgenroth. Von da ab sah ich sie noch zweimal und seither weiß ich nicht mehr, was Ruhe ist; ich habe keine andere Sehnsucht mehr; nichts, was die Stadt mir bieten könnte, kann mich locken; ich begehre weder Weiber, noch Gold, noch korinthisches Erz, weder Bernstein und Perlmutter, noch Wein und Festgelage — ich will nur Hygia! Ich sage Dir ganz offen, Petronius, ich schmachte nach ihr Tag und Nacht.“

„Wenn sie eine Sklavin ist, so lauf' sie doch!“

„Sie ist aber keine Sklavin.“

„Was denn? Eine Freigelassene des Plautius?“

„Da sie nie Sklavin war, kann sie auch keine Freigelassene sein.“

„Also?“

„Eine Königstochter oder vielmehr die Tochter eines lygischen Heerführers, die in Rom als Geisel zurückblieb und von Pomponia Gräcina an Kindesstatt angenommen wurde. Und in diesem Hause, wo sich alles — von den Herrenleuten angefangen bis zum Federvieh im Hühnerhofe — eines tugendhaften Lebenswandels befleißt, ist Hygia zur Jungfrau herangewachsen — tugendhaft wie Gräcina und so schön, daß sich neben ihr selbst Poppäa wie eine Feige des Herbstes neben einem Hesperidenapfel ausnehmen müßte.“

„Nun, und weiter?“

„Weiter? Ich kann nur sagen, daß ich von dem Augenblicke an, als ich bei der Fontaine die Morgenstrahlen durch ihren Körper schimmern sah, rettungslos verliebt bin.“

„Sie ist also durchsichtig wie eine Lamprete oder wie ein kleines Sardinchen?“

„Eherze nicht, Petronius, und wenn die Ruhe Dich trägt, mit welcher ich von meinem sehnstichtigen Begehren spreche, so wisse, daß farbenprächtige Gewänder oft tiefe Wunden decken. — Auch muß ich Dir gestehen, daß ich bei meiner Heimkehr aus Asien eine Nacht im Tempel des Mopsus zubachte, um träumend in die Zukunft zu sehen. Und siehe! Im Traume erschien mir Mopsus selbst und verkündete mir, daß in meinem Leben eine große Wendung bevorstehe, und zwar durch die Liebe.“

„Ja, aber sag' mir nur, was willst Du eigentlich?“

„Ich will Pygia. Ich will sie mit meinen Armen umschlingen und an meine Brust ziehen. Ich will ihren Athem fühlen. In meinem Hause will ich sie haben, bei mir, immer zu, bis mein Haupt weiß ist wie der Gipfel des Sorakte im Winter.“

„Wenn sie auch keine Sklavin ist, zur „Familie“*) des Plautius gehört sie doch. Er könnte sie Dir abtreten, wenn er wollte.“

„Da kennst Du Pomponia Gracina nicht. Ueberhaupt, sie haben sich Beide an sie gewöhnt als wäre sie ihr leibliches Kind.“

*) „Familia“ hießen in Rom die Sklaven und Sklavinnen eines Hauses.

„Ob ich Pomponia kenne! Die reine Chypresse! Wenn sie nicht des Aulus Ehefrau wäre, könnte sie sich ganz gut als Klageweib verdingen. Seit Julia's Tode hat sie die schwarze Stola nicht abgelegt, und steht überhaupt immer so aus, als wandle sie schon bei Lebzeiten auf den Asphodeloswiesen. Noch dazu ist sie „univira“, also unter unseren vier- bis fünfmal Geschiedenen eine Art Phönix — Aber! — Ja, hast Du schon gehört, daß in Oberägypten ein Phönix ausgetrocknet sein soll, was bekanntlich nur alle fünfhundert Jahre einmal geschieht?“

„Petronius! Petronius. Vom Phönix sprechen wir ein andermal!“

„Ja, sag' mir, was willst Du eigentlich von mir, mein Marcus? Ich kenne Aulus Plautius und glaube, daß er eine kleine Schwäche für mich hat, und mich, obwohl er mit meiner Lebensführung nicht einverstanden ist, etwas höher schätzt als zum Beispiel Domitius Afer, Tigellinus und den übrigen Freunds- troß Ahenobarb's. Ich bin gerade kein Stoiker, aber Nero's Aufführung hat schon oft mein Mißfallen erregt, wenn Seneca und Burrus noch durch die Finger sahen. Wenn Du also meinst, daß ich beim Plautius etwas für Dich erreichen könnte, ich sehe Dir gern zu Diensten.“

„Wohl glaube ich, daß Du das vermöchtest. Du hast Einfluß auf ihn und bist erstaunlich ersfinderisch. Wenn Du mit Plautius sprechen wolltest —“

„Du hast zwar eine allzu günstige Meinung von meinem Einfluß und von meinem Mutterwitz, aber wenn Du nichts anderes begehrst, so will ich gern mit Plautius sprechen, sobald sie in die Stadt überfledeln.“

„Sie sind schon seit zwei Tagen hier.“

„Nun, dann laß' uns ins Triclinium gehen, wo das Frühstück unser harret. Wenn wir gestärkt sind, lassen wir uns zum Plautius tragen.“

„Du warst mir immer lieb und werth,“ rief Vinicius lebhaft, „jetzt aber hätte ich gute Lust, zwischen meinen Laren Deine Bildsäule aufzustellen, so schön wie diese hier, und ihr Opfer darzubringen.“

So sprechend wandte er sich den Statuen zu, welche die eine Längewand der düsterdurchschwängerten Lichthalle zierten und wies mit der Hand auf eine Bildsäule, die Petronius als Hermes mit dem Beutel in der Hand darstellte.

Hierauf fügte er hinzu:

„Beim Lichte des Helios! Wenn der „göttliche“ Alexander Dir glich, dann darf man sich über Helene nicht wundern.“

Dieser Ausruf enthielt ebenso viel Wahrheit als Schmeichelei, denn Petronius, wenn auch älter und minder athletisch gebaut, war noch schöner als Vinicius. Die römischen Frauen bewunderten an ihm nicht nur die geistige Gewandtheit und den feinen Geschmack, der ihm den Beinamen „arbitor elegantiarum“ eingetragen hatte, sondern auch des Körpers Wohlgestalt. Etwas

von dieser Bewunderung war sogar auf den Gesichtern der griechischen Mädchen zu lesen, welche jetzt die Falten seiner Toga ordneten, und von welchen besonders eine, Eunice mit Namen, demüthig und verzückt in seine Augen blickte.

Er achtete jedoch nicht darauf, sondern lächelte Vinicius zu und citirte als Antwort den Ausspruch Seneca's über die Weiber:

„Animal impudens und so weiter.“

Dann schlang er seinen Arm um den Nacken des jungen Mannes und führte ihn ins Triclinium.

Im Unctuarium waren die Sklavinnen indessen beschäftigt, die Muscheln mit den Wohlgerüchen wegzuräumen. Hinter dem halb zugezogenen Vorhang, der ins Frigidarium führte, erschienen jedoch bald darauf die Köpfe der Badediener und ein leises „Psst!“ ertönte, auf welches Zeichen eine der Griechinnen, die Phrygierinnen und die beiden Aethiopierinnen im Handumdrehen hinter dem Vorhang verschwanden. Der Augenblick war gekommen, wo es in den Thermen ausgelassen lustig zuging, welchem Uebermuth von Seite des Aufsehers kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde, weil er oft selbst an diesen Lustbarkeiten theilnahm. Petronius ahnte wohl etwas von diesem Treiben, aber da er kein Freund von Strafen war, drückte er ein Auge zu.

Im Unctuarium blieb bloß Eunice zurück. Eine Zeit lang lauschte sie noch dem Gelächter, das in der Richtung der Dampf-

bäder verfallte, dann hob sie den mit Bernstein und Elfenbein kunstvoll eingelegten Stuhl in die Höhe, auf welchem Petronius vor einer Weile gefessen hatte und rückte ihn vorsichtig bis zu dessen Bildsäule.

Helles Licht fluthete durch das Unctuarium und spiegelte sich in der farbig gesprenkelten Marmorbelleidung der Wände.

Eunice bestieg den Stuhl — und als sie sich in gleicher Höhe mit der Bildsäule befand, warf sie plötzlich die Arme um deren Hals — dann schüttelte sie ihr Goldhaar zurück, schmiegte ihren rothigen Leib an den weißen Marmor und preßte den Mund begeistert auf die kalten Rippen des Petronius.

II.

Nach dem Imbiß, der zwar Frühstück genannt wurde, zu welchem sich aber die beiden Genossen erst niederließen, als gewöhnliche Sterbliche schon längst das mittägliche Prandium hinter sich hatten, schlug Petronius eine kleine Siesta vor. Seiner Ansicht nach war es noch zu früh, um Besuche zu machen. Die Nachmittagsstunden erschienen ihm dazu als die geeignetsten, jedoch nicht eher, als bis die Sonne den Tempel des Kapitolinischen Zeus überstiegen hatte und ihre Strahlen schräg auf das Forum warf. Im Herbst war es in Rom noch heiß, und Nachmittags schliefen gang und gäbe. Es war so angenehm, im Atrium

dem Geplätscher der Fontaine zu lauschen und nach den üblichen tausend Schritten, in dem röthlichen Lichte, welches durch das purpurne, halb zugezogene Velarium drang, vor sich hinzuträumen.

Vinicius gab Petronius recht und sie begannen auf und ab zu schreiten, leicht hin über die neuesten Vorkommnisse in der Stadt und auf dem Palatium plaudernd, oder auch philosophische Bemerkungen über das Leben austauschend. Hierauf begab sich Petronius in sein Cubiculum, doch schlief er nicht lange. Nach einer halben Stunde kam er wieder zum Vorschein, und nachdem er sich Verbenenöl hatte reichen lassen, rieb er sich damit Hände und Schläfen.

„Du glaubst gar nicht, wie das belebt und erfrischt,“ sagte er. „Jetzt bin ich bereit.“

Die Sänfte wartete seit geraumer Zeit; sie nahmen Platz und ließen sich nach dem Vicus Patricius, zum Hause des Aulus tragen. Das Haus des Petronius lag am südlichen Abhange des Palatinus, unfern der sogenannten Carinā; der kürzeste Weg führte also unterhalb des Forums hinweg, aber Petronius, der gleichzeitig beim Juwelier Idomen vorsprechen wollte, ertheilte die Weisung, den Weg über den Vicus Apollinis und das Forum zu nehmen, in der Richtung des Vicus Sceleratus, an dessen Ecke sich die verschiedenartigsten Tabernen befanden.

Baumlange Mähren hoben die Sänfte in die Höhe und setzten sich in Bewegung. Petronius hielt eine Zeit lang die

nach Verbenenöl duftenden Finger vor die Nasenlöcher und schien nachzusinnen; dann sagte er:

„Es fällt mir gerade ein, daß Deine Waldnymphe ja ganz einfach zu Dir übersiedeln könnte, wenn sie keine Sklavin ist. Du würdest sie natürlich mit Liebesbeweisen und Reichtümern überschütten, wie ich meine vergötterte Chryzotemis, die ich, unter uns gesagt, mindestens schon ebenso satt habe wie sie mich.“

Marcus schüttelte das Haupt.

„Also nicht?“ fragte Petronius. „Du würdest bei dieser Geschichte schlimmstenfalls eine Stütze an dem Kaiser finden, denn ich würde meinen Einfluß aufwenden, damit unser Feuerbart auf Deiner Seite wäre.“

„Du kennst Hygia nicht!“ versetzte Vinicius.

„Ja, erlaube mir die Frage, kennst Du sie anders als vom Sehen? Hast Du mit ihr gesprochen? Hast Du ihr Deine Liebe gestanden?“

„Ich sah sie zuerst beim Springbrunnen und begegnete ihr dann noch zweimal. Du mußt wissen, daß ich in einer Seitenvilla wohnte, welche für die Gäste bestimmt ist, und da ich den Arm verstaucht hatte, konnte ich nicht zu den Mahlzeiten kommen. Erst am Vorabend meiner Abreise traf ich Hygia beim Abendimbiß, konnte aber kein Wort mit ihr sprechen. Ich mußte anhören, was mir Aulus von seinen britannischen Siegen und vom Verfall der kleinen Wirtschaften in Italien

erzählte. Ich weiß überhaupt nicht, ob er auch von anderen Dingen sprechen kann, und auch Du wirst dem nicht entrinnen, Du müßtest denn vorziehen, etwas über die Verweichlichung der Jetztzeit zu hören. Zum drittenmale traf ich Hygia bei der Cisterne im Garten; sie hielt ein eben ausgegriffenes Schilfrohr in der Hand, dessen Kolben sie ins Wasser tauchte, um die im Umlreise wachsenden Irisblumen damit zu besprengen. Sieh' diese meine Knie! Beim Schilde des Heracles, ich sage Dir, sie zitterten nicht, als die heulenden Panther wie ein finsternes Gewölk auf unsere Manipeln losstürmten, aber sie zitterten bei jener Cisterne. Verwirrt wie ein unmündiger Knabe bettelte ich die längste Zeit bloß mit den Augen um Mitleid, ohne ein Wort hervorbringen zu können.“

Petronius warf dem jungen Manne einen Blick zu, in dem etwas wie Neid lag.

„Der Glückliche!“ rief er aus. „Welt und Leben mögen so schlecht sein wie sie wollen — ein Gutes bleibt ihnen doch: die Jugend!“

Nach einer Pause fragte er:

„Du hast sie also gar nicht angesprochen?“

„O doch! Als ich erst ein wenig zur Besinnung gekommen war, sagte ich, daß mein Arm, den ich mir bei der Heimkehr verstaucht, mir viele Schmerzen verursacht, aber daß ich beim Verlassen dieses gastlichen Hauses einsehen gelernt habe, daß es besser sei, hier zu leiden als anderwärts zu genießen, besser

hier krank zu sein als anderwärts gesund. Sie hörte mich an, gleichfalls verwirrt mit gesenktem Köpfchen und zeichnete mit ihrem Nothrolben Figuren in den safrangelben Sand. Dann blickte sie flüchtig empor, ließ ihre Augen von den Figuren im Sande zu mir hinüberschweifen, als wolle sie etwas fragen — und entfloß dann plötzlich wie eine Dryade vor einem läppischen Faun.“

„Sie muß schöne Augen haben.“

„Wie das Meer. — Glaube mir, der Archipelagus ist minder blau. Bald darauf lief der kleine Plautius auf mich zu, und stellte mir eine Frage, doch ich verstand nicht, was er wollte.“

„O Athene!“ rief Petronius aus. „Nimm diesem Knaben die Binde von den Augen, welche Eros darum geschlungen, sonst schlägt er sich noch an den Säulen des Venus-tempels den Schädel entzwei!“

Hierauf wandte er sich an Vinicius:

„O, Du Frühlingsknöspchen am Lebensbaume! Du erstes, grünes Reisklein im Weinberge! Ich sollte Dich eigentlich statt zum Plautius in das Haus des Gelocius bringen lassen, wo sich eine Schule für lebensunkundige Knaben befindet.“

„Ja, was hätte ich denn thun sollen?“

„Lass' sehen! Kannst Du mir sagen, was für Zeichen das Mädchen in den Sand grub? War es vielleicht der Name Amor's, oder ein pfeildurchbohrtes Herz oder Aehnliches, aus

welchem sich entnehmen ließe, ob Sathyr dieser Nymphe nicht schon verschiedene süße Geheimnisse ins Ohr geflüstert? Wie konntest Du diese Zeichen unbeachtet lassen?“

„Länger trage ich die Toga als Du meinst,“ sagte Vinicius, „und ehe noch der kleine Plautius dazu kam, hatte ich die Zeichen längst geprüft. Ich weiß ja, daß die griechischen und römischen Jungfrauen oft ein Geständniß in den Sand graben, das ihre Lippen zu spröde sind zu gestehen. — Aber rathe einmal, was sie aufzeichnete?“

„Wenn es etwas anderes ist als ich vermuthe, so errathe ich es nicht.“

„Einen Fisch.“

„Wie sagst Du?“

„Nichts anderes als ich schon sagte, einen Fisch. Sollte das vielleicht bedeuten, daß in ihren Abern bisher noch kaltes Blut fließt? — Ich weiß es nicht! Du aber, der Du mich ein „Frühlingsknöspchen am Lebensbaume“ nanntest, weißt es gewiß.“

„Carissime! Um derlei Dinge mußt Du den Plinius fragen. Er ist ein Kennrr von Fischen.“

Das Gespräch ward unterbrochen, denn sie kamen jetzt in belebte Straßen, wo der Menschenlärm es übertönt hätte.

Vinicius, der lange nicht in der Stadt gewesen war, betrachtete mit einer gewissen Neugierde den Menschenwarm und das Forum romanum, das die Länder beherrschte, aber auch so von ihnen überschwemmt war, daß Petronius, die Ge-

anken seines Begleiters errathend, ausrufen konnte: „Siehe da, das Nest der Quiriten — ohne Quiriten!“ In der That verschwand das heimische Element fast in dieser Masse, die aus den verschiedenartigsten Racen und Nationen zusammengesetzt war. Man sah da Aethiopier und lichthaarige Riesen aus dem fernen Norden, Britannier, Gallier und Germanen, schlüßgügige Bewohner von Sericum, Männer vom Euphrat und Männer vom Indus mit ziegelrothen Bärten, Syrer von den Ufern des Drontes mit schwarzen, sanftblickenden Augen; klapperdürre Wüstenbewohner Arabiens, Juden mit eingefallenem Brustkorb, Aegypter mit dem ewigen Lächeln auf den gleichgiltigen Gesichtern, Numidier und Afren; Griechen aus Hellas, welche durch ihr Wissen, ihre Kunst, ihren Verstand und ihre Verschlagenheit mit den Römern um die Wette über die Stadt herrschten; Griechen von den Inseln und aus Kleinasien, aus Aegypten, aus Italien und dem narbonensischen Gallien.

Petronius war von dem Haufen wohl gekannt. An Vinicius' Ohr schlug beständig der Ausruf: „Hic est!“ — „Das ist er!“ — Er war seiner Freigiebigkeit wegen beliebt und seine Popularität hatte sich noch gesteigert, als man erfuhr, daß er sich vor dem Kaiser gegen das Todesurtheil ausgesprochen hatte, welches über die ganze „Familie“, das heißt über alle Sklaven des Präfecten Pedanius Secundus, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes verhängt worden war, weil einer von ihnen in einem Anfälle von Verzweiflung den Wütherich ermordet

hatte. Petronius erklärte zwar öffentlich, daß ihm die Sache selbst sehr gleichgiltig sei und er sich nur in seiner Eigenschaft als „arbitrator elegantiarum“ dagegen ausgesprochen habe, weil sein ästhetisches Empfinden sich durch das barbarische Gemetzel beleidigt fühlte, das vielleicht roher Scythien, nimmer aber römischer Männer würdig sei. Das über dieses Gemetzel tief empörte Volk liebte Petronius aber seither nichtsdestoweniger.

Er legte keinen Werth darauf, denn er erinnerte sich der Zeit, da dieses selbe Volk den Britannicus geliebt, welchen Nero vergiftete, und Agrippina, welche er ermorden ließ, und Octavia, die man auf Pandalaria erwürgte, nachdem man ihr vorher im heißen Dampfbade die Adern geöffnet, und Rubellus Plautus, der ausgewiesen wurde, und Traseas, dem schon der morgige Tag das Todesurtheil bringen konnte. Die Vorliebe des Volkes konnte eigentlich als schlechte Vorbedeutung gelten und der skeptische Petronius war abergläubisch. Zudem verachtete er die Menge als Aristokrat und als Aesthetiker, und ohne daher die Zurufe und Fußhände zu erwidern, erzählte er seinem Begleiter die Geschichte des Pedanius, wobei er über die Wandelbarkeit des Straßenpöbels spottete, der am Tage nach dem drohenden Aufruhr dem Kaiser auf seiner Fahrt zum Tempel des Jupiter Stator zugejubelt hatte. Vor dem Buchhandel des Avirnus ließ Petronius halten und kaufte ein zierliches Manuscript, welches er Vinicius überreichte.

„Ein Geschenk für Dich,“ sagte er.

„Dank!“ versetzte Vinicius, und mit einem Blicke auf den Titel fügte er fragend hinzu:

„Satiricon? Etwas Neues? Von wem?“

„Von mir. Doch mag ich nicht in die Fußtapfen des Rufinus treten, dessen Geschichte ich Dir erzählen wollte, noch in die des Fabricius Veiento, ich bitte Dich also, es niemandem zu sagen, denn niemand weiß davon.“

„Aber sagtest Du nicht, daß Du keine Verse schreibst?“ sagte Vinicius, einen Blick in das Manuscript werfend. — „Hier aber finde ich die Prosa stark von Versen durchseht.“

„Wenn Du es liest, wende Deine Aufmerksamkeit dem Gastmahle des Trimalchion zu! Was die Verse anbelangt, so sind sie mir von dem Augenblicke an verleidet, seit Nero ein Epos schreibt. Du weißt, wenn Vitellius sich erleichtern will, so steckt er einen kleinen Elfenbeinsößel in den Schlund, Andere bedienen sich zu diesem Zwecke in Del getauchter Flamingosfedern oder nehmen einen Absud von wildem Thymian; ich brauche nur Nero's Gedichte zu überlesen und die Wirkung ist eine augenblickliche. Auf diese Art kann ich dann die Verse, wenn auch nicht mit reinem Gewissen, so doch mit gereinigtem Magen laben.“

So sprechend ließ er die Sänfte vor dem Juwelier Idomen halten und nachdem er die Angelegenheit mit den Gemmen ins Reine gebracht, befahl er, die Sänfte geradewegs bis zum Hause des Aulus zu tragen.

„Unterwegs erzähle ich Dir zum Beweise, was Autoren-eitelkeit ist, die Geschichte des Rufinus,“ sagte er.

Doch ehe er noch begonnen hatte, bogen sie in den Vicus Patricius ein und befanden sich gleich darauf vor der Behausung des Aulus Plantius. Ein junger, kräftiger Thürhüter öffnete ihnen das zum Ostium führende Thor, über welchem in einem Käfig eine Elster hing, die sie mit einem lärmenden „Salve“ begrüßte.

Auf dem Wege aus dem zweiten Vorhaus, dem sogenannten Ostium, in das eigentliche Atrium, sagte Vinicius:

„Hast Du bemerkt, daß hier der Thürhüter keine Ketten trägt?“

„Ein merkwürdiges Haus,“ versetzte halblaut Petronius. „Es ist Dir gewiß bekannt, daß man Pomponia Gracina im Verdachte hat, Bekennerin eines Aberglaubens aus dem Osten zu sein, der auf der Verehrung irgend eines „Chrestos“ beruht. Das hat ihr nämlich Crispinilla aufgebracht, weil sie ihr's nicht verzeihen kann, daß ihr ein Mann für die ganze Lebenszeit genügt. Univira! — Eine Schüssel norischer Schwämme dürfte heutzutage in Rom leichter zu haben sein. Man hat sogar Hausgericht über sie gehalten.“

„Du hast recht; es ist ein merkwürdiges Haus. Später erzähl' ich Dir noch, was ich gesehen und gehört.“

So sprechend gelangten sie ins Atrium. Der Atrienflüchtelte den Nomenclator aus, die Gäste anzumelden, während

die Dienerschaft Stühle und Fußchemel für die Ankömmlinge zurechtshob. Petronius, der sich vorgestellt hatte, daß in diesem Hause ewige Traner herrschen müßte, blickte erstaunt und angenehm enttäuscht um sich, denn das Atrium machte eher einen heiteren Eindruck. Aus der Höhe drang durch eine Oeffnung eine helle Lichtgarbe, die an dem Springbrunnen in tausend Funken zerstäubte. Ein viereckiger Teich, in dessen Mitte der Springquell emporsprudelte und der, zur Ausnahme des bei schlechtem Wetter durch die obere Dachluke dringenden Regenwassers bestimmt, Impluvium hieß, war von Anemonen und Lilien umgeben. Besonders für die Lilien schien man eine Vorliebe zu haben; es gab deren ganze Gebüsche; weiße und feuerfarbige Lilien und violette Irisblumen, deren zarte Blütenblätter unter dem zerstäubenden Wasser wie versilbert erschienen. Durch das feuchte Moos, mit welchem die Lilienbehälter bedeckt waren und durch die Blätterbüschel sah man Bronzestatuetten hervorschimmern, welche Kinder und Wassergeflügel darstellten. Der Fußboden des Atriums bestand aus Mosaik; die Wände, theils mit rothem Marmor bekleidet, theils mit Bäumen, Fischen, Vögeln und Greifen bemalt, lockten farbenfreudig das Auge. In allem verrieth sich eine gewisse ruhige Wohlhabenheit, nirgends Luxus, aber überall Vornehmheit und Selbstbewußtsein.

Petronius, der zwar viel prächtiger eingerichtet war, fand hier doch nichts, was seinen Geschmack beleidigt hätte, und er wollte sich gerade mit einer Bemerkung darüber an Vinicius

wenden, als der Behang zur Seite geschoben wurde, welcher das Atrium vom Tablinum trennte, und in der Tiefe der sich eilig nähernde Aulus Plautius sichtbar ward.

Aulus war ein in vorgerückten Jahren stehender Mann, auf dessen Haupt schon ein silberner Keis lag; aber er war noch rüstig und hatte ein energisches, etwas zu kurz gerathenes Gesicht, das an einen Adlerkopf erinnerte. Jetzt malte sich etwas wie Erstaunen, ja wie Unruhe auf seinen Zügen über den unerwarteten Besuch des Freundes, Genossen und gewiß auch Ohrenbläfers Kaiser Nero's.

Petronius war zu sehr Weltmann und zu scharfsinnig, um das nicht zu bemerken; nach den ersten Begrüßungen versicherte er daher auch mit aller Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit, die ihm zu Gebote standen, daß er gekommen sei, für die freundliche Pflege zu danken, die seinem Schwesterohne in diesem Hause zutheil geworden, und daß einzig und allein Dankbarkeit die Ursache seines Kommens sei, wozu er sich übrigens durch die lange Bekanntschaft, die ihn mit Aulus verband, ermunthigt gefühlt.

Aulus versicherte seinerseits, daß er ihm ein lieber Gast sei, und was die Dankbarkeit beträfe, so hege er selber etwas dergleichen für Petronius, wenn auch dieser vielleicht kaum die Ursache errathen werde.

Petronius errieth wirklich nicht, worauf Aulus anspielte. Die aufdraunen Augen zur Decke erhebend, bemühte er sich ver-

gebens, sich irgend eines Dienstes zu entsinnen, welchen er dem Aulus oder irgend einem Anderen geleistet haben könnte. Es fiel ihm nichts ein, außer der Gefälligkeit, die er eben jetzt dem Vinicius zu leisten beabsichtigte.

„Du hast dem Vespasian, den ich schätze und liebe, das Leben gerettet,“ sagte Aulus, „als er das Unglück hatte, bei einer Vorlesung kaiserlicher Gedichte einzuschlafen.“

„Ein Glück für ihn,“ versetzte Petronius, „denn auf die Art hat er sie wenigstens nicht gehört! Doch gebe ich zu, daß es ein schlimmes Ende hätte nehmen können, denn der Fenerbart wollte durchaus einen Centurio zu ihm senden, mit dem freundschaftlichen Auftrage, er möge sich gefälligst die Adern aufschneiden.“

„Und Du lachtest ihn aus, Petronius.“

„So ist es, oder eigentlich umgekehrt. Ich sagte bloß, daß, wenn Orpheus durch seinen Gesang die wilden Bestien eingeschlafert habe, Nero's Triumph kein geringerer sei, weil es ihm gelang, Vespasian einzuschlafen. Du weißt, man darf ja Ahenobarb tabeln unter der Bedingung, daß ein winziger Tabel eine große Schmeichelei enthält. Unsere huldvolle Augusta, Poppäa, versteht das ausgezeichnet.“

„Ja leider, das sind jetzt schon solche Zeiten,“ erwiderte Aulus. „Mir fehlen zwei Vorderzähne, die mir ein von Britannenhand geschleudertes Stein einschlug, und ich zische seither beim Sprechen, aber die glücklichste Zeit meines Lebens habe ich doch in Britannien zugebracht.“

„Weil es eine flegreiche war,“ warf Vinicius ein.

In der Besorgniß, daß der alte Feldherr von seinen Schlachten zu erzählen anfangen werde, änderte Petronius rasch den Gegenstand des Gespräches. In Präneße hatten Landleute ein todtcs Wolfsjunge mit zwei Köpfen gefunden, und während des vorgestrigen Gewitters hatte der Blitz einen Edpfeiler vom Lunatempel beschädigt, was in Anbetracht der vorgerückten Jahreszeit ein unerhörtes Ereigniß war.

Als auch dieses Gesprächsthema erschöpft war, begann Petronius die Behausung des Aulus zu loben, wie auch den guten Geschmack, der sich in allem verrieth.

„Es ist ein alter Wohnstz,“ versetzte Plautius, „in welchem ich seit der Zeit, da ich ihn ererbte, nichts geändert habe.“

Seit der Behang zwischen dem Atrium und Tablinum beiseite geschoben worden war, stand das Haus durch und durch offen, so daß der Blick durch das Tablinum, den anstoßenden Peristyl und den dahinter liegenden Saal ungehindert bis in den Garten schweifen konnte, welcher in der Ferne wie ein liches Bild, von dunklem Rahmen umsäumt, sichtbar wurde. Fröhliches Kinderlachen drang von dorthcr ins Atrium.

„O, Feldherr,“ rief Petronius aus, „gestatte uns, dieses herzliche Gelächter in der Nähe anzuhören; es ist eine solche Seltenheit heutzutage.“

„Gern,“ versetzte Plautius, sich erhebend. „Mein kleiner Aulus und Uggia sind beim Ballspiele. Uebrigens, was das

gebens, sich irgend eines Dienstes zu entsinnen, welchen er dem Aulus oder irgend einem Anderen geleistet haben könnte. Es fiel ihm nichts ein, außer der Gefälligkeit, die er eben jetzt dem Vinicius zu leisten beabsichtigte.

„Du hast dem Vespasian, den ich schätze und liebe, das Leben gerettet,“ sagte Aulus, „als er das Unglück hatte, bei einer Vorlesung kaiserlicher Gedichte einzuschlafen.“

„Ein Glück für ihn,“ versetzte Petronius, „denn auf die Art hat er sie wenigstens nicht gehört! Doch gebe ich zu, daß es ein schlimmes Ende hätte nehmen können, denn der Feuerbart wollte durchaus einen Centurio zu ihm senden, mit dem freundschaftlichen Auftrage, er möge sich gefälligst die Adern aufschneiden.“

„Und Du lachtest ihn aus, Petronius.“

„So ist es, oder eigentlich umgekehrt. Ich sagte bloß, daß, wenn Orpheus durch seinen Gesang die wilden Bestien eingeschläfert habe, Nero's Triumph kein geringerer sei, weil es ihm gelang, Vespasian einzuschläfern. Du weißt, man darf ja Agnobarb tadeln unter der Bedingung, daß ein winziger Tadel eine große Schmeichelei enthält. Unsere huldvolle Augusta, Poppäa, versteht das ausgezeichnet.“

„Ja leider, das sind jetzt schon solche Zeiten,“ erwiderte Aulus. „Mir fehlen zwei Vorderzähne, die mir ein von Britannenhand geschleuderter Stein einschlug, und ich zähle seither beim Sprechen, aber die glücklichste Zeit meines Lebens habe ich doch in Britannien zugebracht.“

„Weil es eine siegreiche war,“ warf Vinicius ein.

In der Besorgniß, daß der alte Feldherr von seinen Schlachten zu erzählen anfangen werde, änderte Petronius rasch den Gegenstand des Gesprächs. In Präneſte hatten Landleute ein todtcs Wolfsjunge mit zwei Köpfen gefunden, und während des vorgestrigen Gewitters hatte der Blitz einen Tempel des Lunatempel beschädigt, was in Anbetracht der vorgerückten Jahreszeit ein unerhörtes Ereigniß war.

Als auch dieses Gesprächsthema erschöpft war, begann Petronius die Behauptung des Aulus zu loben, wie auch den guten Geschmack, der sich in allem verrieth.

„Es ist ein alter Wohnsitz,“ versetzte Plautius, „in welchem ich seit der Zeit, da ich ihn ererbte, nichts geändert habe.“

Seit der Behang zwischen dem Atrium und Tablinum beiseite geschoben worden war, stand das Haus durch und durch offen, so daß der Blick durch das Tablinum, den anstoßenden Peristyl und den dahinter liegenden Saal ungehindert bis in den Garten schweifen konnte, welcher in der Ferne wie ein liches Bild, von dunklem Rahmen umsäumt, sichtbar wurde. Fröhliches Kinderlachen drang von dorthier ins Atrium.

„O, Feldherr,“ rief Petronius aus, „gestatte uns, dieses herzliche Gelächter in der Nähe anzuhören; es ist eine solche Seltenheit heutzutage.“

„Gern,“ versetzte Plautius, sich erhebend. „Mein kleiner Aulus und Uygia sind beim Ballspiele. Uebrigens, was das

Lachen anbelangt, Petronius, Du lachst ja den ganzen Tag.“

„Das Leben ist des Lachens werth, deshalb lache ich,“ erwiderte Petronius. „Hier aber hat das Gelächter doch einen anderen Klang.“

„Petronius,“ fügte Vinicius hinzu, „pflegt übrigens nicht den ganzen Tag zu lachen, weit eher die ganzen Nächte.“

So plaudernd durchschritten sie das Haus der Länge nach und gelangten bis in den Garten, wo Tygia und der kleine Aulus die Ballen in die Höhe warfen, welche von ausschließlich zu dieser Unterhaltung bestimmten Sklaven, *sphaeristae* genannt, vom Boden aufgelesen und immer wieder den Spielenden überreicht wurden. Petronius warf einen raschen, flüchtigen Blick auf Tygia, während der kleine Aulus, als er Vinicius erblickte, auf diesen zulief, der junge Mann aber neigte im Vorüberstreiten das Haupt vor dem lieblichen Mädchen, das mit dem Ball in der Hand athemlos und erröthend da stand mit verwehtem Haar.

Im Gartentriclinium, das von Epheu, wildem Wein und Geißblatt überschattet war, saß Pomponia Gräcina, und man ging sie zu begrüßen. Obwohl Petronius nicht zu den Besuchern des Hauses zählte, war ihm Pomponia bekannt, denn er war schon häufig bei Seneca und Anderen mit ihr zusammengetroffen. Er konnte ihrem traurigen stillen Antlitz und der Vornehmheit ihrer Gestalt, ihrer Geberden und Reden eine ge-

misste Bewunderung nicht versagen. Pomponia warf seine Anschauung vom Weibe derart über den Haufen, daß der in Grund und Boden verderbte und wie kein Zweiter in Rom selbstbewußte Mann ihr gegenüber nicht nur so etwas wie Achtung empfand, sondern sogar seine gewohnte Sicherheit einigermaßen einbüßte. Auch jetzt, während er für das Vinicius gewährte Obdach dankte, entschlüpfte ihm unwillkürlich die Anrede „domina“, was ihm nie einfiel, wenn er mit Calpurnia Crispinilla und anderen Frauen der großen Welt verkehrte.

Pomponia Gräcina hatte zwar den Zenith des Lebens bereits überschritten, sah aber ungewöhnlich frisch aus, und da ihr Kopf klein und die Züge zart waren, machte sie zuweilen trotz der schwarzen Gewänder und des traurigen Ernstes ihrer Züge noch den Eindruck einer ganz jungen Frau.

Inzwischen hatte der kleine Aulus Vinicius, mit welchem er schon auf dem Landstige Freundschaft geschlossen hatte, zum Ballspiele aufgefordert. Nach dem Knaben betrat auch Tygia das Triclinium. Unter den Epheugehängen und den über ihr Antlitz hinhuschenden Lichtpünktchen erschien sie Petronius hübscher als beim ersten Anblicke und wirklich nicht unähnlich einer Nymphe. Bisher hatte er sie noch nicht angesprochen; daher erhob er sich jetzt von seinem Sitze, neigte das Haupt und citirte statt der üblichen Grußformel die Worte, mit welchen Odysseus die Nausikaa begrüßte:

„Hohe, Dich grüß' ich, Du siehst eine Göttin
oder ein Mädchen!

Bist Du eine der Sterblichen, welche die
Erde bewohnen,

Dreimal selig Dem Vater und Deine treff-
liche Mutter,

Dreimal selig die Bräuer!“

Selbst Pomponia fand Gefallen an der höflichen Gewandtheit des Weltmannes und Iphigie horchte verwirrt und erröthend, ohne die Augen aufzuschlagen. Allmählich aber begann ein schelmisches Lächeln ihre Mundwinkel zu umspielen, auf ihren Bügen kämpfte mädchenhafte Scham sichtlich mit dem Wunsche, Antwort zu geben, welcher Wunsch offenbar den Sieg davon trug, denn sie erhob plötzlich den Blick zu Petronius und antwortete mit den Worten Naufikaa's athemlos und als sage sie eine eingelernte Lectio her:

„Keinem geringen Manne, noch thörichtem
gleichst Du, o Fremdling!“

Im nächsten Augenblicke wandte sie sich um und entfloh wie ein verschuchtes Vögelchen.

— — — — —
Nun war die Reihe sich zu wundern an Petronius, denn er hatte nicht erwartet, aus dem Munde eines Mädchens, von dessen barbarischer Abstammung Vinicius ihn unterrichtet hatte, homerische Verse zu vernehmen. Er blickte fragend zu Pomponia

hinüber, doch konnte ihm diese keine Auskunft geben, weil sie sich eben lächelnd an dem Stolze weidete, der das Antlitz des alten Aulus verklärte. Trotz seiner altrömischen Vorurtheile, die ihn antrieben, gegen die griechische Bildung und deren Verbreitung zu donnern, hielt er jene nämlich doch für den Gipfel gesellschaftlichen Schliffes, und es freute ihn daher, daß der seine Weltmann und Literat, welcher sein Haus für ein barbarisches ansah, in diesem Hause einen Vers Homer's als Antwort bekommen hatte.

„Wir haben einen griechischen Pädagogen im Hause,“ sagte er, zu Petronius gewendet, „der unseren Knaben unterrichtet, wobei das Mädchen zuhört. Es ist noch eine Nachstelze, aber eine gar liebe Nachstelze, die uns Beiden ans Herz gewachsen ist.“

Petronius warf durch die Epheu- und Geißblattranken einen Blick in den Garten und beobachtete die Spielenden. Vinicius hatte die Toga abgeworfen und schleuderte in der bloßen Tunica den Ball in die Höhe, den die ihm gegenüberstehende Iphigie mit hohergehobenen Armen aufzufangen suchte. — Das Mädchen hatte beim ersten Anblick keinen großen Eindruck auf Petronius gemacht. Es erschien ihm gar zu schwächlich. Doch als er es im Triclinium näher ins Auge faßte, fand er als Kenner das Besondere an Iphigie heraus. Jede Einzelheit wurde von ihm bemerkt und gewürdigt: das rosig angehauchte, durchsichtige Antlitz, die frischen, wie zum Kusse gewölbten Lippen, die azurblauen Augen und die alabasterweiße Stirn,

die Fülle des dunklen Haares, dessen Spitzen wie Bernstein oder korinthisches Erz schimmerten, der schlank Hals, die „göttlich“ abfallenden Schultern und die ganze biegsame, zarte, maienjunge, knospende Gestalt.

„Vinicius hat recht,“ dachte er, „und meine Thryzotemis ist alt, alt! — wie Troja!“

Die jungen Leute hatten inzwischen ihr Spiel beendet und wandelten auf den Kieswegen des Gartens hin und wieder, wobei sich die drei Gestalten wie weiße Bildsäulen von dem dunklen Hintergrunde der Myrten und Cyressen abhoben. Tygia hielt den kleinen Aulus bei der Hand. Als sie sich eine Weile ergungen hatten, ließen sie sich auf einer Bank nieder. Den Knaben litt es aber da nicht lange; er machte sich auf, um die Fische aufzuscheuchen, die in dem krystallhellen Wasser des Teiches umherschwammen, und Vinicius fuhr in der Rede fort, welche er schon während des Spazierganges begonnen hatte:

„Ja,“ sagte er mit leiser, zitternder Stimme. „Ich hatte kaum die Toga praetexta abgeworfen, als ich bei der asiatischen Legion eingereiht wurde. Ich kannte weder die Stadt und deren Freuden, noch das Leben, noch die Liebe. Ich kann wohl einige Gedichte des Anakreon und Horaz auswendig, aber nimmer vermöchte ich es Verse zu sprechen, wenn der Geist vor Bewunderung sprachlos wird und keine eigenen Worte findet. Als ich ein Knabe war, besuchte ich die Schule des Musonius,

welcher uns lehrte, daß unser Glück stets darauf beruht, zu wollen, was die Götter wollen, und daß es daher bloß von uns abhängt, glücklich zu sein. Ich glaube aber, daß es noch ein anderes, viel größeres Glück giebt, das nicht von unserem Willen abhängt, denn nur die Liebe kann es geben.“

Er verstummte, und eine Zeit lang vernahm man nur das leise Gurgeln des Wassers, welches der kleine Aulus mit Steinen bewarf, um die Fische aufzuscheuchen.

Nach einer Weile begann Vinicius von neuem, diesmal mit noch weicherer, leiserer Stimme:

„Du kennst doch Titus, des Vespaflan's Sohn? Man sagt, er habe sich, kaum dem Knabenalter entsprossen, so leidenschaftlich in Berenice verliebt, daß die Sehnsucht ihm fast das Lebensmark ausaugte. — Auch ich vermöchte so zu lieben, Tygia! Reichthum, Ruhm, Macht — sie sind ein leerer Rauch! Ein Nichts! Aber kann der Kaiser, kann ein Gott selbst seliger sein als der gewöhnlichste Sterbliche, wenn ein theueres Haupt an seiner Brust ruht und er einen Kuß auf geliebte Lippen drückt? Die Liebe stellt uns den Göttern gleich — o Tygia!“

Sie lauschte unruhig und verwundert, aber aufmerksam, als höre sie Kitharallänge. Es war ihr, als singe Vinicius eine feltjame Weise, die sich in ihr Ohr einschmeickelte und ihr Blut in Wallung brachte und sie hatte zugleich ein Gefühl, als habe er etwas ausgesprochen, das schon vordem in ihr vorhanden gewesen und das sie nur nicht begriffen hatte.

Die Sonne hatte sich inzwischen längst über den Tiber gemäht und stand niedrig über dem Janiculus. Auf die regungslosen Cypressen fiel ein röthlicher Lichtschein — die ganze Luft war davon durchtränkt. Nygia hob die blauen, wie eben aus dem Schlummer erwachenden Augen zu Vinicius empor und mit einemmale — im Abendsschimmer, über sie geneigt und mit der zitternden Bitte im Blicke, erschien er ihr schöner als alle Menschen, ja selbst schöner als die griechischen und römischen Götter vor den Tempeln. Er aber umfing ihre Hand ober dem Gelenke und fragte:

„Du erräthst nicht, warum ich Dir das sage, Nygia?“

„Nein!“ flüsterle sie so leise, daß er es kaum verstand.

Doch er glaubte ihr nicht, und von der in der Nähe des reizenden Mädchens erwachten Begierde überwältigt, hätte er vielleicht noch feurigere Worte an sie gerichtet und sie an das laut pochende Herz gezogen. Wenn nicht in diesem Augenblicke der alte Aulus auf dem myrtenumsäumten Fußpfade sichtbar geworden wäre, und den jungen Leuten die Mahnung zugerufen hätte:

„Die Sonne geht unter — hütet Euch vor der Abendkühle. — Libitina läßt nicht mit sich spaßen.“

„Nicht doch,“ versetzte Vinicius, „ich habe bisher die Toga nicht umgenommen und die Kühle nicht empfunden.“

„Und doch blickt nur mehr die halbe Scheibe hinter dem Berge hervor,“ versetzte der alte Feldherr. „In Sicilien ist

das freilich anders, dort versammelt sich des Abends das Volk auf den Ringplätzen, um mit Chorgesängen vom niedersteigenden Phöbus Abschied zu nehmen.“

Er vergaß, daß er eben selbst vor der Todesgöttin gewarnt und begann von Sicilien zu erzählen, wo er eine große Landwirtschaft besaß, die ihm sehr am Herzen lag. Er erwähnte auch, daß ihm schon der Gedanke gekommen sei, ganz nach Sicilien zu übersiedeln und dort ruhig das Ende seiner Tage abzuwarten.

„Wie? Du hättest Lust, Rom zu verlassen, Plautius?“ fragte Vinicius plötzlich beunruhigt.

„Seit lange schon hege ich diesen Wunsch,“ erwiderte Aulus, „denn dort lebt man ruhiger und gefahrloser.“

Und er begann seine Obstgärten und seine Heerden zu rühmen — das im Grün versteckte Haus und die Berge, wo der Thymian und das Pfefferkraut wuchs, über denen Bienen schwärme summten. Vinicius hatte keinen Sinn für diese bucolische Weise — er dachte nur daran, daß Nygia ihm entrisen werden könnte und blickte zu Petronius hinüber, von dessen Scharfsinn er einzig und allein Hilfe erwartete.

Petronius, der an Pomponia's Seite saß, schwelgte indessen im Anblicke der untergehenden Sonne, des Gartens und der beim Teiche stehenden Menschengruppe. Die weißen Gewänder hoben sich im Abendsschimmer goldfarben vom dunklen Myrtenhintergrunde ab. Das Abendroth färbte den Himmel purpurn und violett und schillerte in allen Farben des Opals. Die

schwarzen Silhouetten der Cypressen traten noch schärfer hervor als am hellen Tage und über den Menschen, den Bäumen, dem ganzen Garten lagerte der Abendfriede.

Petronius fiel diese eigenthümliche Friedensstimmung auf, besonders an den Menschen befreundete sie ihn. Im Antlitz Pomponia's, des alten Aulus, des Knaben und Thigia's lag ein Ausdruck, den er nie auf den Zügen jener sah, die ihn tagtäglich oder eigentlich allnächtlich umgaben, ein sanftes Licht, eine Heiterkeit, die nur von der Lebensweise ausstrahlen konnte, welche hier Alle führten. Nicht ohne Verwunderung gestand er sich, daß eine Schönheit und ein süßes Behagen denkbar seien, die er, der stets nach diesen beiden Dingen jagte, nicht kennen gelernt habe.

„Ich vergleiche im Geiste Euere Welt mit der Welt, über welche Nero regiert,“ sagte er zu Pomponia gewendet. „Wie verschieden sind sie voneinander!“

Sie aber hob ihr zartes Gesicht zum Abendroth empor und erwiderte einfach:

„Ueber die Welt regiert nicht Nero, sondern Gott.“

Eine kurze Stille folgte, doch ehe noch die Anderen herzutraten, stellte Petronius die Frage:

„Du glaubst also an die Götter, Pomponia?“

„Ich glaube an Gott, der ein einziger, gerechter und allmächtiger Gott ist,“ erwiderte die Gattin des Aulus Plautius.

III.

„Sie glaubt an Gott, der ein einziger, allmächtiger und gerechter Gott ist,“ wiederholte Petronius, als er sich wieder allein mit Vinicius in der Cänsie befand. „Wenn ihr Gott allmächtig ist, dann regiert er über Leben und Sterben, und wenn er gerecht ist, dann sendet er verdienstermaßen den Tod. Warum trägt also Pomponia noch um Julia Trauer? Indem sie trauert, tadelt sie ja ihren Gott. Diesen logischen Schluß muß ich doch einmal unserem feuerfarbigen Affen aufstischen, denn ich bilde mir ein, es in der Dialektik mit Sokrates aufzunehmen. — Beim heiligen Leibe der ägyptischen Isis! Wenn ich geradezu gesagt hätte, wozu wir gekommen sind, ich glaube, Pomponia's Tugend hätte einen Klang von sich gegeben wie ein Erzschild, auf welches man mit einer Keule geschlagen. Aber ich wagte es nicht! Ich rufe Dich zum Zeugen auf, Vinicius, daß ich's nicht wagte. Uebrigens kann ich Deine Wahl nur billigen. Die „rosenfingerige Aurora“, wie sie leibt und lebt! und weißt Du, woran sie mich noch erinnerte? An den Frühling! Aber nicht an unseren Frühling in Italien, wo sich kaum hier und dort ein Apfelbaum mit Blüthen bedeckt, und die Delgärten grau bleiben wie zuvor, sondern an den Frühling, den ich einst in Helvetien erlebte, den jungen, frischen, lichtgrünen, knospenden Lenz. Bei der bleichen Selene, Marcus, ich wundere mich nicht über Dich, aber weißt Du auch, daß Du eine Diana liebst,

und daß Aulus und Pomponia Dich in Stücke reißen werden wie einst die Hunde den Aetäon zerrissen?"

Vinicius schwieg eine Zeit lang, ohne das Haupt zu erheben, dann aber begann er mit vor Leidenschaft bebender Stimme:

"Wenn ich sie bisher ersehnte, so ersieh' ich sie jetzt noch tausendmal mehr. Als ich ihre Hand erfaßte, wehte es mich an wie Feuer. Ich muß sie haben. Wäre ich Zeus, ich umhüllte sie als Wolke, wie er Io umhüllte, oder ich sprühte als Regen auf sie hernieder wie er auf Danae. Ich möchte ihren Mund küssen, bis er schmerzte! Ich möchte sie aufschreien hören in meiner Umarmung! Ich möchte Aulus und Pomponia tödten, Pygia entführen und auf meinen Armen in mein Haus tragen. Ich werde heute kein Auge schließen. Einen meiner Sklaven will ich peitschen lassen, um sein Gewimmer zu hören."

"Beruhige Dich," sagte Petronius, "Du hast Gelüste wie ein Zimmermann aus der Subura."

"Das ist mir einerlei. Ich muß sie haben. Ich habe Dich um Rath gebeten, doch wenn Du mir keinen weißt, werde ich mir selber helfen. Aulus betrachtet Pygia als seine Tochter, warum sollte ich eine Sklavin in ihr sehen? Gibt es keinen anderen Ausweg, so mag sie die Schwelle meines Hauses umspinnen, mit Wolfsfette salben und als mein Eheweib an meinem Herde sitzen."

"Beruhige Dich, wahnwitziger Consulspröckling! Führen wir deshalb die Barbaren an Striden hinter unseren Sieges-

wagen her, um dann ihre Töchter zu heiraten? Hüte Dich vor dem Neuzerker! Erschöpfe zuerst alle wohlstandigen Mittel und gönne Dir und mir Zeit zur Ueberlegung. In meinen Augen war Chryzotemis seinerzeit auch eine Tochter des Zeus und doch hab' ich sie nicht geheiratet. Fasse Dich in Geduld! Für alles giebt es Rath, und Petronius müßte nicht Petronius sein, wenn er nicht irgend einen Ausweg fände."

Wieder verstummten Beide, bis Vinicius nach einer Weile schon etwas ruhiger sagte:

"Ich danke Dir. Möge Fortuna sich Dir freigebig bezeigen."

"Hab' Geduld!"

"Wohin liehest Du Dich tragen?"

"Zu Chryzotemis."

"Du Glücklicher, der Du das Weib Dein nennst, das Du liebst!"

"Ich? Weißt Du, was mir an Chryzotemis noch Spaß macht? Daß sie mich mit meinem eigenen Freigelassenen, dem Lautenschläger Theocles betrügt, und sich einbildet, daß ich nichts davon merke. Komme mit, willst Du? Ich bin nicht eifersüchtig, dies zur Richtschnur, wenn sie mit Dir kokettiren sollte."

Wirklich ließen sich Beide zu Chryzotemis tragen.

Im Vorhause legte Petronius die Hand auf des Vinicius Arm und sagte: "Warte, mir scheint, ich habe einen Plan."

"Mögen sämtliche Götter Dir's vergelten."

„Ja, ja, ich glaube, das Mittel ist unfehlbar. In wenigen Tagen schon soll Hygia unter Deinem Dache vom Kerne der Demeter essen.“

„Du bist größer als Cäsar!“ rief Vinicius begeistert.

IV.

Petronius hielt sein Versprechen. Am Tage, der dem Besuche bei Chryzotemis folgte, schlief er zwar bis in die sinkende Nacht, doch des Abends ließ er sich auf den Palatinus tragen und hatte eine vertrauliche Unterredung mit Nero. Die Folge davon war, daß schon am dritten Tage ein Centurio an der Spitze einer Abtheilung der prätorianischen Leibwache vor dem Hause des Plautius erschien.

Die Zeiten waren unsicher und schrecklich. Boten dieser Art waren gewöhnlich Todesverkünder. Als daher der Centurio mit dem Hammer an das Thor des Aulus pochte, und der Oberaufseher des Atriums die Kunde brachte, daß Soldaten sich in der Vorhalle befänden, herrschte dumpfer Schreck im ganzen Hause. Die Familie versammelte sich vollzählig um den alten Krieger, denn niemand zweifelte, daß die Gefahr vor Allen ihn bedrohe. Pomponia umklammerte seinen Hals mit den Armen, schmiegte sich innig an ihn und ihre blassen Lippen bewegten sich rasch, leise Worte murmelnd. Hygia, weiß wie ein

Luch, bedeckte seine Hand mit Küffen und der kleine Aulus hielt die väterliche Toga umklammert. Von den Corridoren, von den höher gelegenen Zimmern, aus den Gesinde- und Badestuben, aus den gewölbten Kellerräumen, kurz aus dem ganzen Hause strömten Sklaven und Sklavinnen herbei, Rufe wie „Heu! heu! me miserum!“ wurden vernehmbar; die Weiber brachen in lautes Schluchzen aus; einige trugten ihre Wangen blutig oder verhüllten ihre Häupter mit Tüchern.

Nur der alte Kriegsmann selbst, der dem Tode unzählige male ins Antlitz geschaut hatte, blieb ruhig und sein kurzes Adlerprofil war wie aus Stein gehauen. Nach einer Weile, als er dem Wehklagen Einhalt geboten und der Dienerschaft befohlen hatte auseinanderzugehen, sagte er:

„Lasse mich, Pomponia. Wenn wirklich das Ende für mich gekommen ist, werden wir noch Zeit haben, Abschied zu nehmen.“

Damit schob er sie sanft von sich; sie aber sprach:

„O, Aulus, wäre doch Dein Los auch das mein!“

Dann sank sie in die Knie und betete mit einer Inbrunst und Kraft, wie sie nur die Sorge um ein theueres Leben verleihen.

Aulus betrat das Atrium, wo der Centurio auf ihn wartete. Es war der alte Cajus Pasta, sein ehemaliger Untergebener und Genosse aus den britannischen Kriegen.

„Sei mir gegrüßt, mein Feldherr,“ sagte er. „Ich bringe Dir einen Befehl und die Grüße des Kaisers. Hier sind die Tafelchen zum Zeichen, daß ich in seinem Namen komme.“

„Ich bin dem Kaiser dankbar für seine Größe und dem Befehle werde ich Folge leisten,“ erwiderte Plautius. „Sei mir gegrüßt, Hasta, und sprich, welchen Auftrag hast Du zu überbringen?“

„Aulus Plautius,“ begann Hasta. „Der Kaiser hat in Erfahrung gebracht, daß in Deinem Hause die Tochter des Phigierkönigs weilt, welche noch zu Lebzeiten des göttlichen Claudius den Römern als Geisel übergeben wurde. Der göttliche Nero ist Dir dankbar, mein Feldherr, weil Du ihr so viele Jahre hindurch Gastfreundschaft gewährtest; doch will er nicht, daß sie Dir länger zur Last falle und ist überdies der Meinung, daß das Mädchen in seiner Eigenschaft als Geisel unter den Schutz des Kaisers und des Senats gehöre, weshalb er Dir befiehlt, sie in meine Hände auszuliefern.“

Aulus war zu sehr Soldat und zu sehr Römer, als daß er sich diesem Befehle gegenüber einen Ausruf des Bedauerns, ein unnützes Wort oder eine Klage erlaubt hätte. Aber eine Falte des Zorns und Schmerzes grub sich plötzlich in seine Stirn. Vor diesem Zucken der Wimpern hatten einst die britannischen Legionen gezittert und selbst jetzt in diesem Augenblicke malte sich auf Hasta's Zügen ein jähes Erschrecken. Doch Aulus fühlte sich dem Befehle gegenüber augenblicklich machtlos. Eine Zeit lang blickte er auf die Täfelchen, die der Andere ihm als Zeichen vorgewiesen, dann erhob er den Blick zum alten Centurio und sprach mit ruhiger Stimme:

„Warte hier im Atrium, Hasta, bis die Geisel Dir ausgeliefert werden kann.“

Nach diesen Worten begab er sich ans andere Ende des Hauses, in den „Decus“ genannten Saal, wo Pomponia Gräcina, Phygia und der kleine Aulus ihn angstvoll erwarteten.

„Keinem von uns droht der Tod, noch Verbannung auf ferne Inseln,“ sagte er, „und doch ist der Abgesandte des Kaisers ein Unglücksbote. Um Dich handelt es sich, Phygia.“

„Um Phygia?“ rief Pomponia verwundert.

„So ist es,“ versetzte Aulus. Und zu dem Mädchen gewendet, fuhr er fort: „Phygia, Du bist in unserem Hause aufgewachsen wie unser leibliches Kind und wir Beide, Pomponia und ich, lieben Dich wie eine Tochter. Aber Du weißt, daß Du nicht unser Kind bist. Du bist eine Geisel und dem Kaiser gebührt die Obhut über Dich. Er fordert Dich und jetzt ab und nimmt Dich zu sich in sein Haus.“

Der alte Kriegsmann sprach ruhig, aber mit seltsamer, fremd klingender Stimme. Phygia hörte ihn mit weit offenen Augen an, als ob sie nicht recht verstehe und die Wangen Pomponia's bedeckten sich mit Todesblässe. An den Thüren, welche von dem Corridore in den Decus führten, zeigten sich abermals erschrockene Sklavengesichter.

„Der Wille des Kaisers muß befolgt werden,“ sagte Aulus Plautius.

„Aulus!“ schrie Pomponia, das Mädchen mit ihren Armen umschlingend, wie um es zu schützen, „besser wäre ihr der Tod.“

Thgia hatte sich an ihre Brust geschmiegt und wiederholte schluchzend immer nur das eine Wort: „Mutter! Mutter!“ denn sie brachte nichts weiter hervor.

Auf des Aulus' Zügen malten sich Schmerz und Borne.

„Wäre ich allein auf der Welt,“ sagte er finster, „nicht lebend gäb' ich sie hin, und meine Anverwandten könnten heute noch dem Jupiter liberator für mich Opfer darbringen. Aber ich habe kein Recht, Dich und unser Kind ins Verderben zu stürzen, der Knabe kann vielleicht doch bessere Zeiten erleben. Heute noch will ich zum Kaiser, um ihn anzuflehen, daß er den Befehl widerrufe. Ob er mich vorlassen wird, weiß ich freilich nicht. Jetzt aber, lebe wohl, Thgia! Pomponia und ich, wir haben immer den Tag gesegnet, da Du unter unser Dach getreten bist.“

Bei diesen Worten legte er die Hand auf ihr Haupt und obwohl er sich bemühte, Fassung zu bewahren, zitterte tiefer, väterlicher Schmerz in seiner Stimme, und als Thgia die thränengebieten Augen zu ihm erhob und seine Hand krampfhaft an ihre Lippen preßte, sagte er:

„Lebe wohl, Du unserer Augen Licht, Du unsere Freude.“

Hierauf wandte er sich rasch um und lehrte ins Atrium zurück, um der in ihm aufsteigenden, eines Römers und Feldherrn unwürdigen Nührung Einhalt zu thun.

Pomponia führte Thgia ins Schlafgemach, wo sie das Mädchen zu beruhigen, zu trösten und ihm Muth zuzusprechen suchte. Die Worte, deren sie sich dabei bediente, klangen gar seltsam in einem Hause, wo in der anstoßenden Halle noch das Lararium stand und der Herd, auf welchem Aulus Plautius, der alten Sitte getreu, den Hausgöttern opferte. Die Zeit der Prüfung war gekommen, sagte sie. Das Haus des Kaisers war eine Höhle des Lasters, der Schande, des Verbrechens; aber wer rein hervorging aus dieser Lasterhöhle, dessen Verdienst war um so größer. Und zum Glück währte dieses Leben nur einen Augenblick, und es gab ein Auferstehen jenseits des Grabes, wo nicht mehr Nero, sondern die ewige Barmherzigkeit das Scepter führte, und wo statt des Schmerzes ewige Wonne herrschte und ewiger Jubel statt der Thränen.

Bei diesen Worten preßte sie das Köpfchen des Mädchens noch inniger an sich, Thgia aber ließ sich zu ihren Füßen nieder und verharrte so eine Zeit lang schweigend, die Augen mit den Falten von Pomponia's Peplum bedeckend. Als sie sich endlich erhob, zeigte das junge Gesicht schon etwas mehr Fassung.

„Ich scheide schwer von Euch, von Dir, Mutter, vom Vater und vom Bruder, aber ich weiß, daß jeder Widerstand vergeblich wäre und Euch Allen Verderben brächte. Ich gelobe Dir jedoch, im Kaiserpalaste nie Deine Worte zu vergessen.“

Einmal noch schlang sie die Arme um den Hals Pomponia's, und als sie Beide in den Decus zurückgelehrt waren,

nahm sie Abschied vom kleinen Plautius, von dem greisen Griechen, der ihr Lehrer, und von der Gewandhüterin, die ihre Kinderfrau gewesen, und von allen anderen Sklaven.

Einer von ihnen, ein hochgewachsener, breitschulteriger Phgier, den man im Hause Ursus hieß und der seinerzeit zugleich mit Phgia und deren Mutter ins römische Lager gekommen war, fiel ihr zu Füßen und rief, bald Phgia's, bald Pomponia's Knie umfangend:

„O Domina! Laßt mich meine Herrin begleiten, damit ich ihr im Kaiserpalaste dienen und sie beschützen kann.“

„Du bist nicht unser Diener, sondern der Phgia's,“ erwiderte Pomponia Gräcina. „Aber wird man Dir auch den Eintritt gestatten und wie willst Du über sie wachen?“

„Das weiß ich nicht, Domina, aber ich weiß, daß sich unter meinen Händen Eisen biegt wie Holz —“

Als Aulus Plautius bei seiner Rückkehr erfuhr, um was es sich handle, widersetzte er sich der Bitte des Phgiers nicht, und erklärte, daß man nicht einmal das Recht habe, ihn zurückzuhalten.

Man sei sogar verpflichtet, Phgia's Gefolge zugleich mit ihr auszuliefern und unter den Schutz des Kaisers zu stellen. Heimlich raunte er Pomponia zu, daß sie dem Mädchen unter diesem Vorwande so viele Sklaven mitgeben dürfe, als ihr wünschenswerth scheine, weil der Centurio ihnen die Aufnahme nicht versagen dürfe.

Für Phgia lag eine Art Trost in diesem Gedanken und auch Pomponia war froh, das Mädchen mit Leuten ihrer Wahl umgeben zu dürfen. Außer Ursus wurden noch die alte Gewandsklavin, zwei Cypermädchen, die im Frisiren geübt waren, und zwei germanische Badedienerinnen zur Begleitung Phgia's ausgesehen. Pomponia's Wahl war ausschließlich auf Befenner des neuen Glaubens gefallen, dem auch Ursus schon seit mehreren Jahren angehörte.

Durch einige Zeilen, die sie niederschrieb, stellte sie dann noch Phgia unter den Schutz Acte's, der Freigelassenen Nero's. Bei den Versammlungen der Glaubensbefenner war Acte zwar nie anwesend, aber Pomponia hatte von Anderen gehört, daß Acte den Christen nie ihre Hilfe versage und eifrig in den Briefen des Paulus von Tarsus lese. Sie hatte auch vernommen, daß die junge Freigelassene, die in stiller Trauer dahinlebte, ganz anders war als ihre Umgebung und für den guten Geist auf dem Palatinus galt.

Hasta versprach, den Brief eigenhändig abzuliefern, und machte nicht die mindesten Schwierigkeiten, die Sklaven mitzunehmen, denn er hielt es für selbstverständlich, daß eine Königs-tochter ihr eigenes Dienergefolge haben müsse; ja, er wunderte sich sogar über die geringe Anzahl. Nur bat er um Eile, weil er sonst fürchten müsse, in den Verdacht zu kommen, die Erfüllung des kaiserlichen Befehles mit geringem Eifer betrieben zu haben.

Die Stunde des Scheidens hatte geschlagen. Pomponia's und Hygia's Augen füllten sich abermals mit Thränen, Aulus legte noch einmal die Hand auf das theuere Haupt — und, von den Weherufen des kleinen Aulus begleitet, welcher, um die Schwester zu schützen, den Centurio mit den kleinen Fäusten bedrohte — führten die Soldaten Hygia in den Kaiserpalast.

Der alte Krieger befahl seine Sänfte, worauf er sich mit Pomponia in die an den Decus stoßende Pinalothel einschloß und also zu ihr sprach:

„Höre mich, Pomponia. Ich gehe zum Kaiser, obwohl ich fürchte, daß es vergeblich sein wird, und zu Seneca, dessen Wort aber leider nicht mehr viel Gewicht hat. — Der Kaiser hat wahrscheinlich nie im Leben vom Stamme der Hygier etwas gehört; wenn er also Hygia's Auslieferung fordert, so thut er es nur, weil ein Anderer ihn dazu überredet hat. Es ist nicht schwer zu errathen, wer dieser Andere ist —“

Pomponia hob rasch den Blick zum Gatten empor:

„Petronius?“

„Gewiß.“

Eine kurze Pause folgte, dann fuhr der alte Feldherr fort:

„Das hat man davon, wenn man einen dieser Ehr- und Gewissenlosen über die Schwelle läßt! Verflucht sei die Stunde, in welcher Vinicius mein Haus betrat. Er ist es, der uns Petronius zuführte. Wehe über Hygia! Denn nicht die Geißel suchen sie in ihr, sondern die Duhlin.“

Tiefer Schmerz und ohnmächtiger Grimm zitterten in seiner Stimme und er zischte noch ärger als sonst. Eine Zeit lang kämpfte er mit sich selbst und nur die geballten Fäuste verriethen, wie schwer ihm die Beherrschung fiel.

„Bis jetzt habe ich die Götter verehrt,“ sagte er, „aber nun möchte ich fast glauben, daß es gar keine Götter über uns giebt — nur den Einen, den Bösen, Wahnsinnigen und Verwundten, der sich Nero nennt.“

„Aulus!“ schrie Pomponia auf, „Nero ist nichts als eine Handvoll Staub im Vergleiche zu Gott.“

Der alte Feldherr wanderte mit großen Schritten auf dem Mosaikboden der Pinalothel auf und ab. Sein Leben war reich an großen Thaten, aber großes Unglück hatte er nicht kennen gelernt und er war daher nicht daran gewöhnt. Der alte Mann hing mehr an Hygia, als er selber mußte, und er konnte sich mit dem Gedanken, sie verloren zu haben, nicht abfinden. Zudem kam er sich gedemüthigt vor. Er verachtete die Hand, die auf ihm lastete, fühlte aber gleichzeitig nur zu gut, daß sie mächtiger war als die seine.

Als es ihm endlich gelungen war, den ersten heftigen Zorn zu bändigen, der ihm die Gedanken verwirrte, sagte er:

„Ich glaube nicht, daß Petronius sie für den Kaiser selbst bestimmt hat, denn er wird sich kaum Poppäa zur Feindin machen wollen. Also entweder für sich selbst oder für Vinicius. Heute noch will ich mir Klarheit darüber verschaffen.“

Bald darauf trug ihn seine Sänfte auf den Palatinus. Pomponia, welche allein zurückblieb, begab sich zum kleinen Aulus, dessen Thränen noch immer flossen und der fortwährend Drohungen gegen den Kaiser ausstieß.

V.

Aulus hatte richtig vermuthet; er wurde im Kaiserpalaste nicht vorgelassen. Man bedeutete ihm, daß der Kaiser beschäftigt sei, mit dem Lautenschläger Terpnos einen Gesang einzuüben, und daß er überhaupt nur jene zu empfangen pflege, die er selbst berufe. Mit anderen Worten: Aulus möge auch in Zukunft nicht versuchen, ihn zu belästigen.

Seneca hingegen, obwohl er gerade am Fieber litt, empfing den alten Feldherrn mit aller ihm gebührenden Ehrfurcht. Doch als er erfuhr, um was es sich handle, lächelte er bitter und sagte:

„Ich kann Dir nur einen Dienst leisten, edler Plautius, nämlich den, daß ich dem Kaiser niemals zeige, wie gern ich Dir helfe, denn der mindeste Verdacht in dieser Hinsicht hätte nur die eine Folge, daß Nero Lygia niemals zurückgeben würde, wenn auch nur um mich zu ärgern.“

Er rieth auch davon ab, sich an Tigellinus, Vatinius oder Vitellius zu wenden. Es ließe sich da zwar vielleicht mit Geld etwas ausrichten und möglicherweise würden diese Drei auch

gern Petronius einen Pöffen spielen, dessen Einfluß sie zu untergraben suchten, das Wahrscheinlichste aber war, daß sie dem Kaiser verrathen würden, wie theuer Lygia dem Plautius war, und dann gab Nero sie erst recht nicht heraus. Die Worte des alten Weisen nahmen eine beißende Schärfe an, die er gegen die eigene Person lehrte:

„Du hast geschwiegen, Plautius, viele Jahre lang geschwiegen und Nero liebt die Schweigenden nicht! Warum zeigst Du Dich nicht begeistert von seiner Schönheit, von seiner Tugend, seiner Rosselenkung und seiner Declamation! Wie konntest Du den Tod des Britannicus nicht rühmen, auf den Mutttermord keine Lobrede halten und ihm anläßlich der Erdrösselung Octavia's keine Glückwünsche darbringen? Dir fehlt die Vorsicht, Aulus, welche wir, die wir so glücklich sind, in der Nähe des Thrones zu athmen, in entsprechendem Maße unser Eigen nennen.“

Bei diesen Worten ergriff er den Becher, welchen er um den Leib gegürtet trug, schöpfte Wasser aus der Fontaine und sagte, nachdem er den trockenen Gaumen erfrischt hatte:

„Ach ja, Nero hat ein dankbares Herz! Er liebt Dich, weil Du Rom gedient und den Ruhm seines Namens bis an die Grenzen der bewohnten Welt getragen hast, und er liebt mich, weil ich der Lehrer seiner Jugend war. Und darum, siehst Du, trink' ich ruhigen Gemüthes von diesem Wasser, denn ich weiß, daß es kein Gift enthält. Wein wäre schon minder ungefährlich, aber Wasser magst Du unbesorgt trinken, wenn Du

burstig bist. Die Leitung führt es uns von den Albanerbergen zu, und wer es vergiften wollte, müßte sämtliche Brunnen Roms vergiften. Wie Du siehst, kann man ja sein Alter auch in Rom in Ruhe genießen. Ja, ja, krank bin ich, doch nicht so sehr am Körper als an der Seele.“

Er sprach die Wahrheit. Seneca besaß keine Seelenkraft und sein Leben war nichts als eine Reihe von Concessionen, die er dem Verbrechen machte.

Der alte Krieger unterbrach die bitteren Ausfälle des Anderen.

„Edler Annäus,“ sagte er, „ich weiß, wie Nero die Sorgfalt gelohnt, die Du ihm in seiner Jugend gewidmet hast. Doch der Aufstifter der ganzen Sache ist Petronius. Weise mir einen Weg, um ihm beizukommen, sag’ mir, welchen Einflüssen er zugänglich ist, und wende um unserer alten Freundschaft willen alle Beredsamkeit an, die Dir ihm gegenüber zu Gebote steht.“

„Wir stehen in zwei entgegengesetzten Lagern, Petronius und ich,“ erwiderte Seneca. „Ich weiß kein Mittel, um ihm beizukommen, und Einflüsse, denen er zugänglich wäre, giebt es nicht. Es mag ja sein, daß er bei all seiner Verdorbenheit mehr werth ist als die Schufte, mit welchen Nero sich jetzt umgiebt, aber ihm beweisen wollen, daß er ein Unrecht begangen hat, hieße nur die Zeit verlieren. Petronius hat längst den Sinn eingebüßt, welcher Gut von Böse unterscheidet. Beweise ihm, daß seine Handlungsweise häßlich war, dann wird er sich schämen,

das ist alles. Wenn ich ihn nächstens sehe, will ich ihm sagen: „Höre, Du hast Dich wie ein Freigelassener benommen.“ Wenn das nicht hilft, dann giebt’s überhaupt keine Hilfe.“

„Auch dafür dank’ ich Dir,“ sagte der Feldherr.

Vinicius, zu welchem er sich von Seneca bringen ließ, war gerade in einer Fechttübung mit dem Lanisten des Hauses begriffen. Beim Anblicke des jungen Mannes, der sich ruhig seinen Uebungen hingab, während Lygia in Gefahr schwebte, wurde Aulus vom Zorne übermannt, der sich auch, nachdem der Vorhang hinter dem Lanisten gefallen war, alsbald in bitteren Vorwürfen und Schmähungen Luft machte.

Doch als Vinicius erfuhr, man habe Lygia entführt, erbleichte er so furchtbar, daß Aulus ihn nicht mehr im Verdachte haben konnte, an dem Anschläge theil zu haben. Die Stirn des Jünglings bedeckte sich mit Schweißtropfen; das Blut, welches im ersten Augenblicke zum Herzen geströmt war, lehrte in heißen Wellen ins Antlitz zurück, die Augen sprühten Funken und der Mund stieß verwirrte Fragen aus. Eifersucht und Wuth rüttelten an ihm wie der Sturmwind. Die Schwelle des Kaiserpalastes überschritten, wähnte er Lygia auf ewig für sich verloren — und als daher Aulus des Petronius Namen nannte, zuckte wie ein Blitz der Verdacht durch sein Hirn, daß Petronius ihn zum Besten gehabt hatte, und entweder Lygia dem Kaiser zum Geschenke machte, um sich bei ihm einzuschmeicheln, oder auch, daß er sie für sich selbst behielt. Es schien ihm kaum

denkbar, daß Einer, der Lygia gesehen, sie nicht auch zugleich begehren sollte.

Der in seiner Familie erbliche Jähzorn gewann solche Macht über ihn, daß er sich wie ein scheu gewordenes Pferd geberdete.

„Mein Feldherr!“ sagte er in abgebrochenen Lauten „Kehre in Dein Heim zurück und erwarte mich dort. — Ich sage Dir — wenn Petronius mein Vater wäre, ich würde Lygia's Schmach dennoch an ihm rächen! Kehre heim und erwarte mich. Weder Petronius, noch der Kaiser sollen sie besitzen.“

Er schüttelte die geballten Fäuste gegen die in Gewänder gehüllten Wachsmasken, die im Atrium standen, und brach in die Worte aus:

„Bei diesen Todtenmasken! Eher tödte ich sie und mich!“

Bei diesen Worten sprang er auf und Aulus nochmals zurufend „Erwarte mich!“ stürmte er wie wahnsinnig aus dem Atrium und eilte zu Petronius, die Vorübergehenden achtlos beiseite schiebend.

Aulus lehrte etwas ruhiger nach Hause zurück. Der Gedanke war ihm tröstlich, daß Lygia, wenn schon nicht gerettet, so doch wenigstens gerächt und durch den Tod vor der Schande geschützt werden sollte. Er glaubte fest daran, daß Vinicius ausführen werde, was er versprochen, denn er war Zeuge seiner Wuth gewesen und kannte den diesem ganzen Geschlechte angeborenen Jähzorn.

Heimgelehrt, beruhigte er Pomponia, indem er ihr etwas von seiner Zuversicht einzulösen suchte, und Beide verbrachten die Zeit damit, auf Nachricht von Vinicius zu warten. Wenn die Schritte eines Sklaven im Atrium laut wurden, dachten sie jedesmal, daß es Vinicius sei, der ihnen vielleicht doch das theuere Kind zurückbrächte, und sie segneten die Weiden aus der Tiefe ihres Herzens. Aber die Zeit verrann und es kam keine Nachricht. Erst Abends klopfte der Hammer ans Thor.

Gleich darauf trat ein Sklave ein und brachte Aulus ein Schreiben. Trotz seiner gern geübten Selbstbeherrschung griff er mit zitternder Hand danach und die Augen schweiften so hastig über die Zeilen, als ob es sich um das Wohl und Wehe seines ganzen Hauses handle.

Plötzlich verfinsterte sich sein Antlitz, wie unter dem Schatten einer vorüberziehenden Wolke.

„Dies,“ sagte er, sich an Pomponia wendend.

Pomponia nahm den Brief und las wie folgt:

„Marcus Vinicius grüßt Aulus Plautius. Was geschah, geschah auf des Kaisers Befehl. Neiget Euer Haupt vor seinem Willen wie ich und Petronius.“

Eine lange Pause folgte.

VI.

Petronius war zu Hause, als Vinicius bei ihm eintraf. Der Thürhüter wagte den jungen Mann nicht zurückzuhalten, der wie ein Sturmwind ins Atrium einbrach, und als er erfahrend, daß der Hausherr in der Bibliothek zu suchen sei, ohne Aufenthalt weiterstürmte. Er traf Petronius schreibend an. Ihn die Rohrfeder aus der Hand reißen, diese in Stücke brechen und auf den Fußboden werfen war Eins; dann krallte er ihm die Finger in den Arm und stieß, Gesicht an Gesicht, mit heiserer Stimme die Worte hervor:

„Was hast Du mit ihr gemacht? Wo ist sie?“

Da ereignete sich aber etwas Merkwürdiges. Der schwächliche und verweichlichte Petronius sagte zuerst die in kein Fleisch gekrallte Hand des jungen Athleten mit festem Griffe, hierauf die zweite und beide Hände in einer der seinen wie mit Eisenzangen zusammenpressend, sagte er:

„Ich bin nur des Morgens ein Schwächling. — Abends gewinne ich die alte Spannkraft wieder. Versuche es, Dich loszureißen. — Mir scheint, ein Weber hat Dich die Gymnastik gelehrt und ein Schmied die Sitte.“

Seine Blicke verriethen kaum eine Spur von Aerger; nur in den Augen zuckte ein fahler Abglanz von Muth und Energie. Endlich ließ er die Hände des jungen Mannes los, welcher gedemüthigt, beschämt und wuthschnauzend vor ihm stand.

„Deine Hand ist wie Stahl,“ sagte er, „aber bei allen Göttern der Hölle schwöre ich Dir, wenn Du mich verriethst, so stoße ich Dir das Messer in den Hals, und müßte es selbst vor Nero's Augen sein.“

„Lasse uns mit etwas mehr Ruhe darüber sprechen,“ erwiderte Petronius. „Stahl ist stärker als Eisen, wie Du siehst, und wenn man auch aus einem Deiner Arme zwei von mir machen könnte, so brauche ich Dich doch nicht zu fürchten. Nur Deine Grobheit geht mir nahe, und wenn ich mich über die menschliche Undankbarkeit überhaupt noch wundern könnte, so würde ich mich über die Deine wundern.“

„Wo ist Hygia?“

„Im Lupranar; das heißt beim Kaiser.“

„Petronius?“

„Beruhige Dich gefälligst und nimm Platz. Ich bat den Kaiser um zwei Dinge, die er mir gewährte; erstens Hygia dem Aulus wegzunehmen, und zweitens sie Dir zu übergeben. Hast Du in den Falten Deiner Toga kein Messer verborgen? Vielleicht beliebt es zuzustechen. Nur würde ich Dir rathen, noch einige Tage damit zu warten, denn man würde Dich dann wohl ins Gefängniß stecken und Hygia langweilte sich inzwischen in Deinem Hause.“

Ein kurzes Schweigen folgte. Vinicius heftete den Blick einige Secunden lang erstaunt auf Petronius und sagte dann: „Verzeihe mir. Ich liebe sie und die Liebe hat mir die Sinne verwirrt.“

VI.

Petronius war zu Hause, als Vinicius bei ihm eintraf. Der Thürhüter wagte den jungen Mann nicht zurückzuhalten, der wie ein Sturmwind ins Atrium einbrach, und als er erfahrend, daß der Hausherr in der Bibliothek zu suchen sei, ohne Aufenthalt weiterstürmte. Er traf Petronius schreibend an. Ihm die Rohrfeder aus der Hand reißen, diese in Stücke brechen und auf den Fußboden werfen war Eins; dann krallte er ihm die Finger in den Arm und stieß, Gesicht an Gesicht, mit heiserer Stimme die Worte hervor:

„Was hast Du mit ihr gemacht? Wo ist sie?“

Da ereignete sich aber etwas Merkwürdiges. Der schwächliche und verweichliche Petronius sagte zuerst die in kein Fleisch gestaltete Hand des jungen Athleten mit festem Griffe, hierauf die zweite und beide Hände in einer der seinen wie mit Eisenzangen zusammenpressend, sagte er:

„Ich bin nur des Morgens ein Schwächling. — Abends gewinne ich die alte Spannkraft wieder. Versuche es, Dich loszureißen. — Mir scheint, ein Weber hat Dich die Gymnastik gelehrt und ein Schmied die Sitte.“

Seine Züge verriethen kaum eine Spur von Aerger; nur in den Augen zuckte ein fahler Abglanz von Muth und Energie. Endlich ließ er die Hände des jungen Mannes los, welcher gedemüthigt, beschämt und wuthschnaubend vor ihm stand.

„Deine Hand ist wie Stahl,“ sagte er, „aber bei allen Göttern der Hölle schwöre ich Dir, wenn Du mich verriethst, so stoße ich Dir das Messer in den Hals, und müßte es selbst vor Nero's Augen sein.“

„Lasse uns mit etwas mehr Ruhe darüber sprechen,“ erwiderte Petronius. „Stahl ist stärker als Eisen, wie Du siehst, und wenn man auch aus einem Deiner Arme zwei von mir machen könnte, so brauche ich Dich doch nicht zu fürchten. Nur Deine Grobheit geht mir nahe, und wenn ich mich über die menschliche Undankbarkeit überhaupt noch wundern könnte, so würde ich mich über die Deine wundern.“

„Wo ist Tygia?“

„Im Lupranar; das heißt beim Kaiser.“

„Petronius?“

„Beruhige Dich gefälligst und nimm Platz. Ich bat den Kaiser um zwei Dinge, die er mir gewährte; erstens Tygia dem Aulus wegzunehmen, und zweitens sie Dir zu übergeben. Hast Du in den Falten Deiner Toga kein Messer verborgen? Vielleicht beliebt es zuzustechen. Nur würde ich Dir rathen, noch einige Tage damit zu warten, denn man würde Dich dann wohl ins Gefängniß stecken und Tygia langweilte sich inzwischen in Deinem Hause.“

Ein kurzes Schweigen folgte. Vinicius heftete den Blick einige Secunden lang erstaunt auf Petronius und sagte dann: „Verzeihe mir. Ich liebe sie und die Liebe hat mir die Sinne verwirrt.“

„Bewundere mich, Marcns! Vorgestern sprach ich zum Kaiser folgendermaßen: „Mein Neffe Vinicius hat sich in ein mageres Mädel, das beim Aulus Plautius aufgezogen wurde, so sterblich verliebt, daß er sein ganzes Haus vor lauter Geseufze in ein Dampfbad verwandelt hat. Weder Du, mein Kaiser,“ so sagte ich, „noch ich würden tausend Sesterzien für sie geben, denn wir wissen, was wahre Schönheit ist, aber der Bursche war immer dumm wie ein Dreifuß, und jetzt ist er schon gar blöb geworden.“

„Petronius!“

„Wenn Du nicht einsehest, daß ich das nur sagte, um Nygia zu schützen, muß ich fast annehmen, daß ich wahr gesprochen. Ich habe dem Feuerbart eingeredet, daß ein Aesthetiker wie er ein solches Mädel unmöglich für eine Schönheit halten kann, und Nero, der sich bis jetzt nicht getraut, irgend etwas mit anderen Augen anzusehen wie ich, wird daher nichts Schönes an ihr finden, und wenn er nichts an ihr findet, wird er sie nicht begehren. Es war nothwendig, sich gegen den Affen sicherzustellen und ihn an die Schnur zu nehmen. Nicht er, sondern Poppäa wird auf diese Art zuerst dahinter kommen, was an Nygia eigentlich daran ist und sie wird sie daher möglichst rasch aus dem Palaste zu entfernen suchen. So beiläufig sagte ich dann zum Feuerbart: „Wie wär's, wenn Du Nygia dem Aulus abfordern würdest, um sie dem Vinicius zu geben? Das Recht dazu hast Du, denn sie ist eine Geisel und wenn Du es thust,

spielst Du dem Aulus einen Poffen.“ Darauf ging er ein. Er hatte ja auch nicht den mindesten Grund, nicht darauf einzugehen, zumal ich ihm damit ein Mittel an die Hand gab, anständige Leute zu tränken. Man wird Dich also von amtswegen zum Hüter der Geisel einsetzen, und diesen hygischen Schatz in Deine Hände ausliefern. Du aber, als Bundesgenosse der tapferen Nygia und als treuer Diener Deines Kaisers wirst natürlich diesen Schatz nicht verschleudern, sondern Dir dessen Vielfältigung angelegen sein lassen. Der Kaiser behält Nygia, um den Schein zu wahren, anfangs einige Tage im Palaste, dann aber wird sie auf Deine „insula“ geschickt, zu Dir, Du Glückspilz!“

„Ist das auch wahr? Droht ihr keine Gefahr im Kaiser-schlosse?“

„Wenn sie beständig dort wohnen sollte, würde Poppäa wahrscheinlich mit Locusta über sie sprechen, aber für kurze Zeit hat es keine Gefahr. Im Palatium leben bei zehntausend Menschen. Es kann sein, daß Nero sie nicht einmal zu Gesicht bekommt, besonders, da er mir alles aus Wort glaubte, denn soeben war der Centurio bei mir, um mir auszurichten, daß Nygia bereits im Palaste und unter Acte's Schutz sei. Eine gute Seele, diese Acte, darum gab ich den Befehl, Nygia zu ihr zu bringen. Pomponia ist offenbar derselben Meinung, denn sie schrieb ihr. Morgen ist Gastmahl beim Nero. Ich habe Dir einen Platz an Nygia's Seite ausgewirkt.“

„Verzeihe mir meine Uebereilung, Caius,“ sagte Vinicius. „Ich dachte, Du habest sie für Dich oder für den Kaiser entföhren lassen.“

„Die Uebereilung kann ich verzeihen, aber schwerer wird's mir, die pöbelhaften Geberden und das rohe Geschrei zu vergessen, das mich an die Maraspieler erinnerte. So etwas lieb' ich nicht, Marcus, und davor hüte Dich! Des Kaisers Kuppler ist Tigellinus, das merke Dir — und lass' Dir auch gesagt sein, daß ich, wenn ich das Mädchen selber begehren würde, Aug' im Auge so zu Dir spräche: „Vinicius! Ich nehme Dir Deine Phgia weg und werde sie behalten, so lange sie mich nicht langweilt.“

Bei diesen Worten sah er Vinicius mit den nußbraunen Augen unverwandt an, kühl und kühn, was den Jüngling erst recht aus der Fassung brachte.

„Ich seh' es ein, ich habe gesehlt,“ sagte er. „Du bist gut, rechtschaffen und ich danke Dir aus ganzer Seele. Erlaube mir nur noch die Frage: „Warum liehest Du Phgia nicht lieber gleich in mein Haus bringen?“

„Weil der Kaiser den Schein wahren will. In Rom wird natürlich viel darüber geredet werden, und Phgia, die in ihrer Eigenschaft als Geisel ausgeliefert wurde, muß also im Palaste bleiben, so lange noch davon die Rede ist. Ist das vorbei, dann wird sie Dir in aller Stille zugeschickt und die Sache hat damit ein Ende. Der Feuerbart ist ein feiger Hund. Er weiß, daß

seine Macht grenzenlos ist, und doch sucht er bei jeder Gelegenheit den Schein zu wahren. Bist Du schon genug abgefühlt, um ein wenig zu philosophiren? Ich habe schon oft darüber nachgedacht, warum die Sünde, und wäre sie auch mächtig und sicher wie der Kaiser, immer den Schein von Recht, von Tugend und Ehrlichkeit aufrecht zu erhalten bestrebt ist? — Wozu der Liebe Müß'? Meiner Ansicht nach sind zwar Bruder-, Mutter- und Gattenmord Dinge, die vielleicht eines asiatischen Königlains würdig sein mögen, nimmer aber eines römischen Kaisers und doch, wenn sie zufällig mir passirt wären, so hätte ich sicher keine Briefe an den Senat gerichtet. Doch Nero schreibt Briefe, Nero sucht den Schein zu wahren, weil Nero ein Feigling ist. Aber Tiberius war kein Feigling, und doch trachtete auch er immer jede seiner Verruchtheiten zu beschönigen. Wie kommt das? Ist das nicht eine eigenthümliche, unwillkürliche Fuldigung, die das Laster der Tugend darbringt? Weißt Du, was ich glaube? Es liegt nur daran, weil die Sünde häßlich und die Tugend schön ist. Ergo, der wahre Aesthetiker ist immer auch ein tugendhafter Mensch. Ergo, ich bin ein tugendhafter Mensch. Auch die Sophisten sind zu etwas gut, wie Du siehst. Also höre: Ich nahm Phgia dem Aulus weg, um sie Dir zu geben, Gut!“

„Aber höre noch weiter: Iphippus hätte aus Euch Beiden eine Prachtpuppe gebildet. Ihr seid Beide schön, folglich ist auch meine Handlungsweise schön, und weil sie schön ist, laun sie

nicht schlecht sein. Sieh' her, Marcus, in Cajus Petronius sitzt also hier die Tugend verkörpert vor Dir!"

Doch Vinicius sagte nur:

"Morgen also soll ich Hygia sehen, und dann kommt sie zu mir und bleibt in meinem Hause bis an den Tod."

"Ja, Du wirst Deine Hygia haben, und ich habe dafür Aulus Plautius aus dem Halse. Er wird sämtliche Götter der Ober- und Unterwelt gegen mich aufrufen. Und wenn der Kerl wenigstens noch Unterricht im mündlichen Vortrag nehmen wollte! — Aber er wird Reden halten wie sie mein ehemaliger Thirrhüter meinen Klienten hielt, wofür ich ihn auch aufs Land ins Ergastulum verbannte."

"Aulus war bei mir. Ich versprach ihm, Nachricht zu geben."

"Schreib' ihm, daß der Wille des „göttlichen“ Cäsars das höchste Gesetz ist, und daß Dein erster Sohn Aulus heißen soll. Einen Trost muß man dem Alten doch lassen. Wenn Du willst, bitte ich den Feuerbart, ihn morgen zum Gastmahl zu laden. Dann kann er Dich im Triclinium an Hygia's Seite sehen."

"Thu's nicht," sagte Vinicius. „Mir ist doch leid um die Beiden, besonders um Pomponia.“ Hierauf setzte er sich hin, um den Brief zu schreiben, der dem alten Krieger die letzte Hoffnung raubte.

VII.

Vor Acte, Nero's einstiger Geliebten, hatten seinerzeit die Mächtigsten von Rom das Haupt geneigt. Aber selbst damals hatte sie sich nie in die öffentlichen Angelegenheiten gemischt, und wenn sie je von ihrem Einflusse über den jungen Macht-haber Gebrauch machte, so geschah es nur, um Gnade für irgend jemanden zu erflehen. Demüthig und still, gewann sie sich die Dankbarkeit Vieler, ohne sich Einen zum Feinde zu machen. Nicht einmal Octavia hatte es zuwege gebracht, sie zu hassen, und Poppäa sah in ihr nur eine stille Dienerin, die ihr so ungefährlich schien, daß sie sich nicht einmal die Mühe gab, sie aus dem Palaste zu entfernen.

Doch weil der Kaiser sie einst geliebt, und ohne Kränkung, in einer ruhigen, sozusagen freundschaftlichen Weise mit ihr gebrochen hatte, nahm man noch immer gewisse Rücksichten auf sie. Nero hatte seiner Freigelassenen im Palaste eine Wohnung mit einem eigenen Cubiculum eingeräumt und einige Sklaven zur Bedienung anweisen lassen. Auch wurde sie hie und da zur Tafel geladen, wohl darum, weil ihre liebeizende Erscheinung jedem Feste zur Zierde gereichte. Uebrigens nahm der Kaiser längst keine Rücksichten mehr bei der Zusammensetzung seiner Gesellschaften. Ein Gemengel von Leuten aus den verschiedensten Ständen und Berufszweigen nahm an den Festgelagen theil; neben den Senatoren und altadeligen Patriziern

sah man das verschiedenartigste Gefindel: Sänger, berühmte Wagenlenker, Tänzer und Tänzerinnen, Mimen- und Traumdeuter, hungerleidende Philosophen und schlechte Poeten. Nur die vornehmen Gäste setzten sich gleich zu Tisch, die Uebrigen dienten während des Essens zur Kurzweil der Tafelnden, und lauerten auf den Augenblick, wo die Dienerschaft ihnen gestatten würde, sich auf die Speisereste und die Getränke zu stürzen. Diese Kategorie von Gästen steuerten Tigellinus und Genossen bei, welche häufig erst für anständige, den kaiserlichen Gemächern angemessene Gewänder zu sorgen hatten; der Kaiser aber hatte eine Vorliebe gerade für diese Gesellschaft, in welcher er sich am ungebundensten fühlte.

Heute sollte auch Vngia an einem solchen Festmahle theilnehmen. — Furchtsame Scheu, bei dem jähen Uebergange nur zu begreiflich, rang in ihr mit dem Wunsche, Widerstand zu leisten. Sie fürchtete sich vor dem Kaiser, vor den fremden Menschen, vor dem ganzen Palaste, dessen Lärmen sie betäubte; sie fürchtete sich vor dem Gastmahle, denn sie hatte schon viel von den dabei vorkommenden Schändlichkeiten gehört. So jung sie war, war sie doch nicht unerfahren, denn die Kenntniß des Schlechten gelangte in jener Zeit selbst zu kindlichen Ohren. Sie wußte genau, daß ihr im Palaste Verderben drohe, zumal Pomponia Gracina sie beim Scheiden noch besonders darauf aufmerksam gemacht hatte. Aber sie hatte gelobt, sich zu wehren; sie hatte es der Mutter, sich selbst und dem göttlichen Meister

zugeschworen, an den sie nicht nur glaubte, sondern den sie auch mit ihrem ganzen vollen Kinderherzen liebte um der Süßigkeit seiner Lehre, der Bitterkeit seines Todes und der Glorie seiner Auferstehung willen.

Da sie glaubte, daß ihre Pflegeeltern jetzt für ihre Handlungen nicht mehr verantwortlich gemacht werden könnten, erwog sie bei sich, ob es nicht besser wäre, der Einladung keine Folge zu leisten.

Doch als sie Acte davon Mittheilung machte, blickte diese auf, als vernehme sie Fieberphantasien. Sich gegen den Willen des Kaisers auslehnen? Von allem Anfange seinen Zorn herausfordern? Um so etwas zu wollen, mußte man ein Kind sein, das nicht wußte, was es sprach. Aus Vngia's eigenen Worten ging ja hervor, daß sie eigentlich keine Geisel mehr war, sondern ein von seinem Volke verlassenes Mädchen. Es gab kein Völkerecht, das sie beschützt hätte, und wenn auch, der Kaiser war mächtig genug, jedes Gesetz in einer Auswahlung seines Zornes zu übertreten.

„Wohl habe auch ich des Paulus' Briefe aus Tarsus gelesen,“ sprach Acte weiter, „und auch ich weiß, daß es einen Gott giebt und einen Sohn Gottes, der auferstanden ist von den Todten; aber auf Erden giebt es nur den Kaiser. Merke Dir das, Vngia! Ich weiß auch, daß Deine Lehre Dir verbietet, zu sein, was ich gewesen, und daß Ihr nur den Tod wählen dürft, wenn es gilt, zu wählen zwischen ihm und der Schande.“

Aber weißt Du auch, ob Dich als Strafe wirklich der Tod erwartet und nicht die Schande? Hast Du niemals von des Sejanus' Tochter gehört, die noch ein kleines Mädchen war, als auf Tribes' Befehl vor ihrem Ende die Schandthat an ihr verübt wurde, um das Gesetz zu wahren, welches verbot, Jungfrauen mit dem Tode zu bestrafen? Hygia! Hygia! Reize den Kaiser nicht. Im entscheidenden Augenblicke, wenn Dir keine andere Wahl mehr bleibt, magst Du handeln, wie Euerer Wahrheit es Dir gebietet, aber fordere nicht muthwillig das Verderben heraus und erzürne um eines nichtigen Vorwandes willen nicht den irdischen und dabei so grausamen Gott!"

Die von tiefstem Mitleid eingegebenen Worte Acte's klangen förmlich begeistert, und weil sie kurzichtig war, näherte sie ihr süßes Gesicht dem Antlitze Hygia's, wie um den Eindruck abzulesen, den ihre Worte machten.

Hygia schlang in kindlichem Vertrauen die Arme um den Hals der Freigelassenen und sagte:

"Du bist gut, Acte."

Ganz gewonnen durch das Vertrauen des jungen Mädchens zog Acte Hygia an ihr Herz und sagte, sich allmählich ihren Armen entwindend:

"Für mich giebt es kein Glück und keine Freude mehr — aber böse bin ich nicht."

Sie eilte mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder und sprach zu sich selbst, wie in stiller Verzweiflung:

"Nein! Und auch er war nicht böse! Er selbst glaubte damals, gut zu sein, und er wollte gut sein. Ich weiß es am besten. Das kam erst später — als er zu lieben aufhörte. — Andere haben ihn zu dem gemacht, was er ist, Andere — und Poppäa!"

Ihre Wimpern benetzten sich mit Thränen. Hygia's blaue Augen hingen eine Zeit lang an ihr, dann sagte sie:

"Du bemitleidest ihn, Acte?"

"Ja, ich bemitleide ihn!" erwiderte dumpf die Griechin.

Und wieder ging sie mit wie in schmerzhaftem Krampfe geballten Händen und rathlosem Antlitze im Zimmer auf und nieder.

Hygia fragte schüchtern weiter:

"Du liebst ihn noch, Acte?"

"Ich liebe ihn."

Und nach einer Weile fügte sie hinzu:

"Ihn liebt niemand, nur ich ganz allein —"

Ein längeres Schweigen folgte, während dessen Acte die durch tausend Erinnerungen getrübbte Ruhe wiederzufinden suchte. Als ihr Antlitz den gewohnten Ausdruck stiller Trauer angenommen hatte, sagte sie:

"Sprechen wir von Dir, Hygia. Du darfst nicht einmal daran denken, dem Kaiser Trost zu bieten. Es wäre Wahnsinn. Uebrigens beruhige Dich. Hätte Nero Dich für sich begehrt, so hätte man Dich nicht auf den Palatin gebracht. Hier herrscht

Poppäa, und seit sie ihm eine Tochter geboren, steht Nero mehr unter ihrem Einflusse als je. Nein! Nero hat bisher noch nicht um Dich gefragt; es liegt ihm also nichts an Dir. Vielleicht hat er Deine Auslieferung nur verlangt, um Aulus und Pomponia zu kränken. — Petronius hat Dich schriftlich meinem Schutze empfohlen, und da auch Pomponia mir schrieb, that er es vielleicht auf ihre Bitte. Und wenn Petronius sich Deiner annimmt, dann droht Dir keine Gefahr!“

„Ach, Acte,“ erwiderte Pygia kopfschüttelnd. „Petronius war bei uns, kurz bevor man mich wegführte, und meine Mutter war überzeugt, daß er den Kaiser zur Auslieferung beredet hat.“

„Das wäre schlimm,“ sagte Acte. Nach einem kurzen Nachdenken fügte sie hinzu:

„Vielleicht hat Petronius auch nur einmal erwähnt, daß er beim Aulus eine lygische Geißel gesehen. Nein! Ich glaube nicht, daß er zu einem solchen Mittel gegriffen hätte. Ich weiß zwar nicht, ob er gerade besser ist als die Anderen, aber er ist anders. Doch vielleicht weißt Du außer ihm noch jemand, der sich für Dich verwenden möchte? Hast Du daheim niemanden kennen gelernt, der dem Kaiser nahe stünde?“

„Vespasian und Titus sah ich oft.“

„Die liebt der Kaiser nicht.“

„Und Seneca.“

„O nein, den nicht! Wenn Seneca einen Rath giebt, thut Nero gerade das Gegentheil.“

Das lichte Antlitz Pygia's bedeckte sich mit zarter Röthe.

„Und Vinicius.“

„Den kenne ich nicht.“

„Es ist ein Verwandter des Petronius und ist erst kürzlich aus Armenien zurückgekehrt.“

„Glaubst Du, daß Nero ihm wohl will?“

„Den Vinicius haben Alle gern.“

„Und Du meinst, daß er sich für Dich verwenden würde.“

„Ja.“

Acte lächelte gefühlvoll und sagte:

„Du wirst ihn gewiß beim Festmahle sehen, und vielleicht findest Du dabei auch Gelegenheit, ihn und Petronius zu sehen. Komm', Pygia! Hörst Du den Lärm? Die Sonne sinkt und bald werden die Gäste eintreffen.“

„Du hast recht, Acte,“ sagte Pygia, „ich will Deinem Rathe folgen.“

Sie begaben sich in Acte's Unctuarium, um zu baden und sich umzukleiden, worauf sich die Beiden in einen seitwärts gelegenen Kryptoporticus begaben, von wo man einen guten Ausblick auf das Hauptthor, die inneren Gallerien und den von Säulen aus numidischem Marmor umschlossenen großen Hof genoß.

Nach und nach traten immer mehr Menschen durch die hohe Wölbung des Thores, über welchem eine mächtige Quadriga von Lyfias das Götterpaar Apoll und Diana in die Lüfte ent-

führen zu wollen schien. Hygia's Augen waren von dem prachtvollen Anblicke geblendet, denn in ihrem bisherigen beschriebenen Heim hatte sie keine Vorstellung von etwas Aehnlichem gehabt. Die Sonne war im Niedergange und ihre letzten Strahlen fielen auf den gelben numidischen Marmor der Säulen, der bald wie Gold aufflammte, bald ins Röthliche schillerte. Zwischen den Säulen und neben den weißen Bildsäulen der Danaiden und anderer Götter- und Helbengestalten aus Marmor wandelten Menschengescharen, Männer und Frauen, die in ihren Togas, Peplums und Stolas, deren reiche Falten schön drapirt zur Erde floßen und über welche die erlöschenden Strahlen der untergehenden Sonne hingitterten, ebenfalls wandelnden Statuen glichen. Acte zeigte Hygia die Senatoren mit der breitemrandeten Toga, der farbigen Tunica und dem Halbmonde auf den Schuhen, die Ritter, die berühmten Künstler und die römischen Damen, welche theils nach römischer oder griechischer Mode gekleidet, oder auch in phantastische orientalische Gewänder gehüllt waren, das Haar thurmartig oder pyramidenförmig aufgesteckt, oder auch nach dem Muster der griechischen Göttinnen tief am Hinterhaupte befestigt und mit Blumen geschmückt.

Acte wußte viele von den Männern und Frauen mit Namen zu nennen und fügte zu diesen Namen oft die schrecklichsten Erläuterungen hinzu, die Hygia mit Staunen und Schreck erfüllten. Es war für sie eine fremde Welt, deren Schönheit ihre Augen reizte, deren Widersprüche ihr jungfräul-

licher Geist aber nicht zu lösen vermochte. Es sprach anscheinend ein so tiefer Friede aus dem Abendroth am Himmel, aus den regungslosen Säulenreihen und aus den statuengleichen Menschengestalten; man hätte meinen sollen, daß diese geradlinigen Marmorhallen glücklichen, sorglosen Halbgöttern zum Aufenthalte dienen müßten, und doch flüsterte Acte's leise Stimme der staunenden Zuhörerin immer neue, immer schrecklichere Geheimnisse ins Ohr, die sich an diesen Palast und an diese Menschen knüpften. Da sah man z. B. von weitem den Säulengang, wo man noch auf dem Fußboden und an den Säulen die Blutflecken ausnehmen konnte, mit denen Caligula den weißen Marmor besudelt hatte, als er unter dem Messer Cassius Chærea's fiel; dort hatte man seine Gemahlin gemordet, dort den Kopf des Kindes an den Steinwänden zerschellt; dort unter jenem Flügel lag das unterirdische Gewölbe, in welchem der jüngere Drusus den Hungertod erlitt; dort hatte man den älteren Drusus vergiftet; dort hatte sich Gemellus in Todesangst auf dem Boden gewunden; dort war Claudius in Convulsionen zusammengebrochen; dort Germanicus, alle diese Wände hatten das Jammern und Nötheln Sterbender vernommen, und diese Menschen, welche jetzt blumen- und kleinodegeschmückt zum Festgelage eilten, sie waren vielleicht schon morgen verurtheilt; auf manchem Antlitze suchte das Lächeln bloß die Angst, die Unruhe, die Ungewißheit des kommenden Tages zu verdecken; fieberhafte Gier und neidische Sorge zehrten vielleicht

an den Herzen dieser anscheinend so sorglosen, bekränzten Halbgötter.

Pygia's Gedanken vermochten den Worten Acte's kaum zu folgen und während die fremde Welt, die sich vor ihr aufthat, ihre Augen lockte, preßte sich ihr Herz angstvoll zusammen und eine unaussprechliche Sehnsucht überkam sie nach der geliebten Pomponia Gracina und nach dem stillen Hause, wo die Liebe die Herrschaft führte und nicht die Sünde.

Acte war mit ihren Erzählungen zu Ende und ergriff Pygia's Hand, um sie durch die inneren Gemächer in das große Triclinium zu geleiten, wo das Festmahl stattfinden sollte. Dem Mädchen dunkelte es vor den Augen, es sumimte ihr vor den Ohren und die Gemüthsbewegung hemmte ihr den Athem. Wie im Traume sah sie auf den Tischen und an den Wänden tausende von Lampen flimmern, wie im Traume hörte sie die Rufe, mit welchen man den Kaiser begrüßte, wie durch einen Nebel erblickte sie ihn selber. Die Pochrufe verwirrten, der Glanz blendete, die Wohlgerüche betäubten sie und, halb besinnungslos, vermochte sie kaum mehr Acte zu unterscheiden, welche, nachdem sie Pygia zu ihrem Sitze geführt, an deren Seite Platz nahm.

Doch nach einer Weile vernahm sie eine leise bekannte Stimme an ihrer anderen Seite:

„Sei mir gegrüßt, Schönste aller Jungfrauen auf Erden und aller Sterne am Himmel! Sei mir gegrüßt, göttliche Callina!“

Noch halb betäubt blickte Pygia auf und erblickte Vinicius, der an ihrer Seite lagerte.

Er war ohne Toga, denn Sitte und Bequemlichkeit geboten, sie zum Festmahl abzulegen. Nur eine scharlachfarbige ärmellose Tunica, die mit Silberpalmen besetzt war, bedeckte seinen Körper. Die Arme waren nackt, nach orientalischer Sitte mit zwei breiten, goldenen Armringen geschmückt, die über dem Ellbogen angebracht waren, die Unterarme waren sorgfältig von jedem Haar gereinigt, glatt, aber fehnig, echte Kriegerarme, für Schwert und Schild geschaffen. Auf dem Haupte trug er einen Rosenkranz. Mit den über der Nase zusammengewachsenen Brauen, den wundervollen Augen und dem gebräunten Antlitz war er die Verkörperung von Jugend und Kraft. Dem jungen Mädchen erschien er so schön, daß sie, obwohl ihre erste Verwirrung vorüber war, kaum zu antworten vermochte.

„Sei mir gegrüßt, Marcus.“

Er aber sprach:

„Glücklich sind meine Augen, weil sie Dich sehen, glücklich meine Ohren, weil sie Deine Stimme hören, lieblicher als Flöten- und Kitharallang! Hätte ich die Wahl, an wessen Seite ich heute beim Feste ruhen wolle, ob an der Seite Aphrodite's oder der Deinen, Pygia, ich wählte Dich, Du Göttliche!“

Er verschlang sie mit dem Blicke, um sich an ihrem Anblick zu ersättigen; er versengte sie förmlich mit den Augen. Sie glitten von ihrem Antlitz über den Hals und die entblößten

Arme herab; sie liebten ihre reizenden Formen, sie umgarnten und umschmeichelten sie; doch nebst der Begierde lobte es wie wahres Glück in ihm empor, wie wirkliche Verliebtheit und grenzenloses Entzücken.

„Ich wußte, daß ich Dich hier finden würde,“ fuhr er fort, „und doch, als ich Dich erblickte, zitterte meine Seele wie bei einem unerwarteten Glücke.“

Engia hatte inzwischen allmählich ihre Besinnung wieder-erlangt. In dem Bewußtsein, daß in diesem Hause und unter dieser Menge Vinicius das einzige ihr nahestehende Wesen sei, sprach sie zu ihm und befragte ihn um alles, was ihr unverständlich war und was sie mit Schauern erfüllte. Woher wußte er, daß er sie im Hause des Imperators finden werde, und weshalb war sie hier? Warum hatte der Kaiser sie von Pomponia getrennt? Sie fürchtete sich hier und wollte heim. Ja, ohne die Hoffnung, daß er und Petronius sich beim Kaiser für sie verwenden würden, müßte sie vor Sehnsucht und Unruhe sterben.

Vinicius erzählte ihr, daß Nulus selbst ihm von ihrer Auslieferung an den Kaiser Mittheilung gemacht. Warum sie hier sei, wisse er nicht. Der Kaiser gebe niemandem Rechenschaft über seine Entschlüsse und Verfügungen. Aber sie möge nur unbesorgt sein, denn er, Vinicius, sei bei ihr und werde bei ihr bleiben. Lieber wolle er die Augen einbüßen, als sie nicht sehen, lieber das Leben, als sie verlassen. Sie sei seine Seele, und er werde

sie wie seine eigene Seele hüten. Daheim wolle er ihr als seiner Gottheit einen Altar erbauen, und Aloe und Myrrhe, Frühlingsanemonen und Apfelblüthen wolle er ihr opfernd streuen. Und da sie sich im Kaiserpalaste fürchte, so schwöre er ihr zu, daß sie nicht mehr lange unter diesem Dache bleiben solle.

Obwohl er ausweichend sprach und stellenweise geradezu log, klang dennoch Wahrheit aus seiner Stimme, denn seine Gefühle waren wahr. Aufrichtiges Mitleid bewegte ihn und bei ihrer Versicherung, daß Pomponia ihn für seine Güte stets lieb haben, und sie selbst ihm ihr ganzes Leben dankbar sein werde, wurde er derart von Rührung übermannt, daß er selber meinte, er werde es nie übers Herz bringen, ihren Bitten zu widerstehen. Sein Herz schmolz. Ihre Schönheit berauschte seine Sinne — und er begehrte sie; aber er fühlte zugleich, daß sie ihm unendlich theuer war und er im Stande wäre, sie wie eine Gottheit zu verehren und da der Lärm ringsum immer größer wurde, rückte er ihr näher und flüsterte ihr gute, süße, aus der Tiefe seiner Seele kommende Worte ins Ohr, wohlklingend wie Musik und berauschend wie Wein.

Und er berauschte sie. Zum erstenmale hörte Engia solche Worte aus einem Mannesmunde, und ein Glück umsing sie, das unendliche Wonne in sich schloß, aber auch unendliches Bangen. Ihre Wangen glühten, ihr Herz pochte ängstlich und ihre Lippen öffneten sich wie verwunderzt. Sie erschrak, weil sie solche Dinge anhörte, und doch hätte sie um nichts in der Welt

auch nur ein Wort davon verlieren mögen. Bald senkte sie die Augen, bald hob sie den leuchtenden, und dabei furchtsam fragenden Blick zu Vinicius empor, als ob sie sagen wollte: „Sprich weiter!“ Der Lärm, die Musik, der Duft der Blumen und der arabischen Räucherwerke begann sie zu betäuben. Eine süße Ohnmacht, Mattigkeit und Selbstvergessenheit kam über sie — sie war wie im Traume.

Der Athem des jungen Mannes aber wurde immer kürzer und die Worte kamen abgerissen über seine Lippen. Er war der Geliebten zum erstenmale so nahe. Seine Gedanken begannen sich zu verwirren; durch seine Adern floß Feuer, das er vergeblich mit Wein zu löschen suchte. Noch nicht der Wein, aber ihr reizendes Gesicht, ihre bloßen Arme, der jungfräuliche, unter der goldenen Tunica wogende Busen, die ganze unter den weißen Falten des Peplums verborgene Gestalt machten ihn trunken. Er faßte ihre Hand über dem Gelenk wie schon einmal im Hause des Aulus, zog sie an sich heran und flüsterte mit bebenden Lippen:

„Ich liebe Dich, Callina — Du mein Götting —“

„Lass' mich, Marcus,“ bat Pygia.

Er aber sprach mit verschwimmendem Blicke weiter:

„Meine Götting! — Liebe mich —“

Doch in diesem Augenblicke machte sich die Stimme Acte's vernehmlich, die an Pygia's anderer Seite ruhte:

„Der Kaiser sieht zu Euch herüber.“

Ein jäher Bohn über den Kaiser wie über Acte ergriß den Jüngling. Ihre Worte hatten den Zauber gestört.

Er warf das Haupt in den Nacken und sagte, über Pygia's Schulter hinweg zornig auf die Freigelassene blickend:

„Die Zeit ist vorbei, Acte, da Du noch beim Mahle an des Kaisers Seite ruhest, und man sagt, daß Dir Blindheit droht — wie also kannst Du ihn sehen?“

Sie antwortete traurig:

„Ich sehe ihn doch. — Er ist kurzfristig wie ich und beobachtet Euch durch seinen Smaragd.“

Alles, was Nero that, erregte die Wachsamkeit der ihm am nächsten Stehenden; auch Vinicius war daher beunruhigt; er suchte sich zu fassen und blickte nach der Seite hin, wo der Kaiser saß. Pygia, die Nero zu Beginn des Gelages nur wie durch einen Nebel gesehen, und dann, durch Vinicius völlig in Anspruch genommen, nicht weiter beachtet hatte, wendete ihm nun auch die neugierigen, erschrockenen Augen zu.

Acte hatte wahr gesprochen. Der Kaiser war über den Tisch geneigt; er drückte ein Auge zu, hielt vor das andere den runden geschliffenen Smaragd, dessen er sich stets bediente, und blickte zu ihnen herüber. Sein Blick begegnete einen Moment lang dem Pygia's, und des Mädchens Herz zog sich schreckt erfüllt zusammen. Daheim auf dem sicilianischen Landgute des Aulus hatte ihr eine alte ägyptische Sklavin von den Drachen erzählt, welche die Berghöhlen bewohnen, und nun war ihr

nicht anders, als habe das grünliche Auge eines solchen Drachen auf ihr geruht. — Wie ein erschrockenes Kind haßte sie nach des Vinicius' Hand, und wirre Fragen kreuzten sich in ihrem Hirn: „Das also war er? — Der Schreckliche und Allmächtige?“ Sie hatte ihn bisher nie gesehen und sich ihn anders vorgestellt. Sie hatte sich sein furchtbares Antlitz wie in Bosheit versteinert gedacht, und was sie erblickte, war ein großes, auf starkem Genick ruhendes Haupt, zwar auch furchtbar, aber fast mehr noch lächerlich, weil es von Ferne wie der Kopf eines Kindes aussah. Die amethystfarbige Tunica, die den gewöhnlichen Sterblichen zu tragen unterlag war, warf einen bläulichen Abglanz auf sein breites, kurzes Gesicht. Das Haar trug er kurz, nach der von Otho eingeführten Mode gekräuselt, und in vier wellige Lockenreihen geordnet. Den Bart hatte er vor kurzem dem Jupiter geopfert, wofür ganz Rom ihm Dankungen darbrachte, obwohl man sich im Geheimen zuflüsterte, Nero habe den Bart nur darum abgenommen, weil dieser, wie bei allen Familienmitgliedern, roth zu werden drohte. Auf der über den Augen kräftig hervortretenden Stirn lag aber doch etwas Olympisches. Die zusammengezogenen Brauen verkündeten das Bewußtsein der Allmacht; doch unter dieser Halbgottstirn lag ein Komödiantengesicht, eitel, von wechselnden Begierden durchwühlt, bei aller Jugend schon fett, und doch kränklich und verfallen. Pnygia erschien es unheilverkündend, aber besonders höchst widerwärtig.

Nach einer Weile legte er den Smaragd nieder, und nun konnte Pnygia seine verschwollenen blauen Augen sehen, die in dem grellen Lichte zwinkerten, gläserne, gedankenlose Augen wie die eines Leichnams.

Zu Petronius gewendet, sagte der Kaiser in diesem Augenblicke:

„Ist das jene Geißel, in die Vinicius verliebt ist?“

„Sie ist es,“ versetzte Petronius.

„Wie heißt das Volk, dem sie entstammt?“

„Die Pnygier.“

„Vinicius findet sie hübsch?“

„Hülle einen morschen Delfstamm in ein weibliches Peplum und Vinicius wird ihn hübsch finden. Doch auf Deinen Zügen, Du unvergleichlicher Kenner, lese ich schon ihr Urtheil! Du hast nicht erst nöthig, es auszusprechen. Ganz richtig, sie ist zu dürr, armselig, der reine Mohlkopf auf schwankem Stengel! Du aber, göttlicher Aesthetiker, schätzeest gerade den Stengel am Weibe, und Du hast recht; tausendmal recht! Das Gesicht allein hat nichts zu sagen. Ich habe schon viel von Dir gelernt, aber einen so sicheren Blick wie Du habe ich doch nicht. — Ich möchte mit Tullius Senecio um sein Schätzchen wetten, daß Du, obwohl man beim Mahle, wo Alle liegen, doch schwer über die ganze Gestalt urtheilen kann, Dir schon gesagt hast: „Sie hat zu schmale Hüften.“

„Zu schmale Hüften,“ wiederholte Nero, die Augen zu-drückend.

Ein kaum merkliches Lächeln umspielte des Petronius' Lippen, aber Tullius Senecio, der keine Ahnung hatte, wovon die Rede sei, weil er bisher Vestinus seines Aberglaubens wegen verspottet, und des Gespräches nicht geachtet hatte, wendete sich ihm jetzt zu und sagte:

„Du irrst Dich! Ich halte es mit dem Kaiser.“

„Auch gut,“ versetzte Petronius. „Ich habe gerade bewiesen, daß Du ein bißchen Verstand hast, aber der Kaiser behauptet, daß Du ein Esel bist, ganz ohne Beimischung.“

„Habet!“ rief Nero lachend und wendete den Daumen nach abwärts wie im Circus, wenn der gesallene Gladiator keine Gnade zu erhoffen hatte.

Vestinus, welcher meinte, es sei noch immer vom Aberglauben und den Träumen die Rede, rief dazwischen:

„Und ich glaube doch an Träume; auch Seneca sagte neulich, daß er daran glaubt.“

„Diese Nacht hat mir geträumt, ich sei Vestalin geworden,“ sagte Calvia Crispinilla, sich über den Tisch neigend.

Diese Worte veranlaßten Nero, in die Hände zu klatschen; Andere folgten seinem Beispiele und bald erscholl in der Munde lauter Beifall, denn Crispinilla, mehrmals geschieden, war wegen ihrer beispiellosen Piederlichkeit in ganz Rom berüchtigt.

Ohne im mindesten verlegen zu werden, sagte sie ruhig:

„Nun, was weiter! Alt und häßlich sind sie Alle! Rubria ist die Einzige, die halbwegs wie ein Mensch aussteht, und so

wären unser doch zwei, obwohl auch Rubria Sommersprossen bekommt, wenn es warm wird.“

„Du wirst aber doch zugeben, allerleuscheste Calvia,“ fiel Petronis ein, „daß Du höchstens im Traume Vestalin werden könntest.“

„Und wenn der Kaiser es befehlen würde? Was dann?“

„Dann würde ich glauben, daß selbst die seltsamsten Träume sich bewahrheiten.“

„Das thun sie auch,“ sagte Vestinus. „Ich kann begreifen, wenn Einer nicht an die Götter glaubt, aber wie kann man nicht an Träume glauben?“

„Und die Wahrsager?“ fragte Nero. „Man hat mir einst geweissagt, Rom werde aufhören zu bestehen, ich aber würde den ganzen Osten beherrschen.“

„Träume und Wahrsagungen stehen in Verbindung miteinander,“ sagte Vestinus. „Einmal sandte ein Proconsul, der sehr ungläubig war, zum Tempel des Mopsos einen Sklaven mit einem versiegelten Brief, um sich davon zu überzeugen, ob der Gott auch die in dem verschlossenen Briefe enthaltene Frage beantworten könne. Der Sklave schloß im Tempel, um einen bedeutungsvollen Traum zu thun, und als er heimkam, sprach er folgendermaßen: „Es träumte mir von einem Jüngling, leuchtend wie die Sonne, der mir nichts anderes sagte, als „einen schwarzen“. Als der Proconsul das hörte, erblaßte er und sagte, indem er sich an seine Gäste wendete, die durch-

gehendes ebenso unglaublich waren wie er: „Wißt Ihr, was in dem Briefe stand?“

Hier unterbrach sich Vestinus, um die Trinkschale zum Munde zu führen und einen guten Zug zu thun.

„Nun, was stand in dem Briefe?“ fragte Senecio.

„Der Brief enthielt die Frage: was für einen Stier soll ich opfern, einen weißen oder schwarzen?“

Die durch diese Erzählung erregte Aufmerksamkeit wurde durch Vitellius abgelenkt, der schon halb angetrunken zum Gastmahl gekommen war und nun plötzlich ohne allen Grund in ein tolles Lachen ausbrach.

„Worüber lacht denn diese Talgtonne?“ fragte Nero.

„Nur durch das Lachen unterscheidet sich der Mensch vom Thiere,“ sagte Petronius, „und er hat keinen anderen Beweis, daß er kein Schwein ist.“

Vitellius hörte plötzlich zu lachen auf, und mit den von fetter Sauce triefenden Lippen schmatzend, blickte er so verwundert auf die Anwesenden, als habe er sie nie vorher gesehen.

Dann hob er seine fleischige Rechte in die Höhe und sagte heiser:

„Der Rittersring, den ich vom Vater ererbte, ist mir vom Finger gefallen.“

„Vom Vater, der ein Schuster war,“ fügte Nero hinzu.

Bei diesen Worten brach Vitellius abermals in ein unerwartetes Gelächter aus und begann in Calvia Crispinilla's Beplum nach seinem Ringe zu fuchen.

Vatinius ahnte den Aufschrei eines erschrockenen Frauenzimmers nach, und die allgemeine Lustigkeit steigerte sich.

Sklavenschaaren trugen immer neue Gerichte auf; aus den großen, epheumkränzten und schneegefüllten Gefäßen wurden alle Augenblicke kleinere Behälter ausgehoben, welche die verschiedensten Weingattungen enthielten. Alle tranken reichlich. Von der Decke fielen auf den Tisch und die Tafelnden dann und wann duftende Rosen.

Petronius bat Nero, ehe die Gäste sich vollends betranken, das Fest durch seinen Gesang zu adeln. Ein Chor von Stimmen unterstützte seine Worte, aber Nero weigerte sich. Nicht aus Bescheidenheit allein, sagte er, obwohl es ihm immer an Selbstbewußtsein fehle. Nur die Götter wußten, was es ihn kostete, sich zu produciren. Wenn er es dennoch zuweilen that, so that er es nur aus dem Grunde, weil er einsah, daß für die Kunst etwas geschehen müsse und weil er, den Apollo mit so etwas wie einer Stimme begnadet, die Göttergabe nicht verkümmern lassen durfte. Er begriff sogar, daß er in dieser Beziehung gegen das Reich Verpflichtungen hatte. Heute aber war er wirklich heiser. Er hatte schon in der Nacht Bleigewichtchen auf die Brust gelegt, aber auch das hatte nicht geholfen. Er dachte sogar daran, nach Autium zu fahren, um wieder einmal Seelust zu athmen.

Doch Lucanus beschwor ihn im Namen der Kunst und der Menschheit. Es war bekannt, daß der göttliche Sänger einen

neuen Hymnus an Venus componirt hatte, mit welchem verglichen der des Lucretius wie das Winseln eines einjährigen Bälgleins klang. Nein! Ein so guter Herrscher wie Nero durfte seinen Unterthanen nicht solche Martern auferlegen. „Sei nicht grausam, Cäsar!“

„Sei nicht grausam, Cäsar!“ wiederholten Alle, die in der Nähe saßen.

Nero breitete die Hände vor sich hin, zum Zeichen, daß er nachgeben müsse. Da nahm jedes Gesicht den Ausdruck tiefster Dankbarkeit an und Aller Augen wendeten sich ihm zu. Doch er ließ noch vorher Poppäa benachrichtigen, daß er singen werde; sie hatte sich zwar, wie er erzählte, eines Unwohlseins halber vom Mahle ferngehalten, aber da ihr erwiesenermaßen keine Arznei je solche Erleichterung verschaffte wie sein Gesang, wollte er ihr die Gelegenheit zugute kommen lassen.

Poppäa erschien auch ohne zu säumen. Obwohl sie Nero noch völlig beherrschte, wußte sie doch, daß es gefährlich war, ihn zu reizen, wenn seine Eitelkeit im Spiele war. Schön wie eine Göttin trat sie alsbald ein; sie war wie Nero in ein amethystfarbiges Gewand gehüllt und sah mit ihrem Goldhaar und dem sanften Blick, obschon sie bereits zweimal geschieden war, noch völlig mädchenhaft aus.

Sie wurde mit lebhaften Zurufen als „göttliche Augusta“ begrüßt. Pygia traute den eigenen Augen kaum, denn Poppäa Sabina war ihr als eines der verworfensten Weiber Roms be-

kannt. Sie wußte von Pomponia, daß sie es war, die den Kaiser zur Ermordung von Mutter und Gattin bewogen hatte, und nun beim Anblicke dieser berühmten Poppäa, die von den Bekennern Christi für die Verkörperung des Bösen und der Sünde angesehen wurde, war es ihr fast, als ob die Engel und himmlischen Geister gerade so aussehen müßten.

Sie vermochte buchstäblich die Augen nicht von ihr abzuwenden und unwillkürlich fiel die Frage von ihren Lippen:

„Ach, Marcus, ist das möglich?“

Er aber, bereits etwas berauscht und zudem ungeduldig, weil so viele Dinge ihre Aufmerksamkeit von ihm abzogen, sagte:

„Ja, sie ist schön, aber Du bist hundertmal schöner! Du kennst Dich nicht, sonst würdest Du Dich in Dich selber verlieben wie Narcissus. — Sie badet sich in Eselinnenmilch, Dich aber hat sicherlich Venus in der eigenen Venus gebadet. — Du kennst Dich nicht, ocelle mi! — Sieh' nicht mehr hin. Wende den Blick mir zu, ocelle mi! — Berühre diesen Becher mit Deinen Lippen, dann press' ich auf dieselbe Stelle die meinen.“

Er rückte ihr näher, sie aber zog sich gegen Acte zurück. Doch in diesem Augenblicke gebot man Stille, denn der Kaiser war aufgestanden. Der Sänger Diodor reichte ihm eine Laute, welche Nero auf den Tisch stützte. Als er zugleich den Blick in die Höhe richtete, herrschte im Triclinium lautlose Stille, die nur durch das Geräusch der von der Decke herabfallenden Rosen unterbrochen wurde.

Dann begann er zu singen, oder vielmehr in Angedem, rhythmisch bewegtem Tone seinen Hymnus an Venus vorzutragen. Weder die Stimme, obwohl sie etwas verschleiert klang, noch die Verse waren schlecht, und die arme Phgia verspürte Gewissensbisse, denn der Hymnus erschien ihr nur zu schön, trotzdem er die unreine, heidnische Venus feierte, und sogar der Kaiser mit seinem Lorbeerkranz auf der Stirn und den in die Höhe blickenden Augen kam ihr jetzt majestätischer und weit weniger schrecklich und abscheulich vor wie zu Beginn des Festes.

Als er geendet, brachen die Gäste in einen Beifallssturm aus. Der Ruf: „O, welche Götterstimme!“ erscholl ringsum; einige Frauen hatten die Hände erhoben und behielten diese Stellung zum Zeichen ihrer Verückung auch nach Beendigung des Gesanges bei; Andere wischten sich die thränenfeuchten Augen, im ganzen Saale herrschte ein Summen wie in einem Bienenkorbe.

Poppäa hatte das goldig schimmernde Haupt geneigt und Nero's Hand an ihre Lippen gezogen, worauf sie seine Finger lange schweigend in den ihren hielt; und der göttlich schöne Grieche Pythagoras, derselbe, mit welchem sich der halbwahnsinnige Nero später trauen ließ, kniete vor ihm nieder.

Nero richtete seine Blicke jedoch begierig auf Petronius, um dessen Lobsprüche ihm stets am meisten zu thun war, und dieser sprach:

„Was die Musik betrifft, so muß Orpheus jetzt gerade so gelb vor Neid sein wie unser Lucanus hier, und was die Verse

anbelangt, so bedauere ich nur, daß sie nicht schlechter sind, weil ich dann doch vielleicht ein passendes Wort zu ihrem Preise fände.“

Lucanus nahm diesen Hinweis auf seine Eifersucht durchaus nicht übel, im Gegentheile, er warf Petronius einen dankbaren Blick zu und brummte, den Uebelgelaunten spielend:

„Verfluchtes Fatum, das mich dazu verdammt hat, der Zeitgenosse eines solchen Dichters zu sein! Unserer hätte sich vielleicht doch ein Plätzchen in der Erinnerung der Menschen und auf dem Parnas erobert, so aber ist man nur dazu da um wie ein Lämpchen neben der Sonne zu verglimmen.“

Petronius, der ein erstaunliches Gedächtniß besaß, wiederholte einige Absätze des Hymnus, citirte einzelne Verse und hob die schönsten Wendungen hervor, und Lucanus, der über dem Zauber der Dichtung seine Eifersucht zu vergessen schien, schloß sich seinen Worten an. Auf Nero's Antlitz spiegelte sich stille Wonne und bodenlose Eitelkeit, die nicht mehr bloß an Dummheit grenzte, sondern ihr schon ganz ähnlich war. Er fing nun selbst an, die Verse hervorzuheben, die ihm als die schönsten erschienen und tröstete schließlich sogar Lucanus; er sprach ihm Muth zu und sagte, daß jeder eben nur das sei, als was er geboren werde, übrigens schließe die Anbetung, die man Jupiter entgegenbringe, die Verehrung der übrigen Götter keineswegs aus.

Nach diesen Worten erhob er sich, um Poppäa hinauszu geleiten, die sich in der That unwohl fühlte und sich zurückziehen wünschte. Er befahl den Festtheilnehmern Platz zu be-

halten, seine Rückkehr ankündigend. Wirklich erschien er bald wieder, um sich an dem gestreuten Weibrauch zu berauschen und sich an den weiteren Festvorstellungen zu ergötzen.

Es wurden noch andere Verse verlesen, und Dialoge angehört, deren Wunderlichkeit den Witz ersetzen mußte. Dann kam der berühmte Mimiker Paris an die Reihe, welcher die Abenteuer Io's, des Inachus' Tochter, darstellte. Was er den Gästen bot, war kein Tanz mehr, sondern ein deutliches Bild, zauberisch schön und schamlos; und als zum Schlusse Korybanten auftraten und beim Klange von Flöten, Tymbeln und kleinen Trommeln einen zügellosen bacchischen Tanz aufführten, da war es Hygia, als verzehre sie ein glühendes Feuer, und als solle der Witz in dieses Haus einschlagen und die Decke auf die Häupter der Festtheilnehmer niederstürzen.

Doch statt dessen fielen von der Decke bloß Rosen herab und der halb trunkene Vinicius sprach zu ihr:

„Ich sah Dich beim Aulus im Garten bei der Fontaine und ich liebte Dich. Der Morgen graute kaum und Du dachtest, daß niemand Dich sehe, aber ich sah Dich. — Und auch jetzt sehe ich Dich, obwohl das Peplum Dich bedeckt. Wirf es ab wie Crispinilla. Götter und Menschen suchen nichts als Liebe, denn es giebt nichts Besseres auf Erden! Wirg Dein Haupt an meiner Brust und drücke die Augen zu!“

Hygia's Pulse schlugen schwer in Schläfen und Händen. Sie glaubte in einen Abgrund zu versinken, und Vinicius, von

dem sie Rettung erhofft hatte, der ihr so lieb und vertrauenerweckend erschienen war, Vinicius selber war es, der sie in diesen Abgrund zog. Sie zürnte ihm, und sie fing an, ihn zu fürchten. Die Stimme Pomponia's raunte ihr zu: „Rette Dich, Hygia! Rette Dich!“ — Dann aber war es ihr plötzlich, als sei es dazu schon zu spät — denn, wer gesehen, was sie bei diesem Gastmahle geschaut, wen eine Lohe umgarnt, wie sie sie gefühlt und wessen Herz geschlagen hatte wie das ihre, als sie des Vinicius' Worte hörte und als er ihr näher rückte — der müsse ohne Rettung verloren sein. Sie fühlte sich schwach. Sie wußte, daß unter Androhung kaiserlicher Ungnade niemand sich erheben durfte, ehe der Kaiser vom Tische aufstand, aber auch, wenn dem nicht so gewesen wäre, so hätte sie nicht mehr die Kraft dazu besessen.

Das Mahl war noch lange nicht zu Ende. Sklaven trugen immer neue Gerichte auf und füllten unermüdlich die Becher, und vor dem in Hufeisenform aufgestellten Tische erschienen zwei Athleten, um den Gästen ein Schauspiel zu bieten.

Die mächtigen, ölig glänzenden Leiber bildeten beim Ringkampf einen einzigen Klumpen; die Knochen knackten unter der eisernen Umarmung, und aus den zusammengepreßten Rinnladen drang unheilverkündendes Knirschen. Von Zeit zu Zeit vernahm man ein kurzes, dumpfes Aufstampfen der Füße auf dem safranbestreuten Boden, dann wieder standen die beiden Ringer unbeweglich und boten den Zuschauern den Anblick einer in Stein

gehauenen Gruppe. Die Augen der Römer folgten mit Kennerblick dem Spiele der schauerlich angespannten Rücken-, Waden- und Armsehnen. Doch der Kampf währte nicht lange, denn Kroto, der Meister und Vorstand der Gladiatorenschule, galt nicht umsonst für den stärksten Mann im römischen Reiche. Sein Gegner begann immer rascher zu athmen, dann röchelte er; sein Gesicht ward erdfarben; er warf Blut aus und sank zu Boden.

Ein Beifallssturm belohnte das Ende des Kampfspieles und Kroto stützte den Fuß auf den Rücken des gefallenen Gegners, kreuzte die mächtigen Arme über der Brust und ließ den triumphirenden Blick im Saale umherschweifen.

Nach ihm traten Thier- und Thierstimmennachahmer auf, Gaukler und Possenreißer, die aber nur mehr wenig Beachtung fanden, denn der Wein begann den Blick der Zuseher zu trüben. — Das Festmahl verwandelte sich allgemach in eine wüste Trinkorgie. Die Lust, geschwängert von Blumendüften und dem Geruche der Oele, mit denen reizende Fagen während des Mahles die Füße der Tafelnden besprengten, war schwül geworden; die Flammen der Lampen flackerten trübe, die Stirnkränze saßen schief auf den fahlen Gesichtern, die sich mit Schweißtropfen bedeckten.

Vitellius rollte unter den Tisch. Rigidia, bis zum Gürtel entblößt, lehnte das trunkene Kindergezicht an Lucan's Brust, der, gleichfalls betrunken, den Goldpuder aus ihrem Haare

blies, und dabei still beseligt nach oben blickte. Vestinus wiederholte mit dem Eigensinn der Trunkenen zum zehntenmale die Antwort des Mopsus auf des Proconsuls versiegelten Brief, und Tullius, der ungläubige Spötter, sagte mit von stetem Schluden unterbrochener, schleppender Stimme:

„Denn, wenn der Sphäros des Xenophanes rund ist, so könnte man ja, wie Du siehst, einen solchen Gott wie ein Faß mit dem Fuße vor sich herrollen.“

Ueber diese Worte war Domitius Ufer, der alte Dieb und Ohrenbläser, höchlich empört und begoß sich in seiner Entrüstung die ganze Tunica mit Falerner. Er hatte stets an die Götter geglaubt, und wenn die Leute behaupteten, daß Rom zugrunde gehen müsse, so trug einzig und allein der Unglaube der heutigen Jugend die Schuld daran. Man vernachlässigte die alten, strengen Sitten und niemand kam auf den Gedanken, daß es den Epicuräern unmöglich sein werde, den Barbaren zu widerstehen. Ach, daß er in solchen Zeiten leben mußte, wo ihm nichts anderes übrig blieb, als sich dem Genuße in die Arme zu werfen, um dem nagenden Kummer zu ent-rinnen!

Bei diesen Worten zog er eine syrische Tänzerin fest an sich und küßte mit dem zahllosen Munde deren Nacken und Rücken. Bei diesem Anblicke brach der Consul Memmius Regulus in Lachen aus, und rief, den Kahlkopf mit dem schiefstehenden Kranze erhebend:

„Wer sagt, daß Rom zugrunde geht? — Unsinn! Ich als Consul muß es doch besser wissen. — Videant Consules! — Dreißig Legionen schützen unsere pax romana!“

Er preßte die Fäuste an die Schläfen und schrie, daß es durch den ganzen Saal gellte:

„Dreißig Legionen! Dreißig Legionen! — Von Britannien bis zu den parthischen Grenzen!“

Plötzlich hielt er inne, legte einen Finger an die Stirn und sagte:

„Und wer weiß, ob nicht gar zweiunddreißig.“

Darauf storkelte er unter den Tisch, wo er die Flamingojungen, die gebadenen und gedünsteten Schwämme, die in Honig geschmorten Heuschrecken, die Fische und überhaupt alles, was er gegessen und getrunken hatte, wiedergab.

Doch die Anzahl der Legionen, welche den Frieden des römischen Reiches hüteten, beruhigte Domitius nicht.

„Nein! Nein!“ rief er aus. „Rom wird zugrunde gehen, weil es keinen Glauben und keine Sitte mehr giebt! Rom wird zugrunde gehen, und das ist schade, denn das Leben ist doch schon, der Kaiser gnädig und der Wein gut! Ach, wie schade!“

Er vergrub das Haupt zwischen die Schulterblätter der syrischen Tänzerin und brach in Thränen aus.

„Was habe ich vom künftigen Leben! Achilles hatte ganz recht, als er sagte: „Besser ein Knecht hier unter der Sonne,

als Herrscher in den Ilyerischen Gefilden! Und es fragt sich überhaupt noch, ob es Götter giebt, obzwar der Unglaube die Jugend verdirbt.“

Lucanus hatte inzwischen allen Goldpuder aus Nigidia's Haar weggeblasen, die, volltrunken, eingeschlummert war. Er entnahm der vor ihm stehenden Vase Epheuranke und umwand damit die Schläfende. Als er sein Werk vollendet hatte, blickte er entzückt und fragend um sich. Dann begann er sich selbst mit Epheu zu schmücken und rief mit dem Ausdruck tieffster Ueberzeugung:

„Ich bin gar kein Mensch, ich bin ein Faun.“

Petronius war nüchtern, aber Nero, der anfangs aus Rücksicht für seine „Götterstimme“ nur wenig Wein zu sich genommen hatte, leerte schließlich Becher auf Becher und betrank sich. Er gerieth in Begeisterung über des Pythagoras' Schönheit und ließ ihm in seinem Entzücken fortwährend die Hände. So schöne Hände hatte er nur einmal gesehen, ja, an wem denn nur?

Er legte die Hand an die feuchte Stirn und suchte sich zu erinnern. Plötzlich nahm sein Antlitz einen entsetzten Ausdruck an:

„Ah!“ rief er. „An der Mutter! An Agrippina!“

Düstere Wahnvorstellungen schienen ihn zu beherrschen.

„Man sagt, daß sie in Mondnächten bei Bajae auf dem Meere wandelt,“ sagte er. „Sie thut nichts anderes, nur gehen und gehen. Aber wenn sie zu einem Kahn kommt, wirft sie

enen Blick hinein und wandelt weiter, und der Fischer, den sie angeblickt hat, muß sterben.“

„Kein übles Thema,“ meinte Petronius.

Vestinus streckte den Hals aus wie ein Kranich und flüsterte geheimnißvoll:

„An die Götter glaube ich nicht, aber an die Geister, o je!“

Nero kümmerte sich nicht um die Worte der Anderen und fuhr fort:

„Ich habe doch Lemuralien gefeiert! Ich mag sie nicht sehen! Es geht schon ins fünfte Jahr! Ich mußte, mußte sie verurtheilen, denn sie selbst sandte Mörder nach mir aus, und wäre ich ihr nicht zuvorgekommen, so hätten Ihr heute meine Stimme nicht gehört.“

„Dank, Cäsar! Im Namen der Stadt und der Welt!“ rief Donitius Afer.

„Wein! Wein! Schlagt in die Tympanons!“

Der Arzt begann ans neue. Lucanus, der sich inzwischen völlig mit Eryheu umwunden hatte, suchte ihn zu übertönen; er stand auf und rief:

„Ich bin kein Mensch, sondern ein Faun und lebe im Walde! E . . . h . . . o! ooo!“

Schließlich besoff sich der Kaiser, und es besoffen sich Männer und Weiber. Vinicius war nicht weniger betrunken als die Anderen und zur aufflammenden Begierde gesellte sich die

Händelsucht, wie immer, wenn er das Maß überschritt. Sein bräunliches Antlitz war bleich und seine Zunge unsicher, als er in lautem, befehlendem Tone sagte:

„Reich' mir die Lippen! — Heute oder morgen, das ist schon einerlei! — Lasse die Ziererei! — Der Kaiser hat Dich dem Aulus abgefordert, um Dich mir zu schenken, verstehst Du? Morgen in der Dämmerstunde schide ich um Dich, verstehst Du? — Du mußt mein sein! Reich' mir den Mund! Ich will nicht bis morgen warten — schnell den Mund!“

Er umschlang sie mit seinen Armen, aber Acte schüttelte sie und auch Erygia verteidigte sich mit dem Rest ihrer Kräfte. Doch vergeblich mühte sie sich, mit ihren Händen seine unbehaarten, glatten Arme von sich fernzuhalten; vergebens flehte sie ihn an, doch nicht so schrecklich zu sein und Erbarmen mit ihr zu haben.

Sein nach Wein duftender Athem fauchte sie an und sein Gesicht kam dem ihren schon ganz nahe. Nein! Das war nicht mehr der einstige gute, ihr von ganzer Seele theuere Vinicius, das war ein trunkener, böser Satyr, der ihr Schreck und Widerwillen einflößte.

Sie fühlte ihre Kräfte schwinden. Vergebens wandte sie, sich zurückbeugend, das Antlitz ab, um seinen Küffen auszuweichen. Er stand auf, umfing sie mit beiden Armen, zog ihr Haupt an seine Brust und quetschte mit den Lippen ihren erblaßten Mund, bis er schmerzte.

Doch im selben Augenblicke wurden seine Arme von ihrem Nacken losgelöst, und zwar mit einer Leichtigkeit, als ob es Kinderarme wären; ihn selbst aber schob eine unwiderstehliche Gewalt zur Seite wie einen dürrn Ast oder ein welkes Blatt. Vinicius wischte sich die erstaunten Augen, und erblickte über sich die Riesengestalt des Hygiers Ursus, der ihm aus dem Hause des Aulus bekannt war.

Der Hygieer stand unbeweglich, aber er sah mit seinen blauen Augen Vinicius so sonderbar an, daß dem jungen Manne das Blut in den Adern stockte; dann nahm der Sklave sein Königskind auf den Arm, und verließ mit gleichmäßigem, geräuschlosem Schritt das Triclinium.

Acte folgte ihm auf dem Fuße.

Vinicius saß einen Augenblick lang wie versteinert, dann sprang er auf und lief dem Ausgange zu:

„Hygia! Hygia!“

Doch Begierde, Wuth, Verwunderung und Wein brachten seine Füße zum Wanken. Er strauchelte ein- bis zweimal, dann haschte er nach den nackten Armen einer Bacchantin und fragte mit den Augen blinzeln:

„Was ist geschehen?“

Sie ergriff eine gefüllte Trinkschale und reichte sie ihm mit einem Lächeln in den verglasten Augen.

„Trink!“ sagte sie.

Vinicius leerte die Schale auf einen Zug und stürzte zu Boden.

Die größere Hälfte der Gäste lag schon unter dem Tische; Einige gingen schwankenden Schrittes durch das Triclinium, Andere lagen schnarchend auf ihren Lagern; und auf die trunkenen Consuln und Senatoren, auf die trunkenen Ritter, Poeten und Philosophen, auf die trunkenen Tänzerinnen und Patrizierinnen, auf all diese Bekränzten und Entgürteten, diese ganze noch allmächtige und doch schon entseelte, überwundene Welt fiel tröpfelnd von der Decke Niese um Niese hernieder.

Draußen graute der Tag.

VIII.

Niemand hielt Ursus auf; man fragte nicht einmal, was er wollte. Die Gäste, die noch nicht unter dem Tische lagen, nahmen längst ihre Plätze nicht mehr ein; und als die Dienerschaft den Riesen mit einer der Festtheilnehmerinnen auf den Armen erblickte, hielt sie ihn für einen Sklaven, der seine be- rauschte Herrin hinaustrug. Zudem ging Acte mit ihnen und deren Anwesenheit wehrte jeden Verdacht ab.

Auf diese Art gelangten sie aus dem Triclinium in das anstoßende Gemach und von da auf den Gang, welcher zu Acte's Zimmern führte.

Die Kräfte hatten Hygia völlig verlassen; sie lag wie todt auf des Ursus' Armen. Erst als die frische, reine Morgenluft sie umwehte, öffnete sie die Augen. Durch den Säulengang

weitererschreitend, bogen sie in einen seitlichen Porticus, der nicht gegen den Hof, sondern gegen die Palastgärten gewendet lag, in denen die Gipfeln der Pinien und Cypressen im ersten Morgenroth erglühten. — In diesem Theile des Gebäudes war es menschenleer; der Schall der Musik und der Tafellärm drang nur undeutlich herüber. Es war Lygia, als habe man sie der Hölle entrißen und in die helle Gotteswelt hinausgetragen. Es gab doch noch etwas außer diesem abscheulichen Triclinium. Es gab einen Himmel, Morgenroth, Licht und Stille. Das Mädchen brach plötzlich in Thränen aus und rief schluchzend, indem sie sich in des Riesen Arme schmiegte:

„Nach Hause, Ursus! Nach Hause!“

„Gut! Gehen wir!“ sagte Ursus.

Inzwischen waren sie bis in das kleine Atrium gelangt, das zu Acte's Wohnung gehörte. Ursus setzte dort Lygia auf eine Marmorbank neben dem Springbrunnen, und Acte gab sich Mühe, das Mädchen zu beruhigen. Sie versicherte ein- über das anderemal, daß augenblicklich keine Gefahr drohe, weil die trunkenen Festtheilnehmer bis zum Abend schlafen würden. Doch Lygia wollte sich lange nicht zufrieden geben; sie preßte die Schläfen mit den Händen und wiederholte wie ein Kind immer wieder:

„Nach Hause! Zu Aulus und Pomponia!“

Ursus war bereit. Bei den Thoren standen zwar Prätorianer, aber er kam schon durch. Die Soldaten hielten ja

die Fortgehenden nicht auf. Vor den Thorbogen wimmelte es von Sänften, denn die Leute begannen schaaarenweise heimzuziehen. Niemand würde sie zurückhalten. Sie konnten sich in die Menge mischen und schnurstraks heimgehen. Uebrigens, was lag ihm an alledem! Was die Königstochter befahl, das mußte geschehen. Dazu war er ja hier.

Und Lygia wiederholte:

„Ja, Ursus, gehen wir!“

Doch Acte mußte für Beide Ueberlegung und Vernunft haben. Hinauskommen würden sie, o ja! Niemand würde sie zurückhalten. Aber es war nicht gestattet, aus dem Hause des Imperators zu fliehen, und wer es that, beleidigte Seine Majestät. Hinaus konnten sie wohl gelangen, aber schon am Abend würde ein Centurio dem Aulus das Todesurtheil überbringen, und Lygia zurück in den Kaiserpalast schleppen, wonach es keine Rettung mehr für sie gab. Und sobald Aulus und Pomponia sie unter ihr Dach aufnahmen, war deren Tod besiegelt.

Lygia ließ muthlos die Hände sinken. Es gab keinen Rath. Sie hatte nur zu wählen zwischen dem Verderben der Pflegetern und ihrem eigenen. Nur ein Wunder konnte sie dem dräuenden Abgrunde entreißen. Ein Wunder und Gottes Macht!

„Acte,“ sagte sie verzweifelt, „hast Du gehört, was mir Vinicius sagte? Daß der Kaiser mich ihm zum Geschenke ge-

macht hat, und daß er noch heute seine Sklaven um mich schicken wird?"

"Ich habe es gehört," erwiderte Acte. Die Verzweiflung Nygia's fand kein Echo in ihrer Brust. Sie war selbst Nero's Geliebte gewesen und ihr Herz, so gut es war, vermochte die Schmach eines derartigen Verhältnisses nicht zu empfinden. Als ehemalige Skavin war das Gesetz der Unfreiheit ihr in Fleisch und Blut übergegangen und — sie liebte Nero. Wäre er heute zu ihr zurückgekehrt, sie hätte die Hände nach ihm ausgestreckt wie nach dem Glücke. Und da es klar war, daß Nygia die Geliebte des jungen, schönen Vinicius werden mußte, wenn sie nicht ihre Pflegeeltern und sich selbst ins Verderben stürzen wollte, war ihr des Mädchens Zaudern einfach unverständlich.

"Hier droht Dir nicht weniger Gefahr als beim Vinicius," sagte sie nach einer Pause.

Sie sprach die Wahrheit und es fiel ihr nicht auf, daß sie damit eigentlich sagte: "Finde Dich mit Deinem Schicksale ab, und werde des Vinicius' Bußlin." Doch bei der bloßen Erinnerung an die wie glühende Kohlen brennenden, gierigen Küsse des jungen Mannes stieg Nygia das Schamroth ins Gesicht.

"Nie!" rief sie heftig. "Ich bleibe weder hier, noch gehe ich zum Vinicius — nie!"

Acte war von diesem leidenschaftlichen Ausbruche überrascht.

"Vinicius ist Dir also gar so sehr verhaßt?" fragte sie.

Sie erhielt keine Antwort auf ihre Frage; Nygia brach statt dessen abermals in Thränen aus. Ursus athmete schwer und ballte die riesigen Fäuste, denn er liebte seine Königs-Tochter mit der Treue eines Hundes und vermochte den Anblick ihrer Thränen nicht zu ertragen. Am liebsten wäre er in den Saal gestürzt, um Vinicius und im Nothfalle auch den Kaiser zu erwürgen, aber er wollte seine Herrin keine Secunde verlassen, und war auch nicht ganz mit sich im Reinen, ob ein Belenner des gekreuzigten Lämmchens so etwas thun dürfe.

Acte hatte Nygia an ihre Brust gezogen und fragte noch einmal:

"Er ist Dir also ganz und gar verhaßt?"

"Nein," sagte Nygia, "hassen darf ich ihn nicht, denn ich bin eine Christin."

"Das weiß ich, Nygia!" versetzte Acte. "Und ich weiß auch aus den Briefen des Paulus, daß man den Tod nicht mehr fürchten soll als die Sünde, aber ich bin auch schon lange in diesem Hause, und weiß, was der Zorn des Kaisers bedeutet. Nein! Ihr könnt unmöglich von hier fliehen. Es bleibt Dir nur ein Ausweg, flehe Vinicius an, daß er sich Deiner erbarme und Dich zu den Deinen zurückführe!"

Doch Nygia sank auf die Knie, um einen Anderen anzusuchen. Ursus ließ sich neben ihr nieder, und sie beteten Beide im Kaiserpalaste beim ersten Morgenroth.

Acte war zum erstenmale Zeugin eines solchen Gebetes, und sie vermochte die Augen nicht von Hygia abzuwenden, die, das Profil ihr zugelehrt, zum Himmel emporblickte, wie von oben Rettung erwartend. Das Morgenlicht fiel auf ihr dunkles Haar und auf das weiße Peplum und spiegelte sich in ihren Augensternen — von Glanz umfluthet, sah sie selber aus wie das Licht.

Aus dem erblassenen Antlitz, den geöffneten Rippen, den erhobenen Augen und Händen sprach überirdische Verückung. Acte betrachtete die Betende voll Verwunderung. Eben hatte sie noch gemeint, daß es keine Rettung für Hygia gebe; jetzt aber fing sie an zu glauben, es werde etwas Außerordentliches geschehen und plötzlich eine Hilfe kommen, die so mächtig war, daß nicht einmal der Kaiser etwas dagegen vermochte; entweder ein geflügeltes Heer, das vom Himmel herniederlieg, um das Mädchen zu schützen, oder die Sonne selbst, die ihre Strahlen aussandte, um Hygia daran emporzuziehen. Sie hatte schon von vielen Wundern vernommen, die sich unter den Christen ereignet haben sollten, und jetzt, wo sie Hygia in dieser Weise beten sah, glaubte sie fest an deren Wahrheit.

Endlich erhob sich das Mädchen mit hoffnungsfreudigem Antlitz und auch Ursus richtete sich auf, und wartete, sich neben der Bank niederlauernd, auf die Worte seiner Herrin.

Hygia's Augen verdunkelten sich und zwei schwere Thränen rollten langsam über ihre Wangen herab.

„Gott segne Pomponia und Aulus!“ sprach sie. „Ich darf sie nicht ins Verderben stürzen, folglich werde ich sie nie mehr sehen.“

Nach diesen Worten wandte sie sich an Ursus und sagte ihm, daß sie jetzt niemanden mehr habe als ihn, und daß er ihr also fortan Vater und Beschützer sein müsse. Er solle sie aus dem Palaste bringen, aus der Stadt führen und ein Versteck für sie ausfindig machen, wo weder Vinicius, noch dessen Diener sie finden konnten. Sie wollte überall hin mit ihm gehen, selbst über das Meer, über die Berge, zu den Barbaren, wo man kein römisches Wort mehr hörte und wohin des Kaisers Macht nicht mehr reichte. Er sollte sie fortführen und retten, denn nur er allein war ihr geblieben.

Der Hygher war bereit und umsing zum Zeichen des Gehorsams der Herrin Füße. Doch auf dem Antlitz Acte's, die ein Wunder erwartet hatte, malte sich Enttäuschung. Also das war die ganze Wirkung jenes Gebetes? Wenn es auch Hygia gelang, sich zu verbergen, so würde der Kaiser sich dennoch an den Thron rächen. Wenn sie schon durchaus fliehen wollte, so möge sie doch wenigstens vom Vinicius aus entweichen. Dann war es eher möglich, daß der Kaiser, der sich nicht gern in fremde Händel mischte, dem jungen Manne bei der Verfolgung keinen Beistand leistete, und es war dann wenigstens keine Majestätsbeleidigung.

Hygia hatte auch schon an einen solchen Ausweg gedacht. Nur wollte sie nicht erst aus dem Hause des Vinicius, sonderu

schon auf dem Wege dahin fliehen. Er hatte ihr in seiner Trunkenheit verrathen, daß er gegen Abend seine Sklaven um sie senden werde. Und im Falle man heute vergaß, kam man doch sicher morgen. Aber Ursus bewahrte sie davor, nicht wahr?

Er würde kommen, nicht wahr, sie aus der Sänfte heben, wie er sie heute aus dem Triclinium getragen, und dann gingen sie miteinander in die weite Welt. Dem Ursus konnte ja keiner widerstehen. Nicht einmal der schreckliche Ringkämpfer, der gestern im Triclinium gesiegt. Da aber Vinicius vielleicht eine große Zahl von Sklaven schickte, so möge Ursus gleich zum Bischof Vinus gehen und Rath und Hilfe erbitten. Der Bischof erbarmte sich ihrer gewiß; er gab nicht zu, daß sie in des Vinicius' Haus kam, und befahl seinen Christen, dem Ursus hilfreiche Hand zu bieten. Die schlugen sie sicher heraus und geleiteten sie aus der Stadt, worauf Ursus sie in Sicherheit brachte.

Hygia's Antlitz bedeckte sich mit heller Röthe und sie lachte. Sie war voll Zuversicht und die Hoffnung auf Rettung verwandelte sich für sie schon in Gewißheit. Plötzlich warf sie sich Acte an den Hals, preßte ihren lieblichen Mund dicht an deren Ohr, und flüsterte leise:

„Nicht wahr, Acte, Du verräthst uns nicht?“

„Beim Schatten meiner Mutter!“ versetzte die Freigelassene, „ich verrathe Euch nicht; bitte nur Du Deinen Gott, daß es Ursus gelingen möge, Dich zu befreien.“

Die blauen Kinderaugen des Riesen strahlten vor Glück. Wie er auch seinen armen Kopf abmarterte, Pläne aushecken war nicht seine Sache, aber das, was Hygia von ihm verlangte, getraute er sich wohl zuwege zu bringen. Bei Tag oder bei Nacht, ihm war es gleich! Er wollte auch zum Bischof gehen, weil der vom Himmel ablas, was geschehen sollte und was nicht, aber Christen hätte er auch allein in genügender Anzahl zusammengebracht. Hatte er etwa nicht genug Bekannte unter den Sklaven, den Gladiatoren und den Freien — in der Subura und über den Brücken drüben. Tausend und zwei getraute er sich zusammenzubringen. — Und seine Herrin heraushauen und aus der Stadt geleiten, das traf er auch — und mit ihr in die weite Welt gehen, das konnte er erst recht. — Bis ans Ende der Welt, bis dorthin, woher sie stammten, und wo Keiner von Rom mehr etwas wußte.

Er blickte starr vor sich hin, als gelte es, längstvergangenes und weit, weit Entferntes mit dem Blicke zu durchdringen und murmelte vor sich hin:

„In den Wald? — Hei, was für ein Wald! Was für ein Wald!“

Doch er erwachte bald aus seinen Träumen. Gleich wollte er zum Bischof gehen und Abends schon mit etwa hundert Christen der Sänfte aufslauern. Mochten auch nicht Sklaven allein, sondern Prätorianer die Begleitung bilden! — Er wollte Keinem raten, ihm unter die Fäuste zu kommen; selbst wenn

er einen Eisenharnisch trug. — Als ob auch Eisen gar so stark wäre! Wenn man nur ordentlich daraufhieb, so hielt auch der Kopf darunter nicht lange Stand.

Mit tiefem und doch kindischem Ernst hob Hygia den Finger in die Höhe: „Ursus! Du sollst nicht tödten!“ sagte sie.

Der Hygier legte seine teufelförmigen Rechte an den Hinterkopf und begann murrend den Nacken in großer Verlegenheit zu krauen. Er mußte „sein Licht“ doch retten. Hatte sie nicht selbst gesagt, daß nun an ihm die Reihe sei? Er wollte sich in Acht nehmen, so gut es ging. Aber wenn es unabsichtlich geschah, wie dann? Er mußte sie doch retten! Er wußte schon, was er that: wenn ja wirklich etwas passirte, so wollte er so reuevoll Buße thun, das unschuldige Lämmchen so schön um Verzeihung bitten, daß es sich seiner gewiß erbarmte. Es fiel ihm ja gewiß nicht ein, das gekreuzigte Lämmchen beleidigen zu wollen; er hatte nur gar so eine schwere Hand.

Hefige Rührung malte sich auf seinen Zügen und um diese zu verbergen, bückte er sich tief und sagte:

„Ich gehe also zum heiligen Bischof.“

Acte aber umschlang Hygia's Hals und brach in Thränen aus. Eine Ahnung dämmerte in ihr auf, daß es eine Welt gab, die mitten im Leiden mehr Glück bot als aller Ueberfluß und alle Wonnen des Kaiserpalastes je bieten konnten; eine Pforte, die zum Lichte führte, hatte sich vor ihr aufgethan, aber sie fühlte sich unwürdig, die Schwelle zu überschreiten.

IX.

Bei dem Gedanken an Pomponia Gräcina, die sie von ganzer Seele liebte, empfand Hygia schmerzliche Wehmuth, und doch war sie jetzt nicht mehr verzweifelt. Es war ihr süß, für die Wahrheit Ueberfluß und Bequemlichkeit hinzugeben und ein unbekanntes Wanderleben zu beginnen. Sie war fest überzeugt, nach dem Willen des „Göttlichen Meisters“ zu handeln, und hoffte mit Bestimmtheit, daß fortan er selbst über sie wachen werde, wie über ein treues, folgsames Kind. Die Leiden, welche ihr vielleicht drohten, schredten sie nicht, ja sie fühlte sich beinahe glücklich und erzählte Acte von diesem Glücke, das diese jedoch nicht so recht begreifen konnte. — Wie? Alles aufgeben: Stadt und Gärten, Tempel, Säulenhallen und jeglichen Besitz, alles, was schön war, das sonnige Land und die liebsten, nächsten Menschen — und aus welchem Grunde? Nur, um sich vor der Liebe eines schönen, jungen Ritters zu schützen? Es wollte Acte nicht in den Kopf. Zudem war sie furchtsam von Natur, und dachte voll Entsetzen an den Abend. Doch sie wollte Hygia von ihren Befürchtungen nichts mittheilen, und da es inzwischen Tag geworden war und die Sonne hell ins Atrium schien, beredete sie das Mädchen, nach der schlaflos verbrachten Nacht die dringend nothwendige Ruhe zu suchen. Hygia widersetzte sich nicht und Beide gingen ins Cubiculum, das geräumig und in Folge des früheren Verhältnisses Acte's zum Kaiser

prunkvoll eingerichtet war. Sie legten sich Beide zur Ruhe nieder, doch Acte vermochte trotz der Ermüdung nicht einzuschlafen. Seit langer Zeit war sie immer traurig und freudlos, jetzt aber fühlte sie sich noch von einer Unruhe ergriffen, die sie früher nie gekannt. Bisher war ihr das eigene Leben nur schwer und hoffnungslos erschienen, heute kam es ihr auch ehrlos vor.

Ihr Kopf ward immer wirrer. Bald öffnete sich das Pförtchen zum Lichte, bald fiel es wieder zu. Und wenn es offen stand, blendete das Licht sie derart, daß sie nichts deutlich zu erkennen vermochte. Diese unklaren Empfindungen und Vorstellungen quälten sie unsäglich.

In der Meinung, daß auch Lygia, die einer so unsicheren, drohenden Zukunft entgegenging, nicht schlafen könne, wendete sie ihr das Antlitz zu, um mit ihr zu plaudern.

Aber Lygia schlief so ruhig, wie daheim unter Pomponia's Schutz. Es war längst Mittag vorüber, als sie die blauen Augen öffnete, und erstaunt im Cubiculum umherblühte.

Sie wunderte sich offenbar, nicht in ihrem Zimmer zu sein.

„Du bist's Acte?“ fragte sie endlich, das Antlitz der Griechin im Dämmerlicht erkennend.

„Ich bin's, Lygia.“

„Ist es schon Abend?“

„Nein, Kind, aber schon spät am Nachmittag.“

„Und Urfus ist nicht zurückgekehrt?“

„Er hat ja nicht versprochen, zurückzukehren, sondern Abends mit seinen Christen der Sänfte aufzulauern.“

„Richtig,“ sagte Lygia.

Hierauf verließen sie das Cubiculum und begaben sich ins Bad, von wo Acte, nachdem sie Lygia gebadet, diese zum Frühstück führte und dann in die Palastgärten, wo voraussichtlich keine gefährliche Begegnung zu befürchten stand, weil der Kaiser und seine Höflinge noch schliefen. Lygia sah zum erstenmale die prächtigen Gärten mit ihren Eypressen, Pinien, Eichen, Delbäumen und Myrten, jene Riesengärten, wo ein ganzes Volweißer Bildsäulen an ruhigen Wasserspiegeln stand; wo Rosenlgehege blühten vom Springquellstaub übersprüht; wo Ephen und Wein den Eingang von Zaubergrotten überwucherten; wo auf den Wassern Silberschwäne schwammen und zwischen den Bildsäulen und Bäumen zahme Gazellen aus Afrikas Wüsten umherwandelten und bunte Vögel flatterten, die aus allen bekannten Ländern der Welt nach Rom gebracht worden waren.

Die Gärten waren menschenleer; nur hie und da arbeiteten Sklaven, Schaufeln in den Händen, und sangen halblaut ihre Lieder; Andere, denen man eine kurze Raft gewährt hatte, saßen auf den Teichrändern und im Schatten der Eichen, von zitternden Lichtpünktchen überfladert; wieder Andere goßen einen feinen Sprühregen über die Rosen und blaßlila Safranblüthen. Acte und Lygia wandelten ziemlich lange auf und nieder, um alle Wunder des Gartens in Augenschein zu nehmen, und trotz ihrer inneren Unruhe war Lygia doch noch zu sehr Kind, um nicht Neugierde und staunendes Interesse zu empfinden.

Etwas ermüdet ließen sie sich endlich auf eine Bank nieder, die im Cypressendickicht versteckt lag, und plauderten von dem, was ihnen am meisten am Herzen lag, nämlich von der abendlichen Flucht. Acte war über das Gelingen derselben weit unruhiger als Hygia. Manchmal kam ihr das Unternehmen geradezu unsinnig vor, und ihr Herz schwoll in Mitleid. Sie dachte, daß der Versuch, Vinicius umzustimmen, doch hundertmal ungefährlicher wäre. Sie erkundigte sich, wie lange Hygia den jungen Mann kenne, und fragte, ob sie nicht glaube, daß er sich erweichen und sie zu Pomponia zurückbringen würde?

Doch Hygia schüttelte traurig das dunkle Köpfchen.

„Nein. Daheim war er anders, sehr gut, aber seit gestern fürchte ich mich vor ihm, und ich will lieber zu den Hygiern fliehen.“

Acte fragte weiter:

„Aber daheim war er Dir lieb?“

„Ja,“ erwiderte Hygia, das Haupt neigend.

„Du bist doch keine Sklavin, wie ich es war,“ sagte Acte, nachdem sie ein Weilchen nachgedacht hatte. „Vinicius könnte Dich zu seinem Eheweibe machen, Hygia!“

Diese aber erwiderte leise und noch trauriger:

„Ich will lieber zu den Hygiern fliehen.“

„Sag, Hygia, willst Du, daß ich gleich jetzt zum Vinicius gehe, ihn wecken lasse, wenn er schläft und ihm sage, was ich soeben Dir gesagt? „Vinicius!“ so will ich sprechen, „siehe, sie ist eine Königstochter und des berühmten Nulus geliebtes Kind, wenn Du sie liebst, so führe sie als Gattin in Dein Haus.“

Aber das Mädchen erwiderte abermals, und zwar so leise, daß Acte sie kaum verstand:

„Ich will lieber zu den Hygiern fliehen.“ Und zwei Thränen rollten unter ihren gesenkten Lidern hervor.

Das Gespräch ward durch das Geräusch nahender Schritte unterbrochen, und ehe Acte noch Zeit gefunden hatte, zu sehen wer käme, tauchte Sabina Poppäa mit kleinem Sklavengesolge vor der Bank auf. Zwei Sklavinnen hielten Straußwedeln, die an goldenen Stäben befestigt waren, über ihrem Haupte, um die noch brennenden Herbstsonnenstrahlen abzuwehren, vor ihr aber schritt eine ebenholzschwarze Aethiopierin mit vollgeschwelltem Busen; diese trug ein Kind auf den Armen, das in mit Goldfransen besetztem Purpur gehüllt war. Acte und Hygia erhoben sich, obgleich sie der Meinung waren, daß Poppäa an der Bank vorübergehen werde, ohne ihnen Beachtung zu schenken, aber jene hielt den Schritt an und sagte:

„Acte, die Glöckchen, welche Du an die Stunkula — Puppe — genäht hast, waren schlecht befestigt; das Kind riß eines ab und steckte es in den Mund; ein Glück, daß Liliti es rechtzeitig bemerkte.“

„Verzeih, Göttliche,“ erwiderte Acte, die Arme über der Brust kreuzend und das Haupt neigend.

Doch Poppäa hatte inzwischen schon Hygia ihre Aufmerksamkeit zugewendet.

„Was ist das für eine Sklavin?“ fragte sie.

„Keine Sklavin, göttliche Augusta, sondern eine Pflegebefohlene Pomponia Gräcina's und Tochter des Königs der Hygier, seinerzeit den Römern als Geißel übergeben.“

„Sie ist gekommen, Dich zu besuchen?“

„Nein, Augusta. Seit vorgestern wohnt sie im Palaste.“

„War sie gestern beim Festmahle?“

„Ja, Augusta.“

„Auf wessen Befehl?“

„Auf Befehl des Kaisers.“

Poppäa warf einen zweiten prüfenden Blick auf Pygia, die gesenkten Hauptes vor ihr stand, die strahlenhellen Augen bald neugierig erhebend, bald mit den Lidern bedeckend. Plötzlich trat eine Falte zwischen die Brauen der Augusta. Eifersüchtig besorgt um ihre Macht, lebte sie in der steten Sorge, eines Tages von einer glücklichen Nebenbuhlerin verdrängt zu werden, wie sie selbst Octavia verdrängt hatte. Jedes hübsche Gesicht im Palaste erweckte daher ihren Verdacht. Mit Rennerblicken musterte sie Pygia's Formen; sie würdigte auch jede Einzelheit ihres Antlitzes — und erschraf. „Die reine Nymphe,“ sagte sie bei sich. — „Venus hat sie geboren.“ — Und was ihr bisher noch bei keiner der Schönheiten, die sie gesehen, aufgefallen war, kam ihr jetzt plötzlich in den Sinn, nämlich das Bewußtsein, daß sie schon bedeutend älter war! Beleidigte Eitelkeit zuckte in ihr auf, Unruhe ergriff sie — und die verschiedensten Befürchtungen zuckten durch ihren Kopf. Nero hatte sie vielleicht noch nicht gesehen oder, durch seinen Smaragd blickend, nicht genügend gewürdigt. Aber wenn er sie bei Tag, im Sonnenlichte, herrlich wie sie war, erblickte, wie dann? — Unsterbliche Götter! Sie ist ebenso schön wie ich, und jünger! — Die Falte zwischen den Brauen vertiefte sich, und die Augen unter den goldenen Wimpern leuchteten in kaltem Glanze.

Sie wendete sich Pygia zu und fragte scheinbar ruhig:

„Hast Du mit dem Kaiser gesprochen?“

„Nein, Augusta.“

„Und warum bist Du lieber hier als beim Nulus?“

„Ich bin nicht lieber hier, hohe Frau. Petronius beredete den Kaiser, mich vom Hause fortzunehmen, aber ich bin gegen meinen Willen hier, hohe Frau.“

„Und Du möchtest zu Pomponia zurück?“

Poppäa stellte diese letzte Frage mit weicherer, sanfterer Stimme und in Pygia's Herzen entstand eine neue Hoffnung.

„Hohe Frau,“ sagte sie, die Hände nach ihr ausstreckend. „Der Kaiser versprach, mich dem Vinicius als Sklavin auszuliefern, aber verwende Du Dich gnädig für mich, und schicke mich zu den Meinen zurück!“

„Petronius hat also den Kaiser überredet, Dich dem Nulus abzufordern und dem Vinicius zu schenken?“

„So ist es, hohe Frau. Vinicius soll noch heute seine Sklaven um mich senden. Aber, nicht wahr, Du Gütige, wirst Dich meiner erbarmen?“

So sprechend neigte sie sich und, den Saum von Poppäa's Gewand erhaschend, wartete sie klopfenden Herzens auf ein Wort aus deren Munde. Poppäa musterte sie von oben bis unten, das Antlitz von einem bösen Lächeln erhellt, und sagte dann langsam:

„Wohl, mein Wort darauf, daß Du heute noch des Vinicius Sklavin werden sollst.“

Damit verschwand sie wie ein böses, schönes Traumgestalt. An Pygia's und Acte's Ohren schlugen nur noch die Schritte

des Kindes, das aus unbekannter Ursache zu weinen angefangen hatte.

Auch in Phgia's Augen hatten sich Thränen gesammelt, aber nach einer Weile ergriff sie Acte's Hand und sprach:

„Gehen wir. Hilfe darf man nur von dort erwarten, woher sie kommen kann.“

Sie kehrten ins Atrium zurück, das sie bis zum Abend nicht mehr verließen. Als es dunkelte und Sklaven vierarmige Lampen hereintrugen, waren Beide sehr bleich. Ihr Gespräch riß alle Augenblicke ab und sie horchten fortwährend, ob sich niemand nahe. Acte raffte fieberhaft so viel Schmucksachen zusammen als sie konnte, und während sie diese in einen Zipfel des Pepłums einband, flehte sie Phgia an, diese Gabe, welche ihr Mittel zur Flucht bot, nicht zurückzuweisen. — Von Zeit zu Zeit trat eine dumpfe Stille ein, aber den Beiden schien es, als hörten sie bald ein Flüstern hinter dem Vorhang, bald das Weinen eines Kindes in der Stube, bald Hundegebell.

Plötzlich bewegte sich der das Vorhaus abschließende Vorhang geräuschlos und ein großer, dunkler Mann mit blatternarbigem Antlitz tauchte wie ein Geist im Atrium auf. Phgia erkannte augenblicklich Atacinus, des Vinicius' Freigelassenen, der auch in das Haus des Aulus gekommen war.

Acte schrie auf, doch Atacinus verbeugte sich tief und sprach:

„Göttliche Phgia, sei gegrüßt von Cajus Vinicius, der Dich in seinem festlich bekränzten Hause erwartet.“

Die Lippen des Mädchens wurden farblos.

„Ich komme,“ sprach sie.

Und sie schlang zum Abschiede die Arme um Acte's Hals.

X.

Das Haus des Vinicius war in der That festlich heraufgeputzt, mit Myrten und Ephen, von welchem man über den Thüren und an den Wänden reiche Gewinde angebracht hatte. Die Säulen waren von Rebentränzen umwunden. Im Atrium, über welches man zum Schutze gegen die nächtliche Kühle ein purpurnes Wollgewebe gespannt hatte, war es taghell. Acht- und zwölfstimmige Leuchten in Form von Gefäßen, von Bäumen, Thieren, Vögeln oder lampentragenden Statuen, mit wohlriechenden Oelen gefüllt, aus Marmor, Marmor und korinthischem Erz, verbreiteten strahlende Helle um sich. Einige waren von alexandrinischem Glase oder von durchsichtigen Geweben in rother, blauer, gelber und violetter Farbe verhüllt, so daß das ganze Atrium voll verschiedenfarbiger Strahlen war. Ueberall verbreitete sich Ambraduft, woran sich Vinicius im Osten gewöhnt und den er liebgerann hatte. In der Tiefe des Hauses, wo es von Sklaven beiderlei Geschlechtes wimmelte, war gleichfalls alles licht. Im Triclinium hatte man den Tisch für vier Personen gedeckt, denn außer Vinicius und Phgia sollten noch Petronius und Thryzotemis an dem Mahle theilnehmen.

Vinicius befolgte in allem die Worte des Petronius, der ihm gerathen hatte, Phgia nicht selbst abzuholen, sondern Atacinus um sie zu schicken, und das Mädchen im Hause zu erwarten, und zwar höflich, mit allen Zeichen von Ehrerbietung zu empfangen.

„Gestern warst Du betrunken,“ sagte er zu ihm. „Ich habe Dich beobachtet; Du hast Dich ihr gegenüber wie ein

Steinklopfer aus den Albanerbergen benommen. Sei nicht zu ungestüm, Marcus, und bedenke, daß man guten Wein hübsch langsam trinken soll. Und lasse Dir auch gesagt sein, daß es süß ist zu begehren, aber noch süßer, begehrt zu werden.“

Ehrzyotemis hatte darüber ihre eigene, etwas verschiedene Ansicht, doch Petronius nannte sie seine Vestalin, sein Täubchen, und erklärte ihr den Unterschied, der zwischen einem geübten Wagenlenker und einem Knäbchen bestehe, das zum erstenmale eine Quadriga besteigt. Hierauf wandte er sich zu Vinicius und fuhr fort:

„Trachte ihr Vertrauen zu gewinnen, heitere sie auf, sei großmüthig gegen sie. Ich mag beim Mahle keine traurigen Gesichter sehen. Du kannst ihr sogar beim Hades schwören, daß Du sie zu Pomponia heimischst, und es ist dann ganz Deine Sache, wenn sie morgen lieber bleibt als geht.“

Auf Ehrzyotemis weisend, fügte er hinzu:

„Seit fünf Jahren versahre ich täglich in ähnlicher Weise mit diesem scheuen Turteltäubchen — und ich kann mich über ihre Grausamkeit nicht beklagen.“

Ehrzyotemis gab ihm einen Schlag mit dem Pfauensebächer und sagte:

„Habe ich mich etwa nicht gestraußt, Satyr?“

„Aus Rücksicht für meinen Vorgänger.“

„Sagst Du etwa nicht zu meinen Füßen?“

„Ja, um Ringe über Deine kleinen Behen zu ziehen.“

Ehrzyotemis blickte unwillkürlich auf ihre Füße, an deren Behen wirklich Edelsteine funkelten, und Beide brachen in Lachen aus. Vinicius schenkte diesem kleinen Wortgeplänkel keine Auf-

merksamkeit. Sein Herz schlug ungestüm unter der geblühten Tunica, die er zu Lygia's Empfang angelegt hatte.

„Jetzt müssen sie schon aus dem Palaste treten,“ sagte er, wie zu sich selber sprechend.

„Ja wohl,“ versetzte Petronius. „Vielleicht erzähle ich Dir inzwischen von den Prophezeiungen des Apollonius von Thano, oder die Geschichte des Rufinus, die ich neulich nicht zu Ende erzählte — ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde.“

Doch Apollonius von Thano interessirte Vinicius ebenso wenig wie die Geschichte des Rufinus. Seine Gedanken waren bei Lygia und obschon er fühlte, daß es schöner sei, sie im Hause zu empfangen, als in der Rolle eines Schergen um sie in den Palast zu gehen, bedauerte er zuweilen doch, nicht selbst gegangen zu sein, nur aus dem Grunde, weil er sie früher hätte sehen und in der Dunkelheit neben ihr in der Doppelsänfte sitzen können. Die Sklaven trugen dreibeinige, mit Widderköpfen verzierte, mit Kohlenglut angefüllte Bronzeschüsseln herein, auf die sie Myrrhe und Narde streuten.

„Jetzt biegen sie gegen die Carinae ein,“ sagte Vinicius.

„Er hält es nicht aus; er läuft ihnen entgegen,“ rief Ehrzyotemis aus.

Vinicius lächelte gedankenlos und sagte:

„O nein, ich halte es aus.“

Aber seine Nasenflügel bewegten sich und er schnaubte, worüber Petronius, der es bemerkte, die Achseln zuckte.

„In dem da steckt kein Philosoph, nicht um eine Sesterzie,“ sagte er, „und nie wird es mir gelingen, aus diesem Marssohn einen Menschen zu machen.“

Vinicius hörte ihn nicht einmal:

„Sie sind schon bei den Carinae!“

In der That bogen sie dort um die Ecke. Die „*lampadarii*“ genannten Sklaven schritten voran, die sogenannten „*pedisequii*“ zu beiden Seiten der Sänfte und dicht hinter dieser Atacinus, den Zug bewachend.

Sie kamen nur langsam vorwärts, denn in der gänzlich unbeleuchteten Stadt erhellten die Laternen nur ungenügend den Weg. Dazu kam, daß die Straßen in der Nähe des Palastes leer, weiterhin aber ungewöhnlich belebt waren. Beinahe aus jeder Quergasse traten Menschen hervor, zu dreien, zu vieren, Alle ohne Fackeln und in dunkle Mäntel gehüllt. Einige begleiteten den Zug, indem sie sich unter die Sklaven mischten, Andere kamen in größeren Gruppen der Sänfte entgegen. Etliche taumelten umher wie trunken. Zeitweilig wurde es dem Zuge so schwer, vorwärts zu kommen, daß die „*lampadarii*“ ausrufen mußten: „Platz für den edlen Tribun, Cajus Vinicius!“

Lygia gewahrte durch die auseinandergeschobenen Vorhänge die dunklen Gruppen, und sie zitterte vor Erregung. Sie schwankte zwischen Furcht und Hoffnung.

„Das ist er! Ursus ist's mit den Christen! Es wird gleich geschehen,“ sprach sie leise mit bebenden Lippen. „O Christus, hilf! Christus, errette!“

Aber auch Atacinus, der anfangs die ungewöhnliche Belebtheit der Straßen nicht beachtet hatte, fing schließlich an, sich zu beunruhigen. Es war doch merkwürdig. Die „*lampadarii*“ mußten immer öfter ausrufen: „Platz für die Sänfte des edlen Tribuns!“ Von den Seiten her wurde der Tragsessel derart von

unbekannten Leuten bedrängt, daß Atacinus seinen Sklaven befohl, die Zubringlichen mit Stockhieben abzuwehren.

Plötzlich erscholl ein Schrei an der Spitze des Zuges; in einem Nu erloschen alle Lichter. Um die Sänfte entstand ein Gedränge; ein wirrer Kampf begann.

Jetzt mußte Atacinus, was das zu bedeuten hatte; es war ein regelrechter Ueberfall.

Bei diesem Gedanken wurde er starr vor Schreck. Es war allbekannt, daß der Kaiser sich oft zum Spaß im Kreise der Augustianer in der Subura und anderen Stadttheilen herumtrieb. Man erzählte sich, daß er von diesen nächtlichen Ausflügen sogar hie und da Beulen und blaue Flecke mit heimbrachte, doch wer sich zu vertheiligen wagte, war des Todes, selbst wenn er Senator gewesen wäre. Das Haus der Wache, welche die Aufgabe hatte, die Ruhe in der Stadt zu wahren, war nicht fern, aber die Wächter spielten bei solchen Anlässen die Blinden und Tauben. Um die Sänfte wagte es, die Leute rangen miteinander, schlugen um sich, rissen Einer den Anderen zu Boden und traten einander mit den Füßen. In Atacinus blitzte der Gedanke auf, vor allem Lygia und sich selbst in Sicherheit zu bringen und das Uebrige dem Schicksale zu überlassen. Im Nu zerrte er sie aus der Sänfte, hob sie auf seine Arme und suchte im Dunkel mit ihr zu entkommen.

Doch Lygia schrie laut: „Ursus! Ursus!“ Sie war weiß gekleidet, folglich leicht zu erkennen. Atacinus suchte mit der freien Hand seinen Mantel um sie zu schlagen, als es sich plötzlich wie eine schreckliche Zange um sein Genit legte und eine riesige zermalmende Masse wie ein Stein auf sein Haupt fiel.

Augenblicklich stürzte er zusammen wie ein vor dem Altare Jupiter's vom Beile gefällter Ochs.

Die Sklaven lagen größtentheils auf dem Boden oder retteten sich, indem sie in der tiefen Dunkelheit hinter den Mauervorsprüngen verschwanden. Auf dem Platze blieb nur die in dem Getümmel zertrümmerte Sänfte zurück. Ursus trug Phgia gegen die Subura zu, seine Begleiter zogen ihm nach, doch zerstreuten sie sich allmählich auf dem Wege in alle Richtungen.

Vor des Vinicius Hause hatten sich inzwischen dessen Sklaven zusammengefunden, um zu berathschlagen. Sie wagten nicht einzutreten. Nach kurzer Berathung kehrten sie an den Ort des Zusammenstoßes zurück, wo sie einige todte Körper fanden, darunter Atacinus. Dieser bewegte sich noch, aber nach einem starken Zucken streckte auch er sich aus und blieb unbeweglich.

Sie nahmen ihn auf und hielten, zurückkehrend, abermals vor dem Hause an. Der Herr mußte doch von dem Vorgefallenen benachrichtigt werden.

„Gulo soll's thun,“ flüsterten einige Stimmen. „Das Blut rinnt ihm vom Gesichte und der Herr liebt ihn. Gulo läuft weniger Gefahr als ein Anderer.“

Der Germane Gulo, ein alter Sklave, welcher feinerzeit den kleinen Vinicius betreut hatte und ihm von der Mutter, Schwester des Petronius, vererbt worden war, sprach:

„Gut, ich will es ihm sagen. Aber gehen wir Alle. Nicht auf mich allein soll sein Zorn fallen.“

Vinicius hatte den letzten Rest von Geduld verloren. Petronius und Chryzotemis lachten ihn aus, er aber durchmaß raschen Schrittes das Atrium und wiederholte in einemfort:

„Sie sollten schon da sein! — Sie sollten schon da sein!“

Er wollte hinaus, ihnen entgegen, aber die Anderen hielten ihn zurück.

Da plötzlich wurden im Vorhaus Schritte laut und ins Atrium stürmten alle Sklaven auf einmal herein. Sie blieben knapp an der Mauer stehen, hoben die Hände empor und riefen winselnd:

„Aaaa! — Aa!“

Vinicius sprang auf sie zu.

„Wo ist Phgia?“ rief er mit schrecklicher, veränderter Stimme.

„Aaaa!“

Da trat Gulo mit seinem blutüberströmten Antlitz hervor und rief hastig und wehklagend:

„Da ist Blut, Herr! Wir wehrten uns! Da ist Blut, Herr! Da ist Blut!“

Er kam nicht weiter, denn Vinicius hatte einen Bronzeleuchter ergriffen und zerschmetterte mit einem Schlage den Schädel des Sklaven; dann nahm er das eigene Haupt zwischen beide Hände, krallte die Finger ins Haar und röchelte unaufhörlich:

„Me miserum! Me miserum!“

Sein Antlitz wurde leichenfahl, die Augen sanken tief in ihre Höhlen und Schaum trat vor seinen Mund.

„Ruthen!“ brüllte er endlich mit nicht mehr menschenähnlicher Stimme.

„Herr! Aaaa! — Erbarme Dich!“ ächzten die Sklaven.

Da erhob sich Petronius mit einem Ausdrücke von Widerwillen auf den Zügen:

„Komm', Chryzotemis!“ sagte er, „Wenn Du Lust hast, rohes Fleisch zu sehen, dann laß' ich einen der Metzgerläden auf den Carinae für Dich aufsprengen.“

Damit verließ er das Atrium, und das epheubekränzte, zum festlichen Mahle bereite Haus wiederhallte bis zum Morgen von den Klagetönen der gepeitschten Sklaven.

XI.

Vinicius legte sich diese Nacht gar nicht nieder. Als das Wehklagen der gepeitschten Sklaven weder seinen Schmerz noch seine Wuth besänftigen konnte, versammelte er einen Trupp anderer Diener um sich und begab sich an ihrer Spitze, schon tief in der Nacht, auf die Suche nach Pygia. Es war eine ziellose Jagd, denn er hatte keine Hoffnung, Pygia zu finden, und es war ihm mehr darum zu thun, die schreckliche Nacht mit irgend etwas auszufüllen. Erst beim Morgengrauen lehrte er heim.

Nachdem er sich eine Stunde schlaflos auf den Kissen seines Lagers gewälzt hatte, befahl er seine Sänfte, und ließ sich auf den Palatinus tragen. Dort hoffte er über Pygia's Schicksal näheres zu erfragen.

Vor dem Portale nahm er seine ganze Geistesgegenwart zusammen, denn er sagte sich beim Anblicke der prätorianischen Leibwache, daß es ein Beweis für Pygia's Anwesenheit im Palaste sei, wenn man ihm die mindesten Schwierigkeiten beim Eintritte machte. Doch der erste Centurio lächelte ihm freundschaftlich zu und sagte, einige Schritte vortretend:

„Sei mir gegrüßt, edler Tribun. Wenn Du dem Kaiser Deine Aufwartung machen willst, dann hast Du einen un-

günstigen Zeitpunkt gewählt, und ich weiß nicht, ob Du ihn wirst sehen können.“

„Was ist geschehen?“ fragte Vinicius.

„Die göttliche kleine Augusta ist seit gestern erkrankt. Der Kaiser und Augusta Poppäa sind bei ihr mit den Aerzten, die aus der ganzen Welt zusammengerufen wurden.“

Das war ein wichtiges Ereigniß. Als dem Kaiser diese Tochter geboren wurde, war er wie toll vor Freude. Vorher schon hatte der Senat den Schoß Poppäa's feierlich den Göttern empfohlen. Es wurden Gelübde abgelegt und in Autium, wo die Entbindung erfolgte, prächtige Schauspiele aufgeführt; außerdem errichtete man den beiden Fortunas Tempel.

Von dem Wohlbefinden und Leben der kleinen Augusta konnte das Schicksal des ganzen Reiches abhängen, doch Vinicius war so völlig mit sich selbst beschäftigt, daß er der Nachricht des Centurio kaum Aufmerksamkeit schenkte und bloß sagte:

„Ich möchte Acte sehen.“

Damit ging er vorüber.

Doch Acte war gleichfalls um das Kind bemüht und er mußte lange auf sie warten. Erst gegen Mittag erschien sie mit müdem, bleichem Antlitz, das beim Anblicke des jungen Mannes noch mehr erblaßte.

„Acte,“ rief Vinicius, „wo ist Pygia?“

„Eben das wollte ich Dich fragen,“ versetzte sie mit einem vorwurfsvollen Blicke.

Vinicius hatte sich vorgenommen, Acte ruhig auszuforschen, jetzt aber preßte er nur die Schläfen zwischen die Hände und tief, das Antlitz von Schmerz und Wuth verzerrt:

„Sie ist fort. Man hat sie mir auf dem Wege geraubt!“
 Er schluchzte auf, sagte sich aber bald und sagte äußerlich ruhiger:
 „Acte! Wenn Dir das Leben lieb ist, wenn Du nicht die Ursache eines Unglückses fein willst, dessen Furchtbarkeit Du Dir nicht einmal vorstellen kannst, so sag' die Wahrheit: Hat der Kaiser sie entführt?“

„Der Kaiser hat gestern das Palatium nicht verlassen.“

„Beim Schatten Deiner Mutter, bei allen Göttern, ist sie nicht im Schlosse?“

„Beim Schatten meiner Mutter, Marcus, sie ist nicht im Schlosse und nicht der Kaiser hat sie entführt. Seit gestern ist die kleine Augusta erkrankt und Nero verläßt seither die Wiege nicht.“

Vinicius athmete auf.

„Also,“ sagte er, sich auf eine Bank niederlassend und die Fäuste ballend, „also Aulus und Pomponia! Wehe ihnen!“

„Aulus Plautius war heute Früh hier. Er konnte nicht mit mir sprechen, weil ich bei dem Kinde beschäftigt war, aber er fragte Epaphrodyte und ließ die Botschaft zurück, daß er nochmals kommen werde.“

„Er wollte damit nur den Verdacht von sich ablenken. Wenn er nicht gewußt hätte, was mit Thigia geschah, so hätte er sie zuerst bei mir gesucht.“

„Er hinterließ für mich einige Worte auf einem Täfelchen, aus welchen Du entnehmen kannst, daß er, wohl wissend, auf wessen Begehr der Kaiser Thigia ihm abgefordert hatte, schon heute Früh bei Dir war, wo er Thigia vermuthete, und wo er erst erfuhr, was sich ereignet hat.“

So sprechend, holte sie aus dem Cubiculum das Täfelchen, das Aulus für sie zurückgelassen hatte.

Vinicius verstummte, als er es gelesen, und Acte, die eine Zeit lang in seinen düsteren Zügen zu lesen schien, sagte endlich:

„Nein, Marcus. Es geschah nur, was Thigia selbst gewollt hatte.“

„Du wußtest, daß sie fliehen wollte!“ flammte Vinicius nun auf.

Sie sah ihn mit ihren trüben Augen an, streng beinahe.

„Ich wußte, daß sie nicht Deine Geliebte werden wollte.“

„Und Du, was warst Du Dein Leben lang?“

„Ich, ich war doch eine Sklavin.“

Doch Vinicius war und blieb entrüstet. Der Kaiser hatte ihm Thigia geschenkt, er brauchte also nicht danach zu fragen, was sie früher gewesen. Aber das nützte alles nichts; er wollte sie finden und wäre sie selbst unter der Erde, und aus ihr machen, was ihm beliebte. Ja! Sie sollte seine Geliebte werden. Und peitschen ließ er sie, so oft er wollte! Und wenn er ihrer überdrüssig war, so gab er sie dem letzten seiner Sklaven, oder ließ sie auf seinen afrikanischen Besitzungen die Handmühle drehen. Ja, er wollte sie suchen, das wollte er, wenn auch nur um sie zu zermalmen, zu treten, zu demüthigen. Er loberte immer heftiger auf, aber seine Seelenqual war so sichtlich, daß Acte Mitleid mit ihm empfand.

„Hüte Dich, Marcus,“ sagte sie. „Wenn Thigia auf Befehl des Kaisers gefunden ist, dann könnte sie erst recht für Dich verloren sein.“

Vinicius runzelte die Brauen.

„Was soll das heißen?“ fragte er.

„Höre mich! Gestern war ich mit Hygia in den Palastgärten, wo wir Poppäa begegneten und mit ihr die kleine Augusta, die von der Mahrin Liliti getragen wurde. Abends erkrankte das Kind, und Liliti behauptet nun, daß es verschrien worden sei, und zwar von der Fremden, die sie im Garten begegnet. Wird das Kind gesund, so vergißt man darauf, im entgegengesetzten Falle aber wird Poppäa die Erste sein, die Hygia der Zauberei anklagt, und es giebt dann keine Rettung mehr für sie, wenn man sie aufgreift.“

Ein kurzes Schweigen folgte; dann murmelte Vinicius:

„Schon möglich, daß sie sie verschrien hat, und mich auch!“

„Liliti wiederholt in einersort, daß das Kind zu weinen anfing, als sie es an uns vorbeitrug. Und wahr ist es! Es weinte! Gewiß trug man es schon krank in den Garten. Marcus, suche Hygia wo Du willst, aber sprich nicht mit dem Kaiser von ihr, so lange die kleine Augusta nicht genesen ist, denn Du ruffst Poppäa's Rache auf sie herab. Ihre Augen haben schon genug durch Dich geweint; mögen die Götter ihr armes Haupt beschützen!“

„Du liebst sie, Acte?“ fragte Vinicius düster.

In den Augen der Freigelassenen glitzerten Thränen.

„Ja, ich habe sie liebgewonnen,“ sagte sie.

„Sie hat es Dir auch nicht mit Haß vergolten wie mir.“

Acte beobachtete ihn eine Weile zögernd als wollte sie ihn prüfen, dann sagte sie:

„O, Du Jähzorniger und Verblendeter; sie hat Dich geliebt!“

Vicinius sprang bei diesen Worten wie beseßten auf.

„Das ist nicht wahr! Sie haßt mich!“

Dann verstummte er plötzlich. Er erinnerte sich, wie sie beim Aulus im Garten erröthend seinen Worten gelauscht hatte, die Augen voll strahlenden Lichtes. Es schien ihm jetzt, als habe sie damals wirklich angefangen, ihn lieb zu haben. Wer weiß? Sie wäre vielleicht die Seine geworden, freiwillig. Sie hätte seine Thür umspinnen, mit Wolfsette gesalbt, und wäre als Gattin auf dem Schaffell bei seinem Herde gesessen. Er hätte das feierliche: „Wo Du Cajus bist, da will ich Cajo sein“ aus ihrem Munde vernommen und sie wäre auf ewig sein. Warum hatte er sie nicht zum Weibe begehrt? Er war doch dazu bereit gewesen.

Bei diesem Gedanken sträubte sich sein Haar vor Zorn, der sich aber diesmal nicht gegen Aulus oder Hygia, sonderu gegen Petronius richtete. Er war an allem schuld. Ohne ihn wäre Hygia jetzt vielleicht seine Braut. Und jetzt war es zu spät. —

Zu spät! Er stöhnte.

Mechanisch die Toga um sich schlagend, wollte er sich entfernen, ohne sich bei Acte zu verabschieden, als der Behang zwischen Vorhalle und Atrium sich bewegte und die trauernde Gestalt Pomponia Gracina's plötzlich sichtbar wurde.

Als sie Vinicius erblickte, wendete sie ihm ihr zartes, bleiches Antlitz zu und sagte:

„Marcus! Gott verzeihe Dir das Unrecht, das Du uns und Hygia zugefügt hast.“

Er stand vor ihr mit gesenkter Stirn, Unglück und Schuldgefühl im Herzen, aber er begriff nicht, welcher Gott ihm verzeihen sollte und verzeihen konnte, noch warum Pomponia von Vergebung sprach, da sie doch von Rache hätte sprechen sollen.

Rathlos, den Kopf voll schwerer Gedanken und voll Verwunderung verließ er das Atrium.

Im Hofe und im Säulengange standen unruhige Menschengruppen. Zwischen den Palastflaven erblickte man Ritter und Senatoren, die gekommen waren, sich um das Befinden der kleinen Augusta zu erkundigen. Einige hielten Vinicius an, um Nachrichten einzuziehen; er aber schritt weiter, ohne die an ihn gestellten Fragen zu beantworten, bis Petronius ihn fast streifte und am Arme festhielt.

„Wie geht es der Göttlichen?“ fragte dieser harmlos.

„Die Unterwelt verschlinge sie und dieses ganze Haus,“ erwiderte Vinicius, mit den Zähnen knirschend.

„Schweig! Unglücklicher!“ rief Petronius; dann fügte er leise hinzu:

„Wenn Du etwas über Ihygia erfahren willst, so komm! Mein! Hier sage ich nichts! Folge mir! In der Sänfte will ich Dir meine Vermuthungen mittheilen.“

Als sie Platz genommen hatten, sagte er:

„Ich habe meine Sklaven zu allen Stadthoren geschickt, nachdem ich ihnen eine genaue Beschreibung des Mädchens und jenes Kiesen gegeben, der sie aus dem Triclinium trug, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß er es ist, der sie entführte. Höre mich! Es kann sein, daß Aulus sie auf einer seiner ländlichen Besitzungen verbergen will —“

„Aulus und Pomponia wissen nicht, wo sie ist,“ erwiderte Vinicius.

„Bist Du Deiner Sache sicher?“

„Ich habe Pomponia gesehen. Sie suchen sie gleichfalls.“

„Gestern konnte sie die Stadt nicht mehr verlassen, denn des Nachts sind die Thore geschlossen. Zwei meiner Leute umkreisen jedes Thor. Einer hat Ihygia und dem Kiesen zu folgen, der Zweite augenblicklich umzukehren, um uns Nachricht zu geben. Ist sie noch in der Stadt, so finden wir sie!“

Als die Beiden vor dem Hause des Petronius die Sänfte verließen, verkündigte ihnen der Atrienflav, daß noch keiner der ausgesandten Sklaven zurückgekehrt sei. Er habe ihnen einen Umßiß geschickt und ihnen nochmals unter Androhung von Peitschenhieben einschärfen lassen, die Aus- und Eingehenden scharf ins Auge zu fassen.

„Kennt einer Deiner Leute jenen Iygischen Kiesen?“ fragte Petronius.

„Atacinus und Gulo kannten ihn. Aber Atacinus fiel gestern bei der Sänfte und Gulo habe ich erschlagen.“

„Schade um ihn,“ sagte Petronius. „Er hat nicht nur Dich, sondern auch mich auf den Armen getragen.“

„Ich wollte ihn freilassen,“ versetzte Vinicius. „Aber lassen wir das! Sprechen wir von Ihygia! Rom ist ein Meer.“

Petronius sah ihn mitleidig an. Die Augen des jungen Mannes waren eingefallen und glühten fieberisch; er sah wie ein Kranker aus. Traß und die goldhaarige Eunice blickten gleichfalls voll Mitleid auf ihn, er aber schien sie nicht zu sehen, wie überhaupt Beide, Petronius und er, die Anwesenheit

der Sklaven so wenig beachteten, als ob es Hunde wären, die sich um sie herumtrieben.

„Das Fieber verzehrt Dich,“ sagte Petronius.

„Ja,“ seufzte der junge Mann.

„So höre mich. — Ich weiß nicht, was Dir der Arzt verschreiben würde, aber ich weiß, was ich an Deiner Stelle thäte. Ich würde, bis ich jene gefunden, in einer Anderen suchen, was mir zugleich mit jener verloren ging. Ich sah bei Dir neulich sehr schöne Leiber. — Widersprich nicht. — Ich weiß, was Liebe ist und weiß auch, daß eine Andere die Heißbegehrte nimmer ersetzen kann. Aber bei einer schönen Sklavin kann man doch wenigstens für den Augenblick Zerstreuung finden.“

„Ich mag nicht!“ erwiderte Vinicius.

Petronius schüttelte den Kopf.

„Die Deinen haben vielleicht nicht mehr den Reiz der Neuheit für Dich,“ sagte er, „aber“ — sein Auge schweifte von Tras zu Eunice, worauf er die Hand auf die Hüfte der goldhaarigen Eunice legte — „aber siehe Dir diese Charitin an. Erst vor einigen Tagen wollte mir der jüngere Fonteius Capiton drei prächtige Knaben aus Glazonane für sie geben, denn nicht einmal Scopas hat einen schöneren Körper geschaffen. Ich weiß selbst nicht, warum sie mich bisher gleichgiltig ließ; der Gedanke an Chryzotemis hielt mich doch nicht zurück. Ich mache sie Dir zum Geschenke, da hast Du sie!“

Die goldhaarige Eunice ward blaß wie ein Tuch, und mit erschrockenen Augen zu Vinicius emporblickend, schien sie athemlos seine Antwort zu erwarten. Er aber sprang auf und sagte heftig:

„Nein! Nein! — Es liegt mir nichts an ihr! Nichts an Anderen. — Ich danke Dir, aber ich will nicht! Ich gehe lieber in die Stadt, Pygia zu suchen. Lasse mir eine gallische Lacerna mit Kapuze geben! Ich gehe über den Tiber. — Wenn ich doch wenigstens Ursus sehen könnte!“

Damit eilte er fort und Petronius versuchte nicht, ihn zurückzuhalten. Doch sagte er die Ablehnung des jungen Mannes als vorübergehende Unlust an jedem Weibe auf, das nicht gerade Pygia war, und da er nicht wollte, daß seine Großmuth ihren Zweck verfehle, sagte er, zu der Sklavin gewendet:

„Eunice, Du wirst Dich baden, salben und umkleiden, und begiebst Dich hierauf in das Haus des Vinicius.“

Sie aber fiel vor ihm auf die Knie nieder und flehte ihn mit gerungenen Händen an, sie nicht aus dem Hause zu entfernen. Nein! Sie ging nicht zum Vinicius; sie wollte lieber hier Holz ins Hypocaustum tragen, als dort die erste der Dienenden sein. Sie wollte nicht, sie konnte nicht! — und sie flehte ihn an, sich ihrer zu erbarmen. Möge er sie täglich peitschen lassen, nur nicht aus dem Hause schicken!

Während wie ein Blatt streckte sie furchtsam und aufgeregt zugleich die Hände nach ihm aus, und er hörte sie verwundert. Eine Sklavin, die es wagte, einen Befehl nicht ausführen zu wollen; eine Sklavin, welche sagte: „Ich will nicht und ich kann nicht“, war in Rom etwas so Unerhörtes, daß Petronius seinen Ohren nicht traute. Endlich runzelte er die Brauen. Er war zu verfeinert, um grausam zu sein. Seinen Sklaven war, besonders was Unterhaltung anbelangte, mehr erlaubt als Anderen, aber unter der Bedingung, daß sie musterhaft ihre

Pflichten erfüllten und den Willen ihres Herrn wie einen göttlichen ehrten. Er duldete keinen Widerspruch, und alles, was seine Ruhe störte, war ihm zuwider; er sagte also mit einem Blicke auf die Kniende:

„Knie mir Teirezias und komme mit ihm zurück.“

Eunice erhob sich zitternd, Thränen in den Augen, und erschien nach einer Weile wieder mit dem Vorsteher des Atriums, dem Kretenser Teirezias.

„Führe sie hinweg,“ sagte Petronius zu ihm, „und gieß ihr fünfundzwanzig Ruthenstrieche, aber so, daß die Haut nicht verletzt wird.“

Nach diesen Worten begab er sich in die Bibliothek, und begann, vor einem röthlichen Marmortisch Platz nehmend, an seinem „Gastmahl des Trimalchion“ zu arbeiten.

Aber Pngia's Flucht und die Krankheit der kleinen Augusta nahmen seine Gedanken in Anspruch, so daß er nicht lange arbeiten konnte. Besonders die Krankheit war ein wichtiges Ereigniß.

Es fiel ihm ein, daß, falls der Kaiser an den Zauber glaubte, welchen Pngia gegen die kleine Augusta angewendet haben sollte, die Verantwortung auch auf ihn fallen konnte, weil er das Mädchen in den Palast gebracht hatte. Er rechnete nur darauf, daß es ihm gelingen werde, beim ersten Zusammentreffen mit dem Kaiser das Unsinnsige einer solchen Voraussetzung zu erklären, und er beschloß, ins Triclinium zu gehen, um sich zu stärken, worauf er sich nochmals auf den Palatinus, dann auf das Marsfeld und endlich zu Chryzotemis tragen lassen wollte.

Auf dem Wege nach dem Triclinium beim Passiren des Corridors, der für die Dienerschaft bestimmt war, erblickte er an der Wand unter den anderen Sklaven die schlanke Gestalt Eunice's. Da er vergessen hatte, daß er Teirezias bloß den Befehl gab, sie zu peitschen, runzelte er abermals die Brauen und begann sich nach ihm umzusehen.

Als er ihn nicht unter der Dienerschaft entdeckte, wendete er sich an Eunice:

„Hast Du die Ruthe bekommen?“

Sie warf sich ihm zum zweitenmale zu Füßen, preßte den Rand seiner Toga an den Mund und erwiderte:

„O ja, Herr! Ich habe sie bekommen! O ja, Herr!“

In ihrer Stimme zitterten Wonne und Dankbarkeit. Offenbar war sie der Meinung, daß die Ruthenstrieche an Stelle ihrer Entfernung aus dem Hause getreten seien, und daß sie bleiben dürfe. Petronius, der das errieth, war über den leidenschaftlichen Widerstand der Sklavin verwundert, doch war er ein zu guter Kenner der Menschennatur, um nicht gleichzeitig zu errathen, daß nur die Liebe Ursache dieses Widerstandes sein könne.

„Hast Du einen Geliebten im Hause?“ fragte er.

Sie hob die blauen, thränenschweren Augen zu ihm empor und erwiderte kaum hörbar:

„Ja, Herr!“

Und mit diesem Blicke, dem zurückgeworfenen goldenen Haar, Furcht und Hoffnung auf den Zügen, war sie so schön, daß Petronius, der als Philosoph die Macht der Liebe verkündete und als Aesthetiker die Schönheit schätzte, eine Art Mitgefühl für sie empfand.

„Welcher von ihnen ist Dein Liebster?“ fragte er, auf die Dienerschaft weisend.

Doch darauf erhielt er keine Antwort; Eunice neigte nur das Haupt noch tiefer und blieb unbeweglich.

Petronius ließ den Blick zuerst über die Sklaven schweifen, unter welchen es schöne und wohlgestaltete Jünglinge gab, dann nochmals über die noch immer zu seinen Füßen liegende Eunice und verließ dann schweigend das Triclinium.

Nach dem Umßiß ließ er sich auf den Palatinus tragen und dann zu Thryzotemis, wo er bis in die tiefe Nacht verblieb.

Bei seiner Rückkehr ließ er Teirezias rufen.

„Hat Eunice Schläge erhalten?“ fragte er.

„Ja, Herr. Doch erlaubtest Du nicht, die Haut zu verletzen.“

„Gab ich in Bezug auf sie nicht noch einen anderen Befehl?“

„Nein, Herr,“ erwiderte der Atrienfisk mit einiger Unruhe.

„Das ist gut. Welcher von den Sklaven ist ihr Geliebter?“

„Keiner, keiner, Herr.“

„Was weißt Du von ihr?“

Teirezias begann etwas unsicher:

„Eunice verläßt nie des Nachts das Cubiculum, in welchem sie mit der alten Atryzhona und mit Iphigenia schläft; nie verbleibt sie nach Deinem Bade in den Thermen. — Die anderen Sklavinnen lachen sie aus und nennen sie Diana.“

„Genug,“ sagte Petronius. „Mein Blutsverwandter, Vinicius, dem ich Eunice heute Früh schenkte, hat sie nicht angenommen; sie bleibt also im Hause. Du kannst abtreten.“

„Ist es erlaubt, noch etwas von Eunice zu sagen, Herr?“

„Ich habe Dir befohlen, zu sagen, was Du weißt.“

„Die ganze „Familie“ spricht heute von der Flucht des Mädchens, das zum edlen Vinicius ins Haus kommen sollte. Nach Deinem Weggange kam Eunice zu mir und sagte, daß sie jemanden kenne, der das Mädchen wohl auffinden könnte.“

„Ah!“ rief Petronius. „Wer ist das?“

„Ich kenne ihn nicht, Herr, dachte aber, daß ich Dir davon Mittheilung machen sollte.“

„Gut! Dieser Mensch soll morgen hier auf das Eintreffen des Tribuns warten, den Du in meinem Namen auffordern wirst, mich zeitig früh zu besuchen.“

Der Atrienfisk verneigte sich und ging.

Petronius mußte unwillkürlich an Eunice denken. Anfangs erschien es ihm klar, daß die junge Sklavin die Auffindung Iphigenias wünsche, um nicht gezwungen zu sein, aus dem Hause zu gehen.

Dann aber fiel ihm ein, daß der Mann, den Eunice empfohlen hatte, vielleicht ihr Geliebter sei und dieser Gedanke war ihm unangenehm. Es gab zwar ein einfaches Mittel, die Wahrheit zu erfahren, es genügte Eunice rufen zu lassen, aber es war spät, Petronius war von dem langen Besuche bei Thryzotemis ermüdet, und es lag ihm daran, bald zur Ruhe zu kommen.

Er wußte nicht warum, aber auf dem Wege ins Cubiculum fiel ihm mit einemmale ein, daß er in den Augenwinkeln seiner Thryzotemis heute einige Fältchen entdeckt habe. Es kam ihm vor, als sei ihre Schönheit in Rom über Gebühr

berühmt, und er meinte, daß Fonteion Capiton, der ihm drei Knaben für Eunice angeboten hatte, diese doch zu billig hatte kaufen wollen.

XII.

Petronius war eben erst beim Ankleiden im Unctuarium, als der durch Teirezias herbeigerufene Vinicius erschien.

Athemlos fragte er um den Mann, von dem ihm der Atrienfis gesprochen hatte.

„Gleich werden wir ihn sehen,“ sagte Petronius. „Es ist ein Bekannter Eunice's, die alsbald erscheinen wird, um die Falten meiner Toga zu ordnen. Sie wird uns nähere Auskunft geben.“

„Ist das dieselbe, welche Du mir gestern schenkest?“

„Ja, es ist die, welche Du gestern ablehnst, wofür ich Dir übrigens dankbar bin, denn sie ist die beste „vestiplica“ in ganz Rom.“

Raum hatte er geendet, als auch schon Eunice erschien. Sie nahm die Toga von dem mit Elfenbein eingelegten Sessel, auf dem sie lag und entfaltete sie, um sie um Petronius' Schultern zu werfen. Ihr Antlitz war heiter und still; die Augen strahlten.

Petronius sah sie an und sie erschien ihm sehr schön. Als sie ihm die Toga umgegeben hatte, bückte sie sich von Zeit zu Zeit, um die Falten herabzuziehen; bei dieser Gelegenheit machte Petronius die Entdeckung, daß ihre Arme die köstliche Farbe

blaßröthlicher Rosen hatten, Brust und Schultern aber den durchsichtigen Schimmer von Perlmutter oder Alabaster.

„Eunice! Ist der Mann gekommen, den Du gestern dem Teirezias bezeichnet hast?“

„Ja, Herr.“

„Wie heißt er?“

„Chilon Chilonides, Herr.“

„Wer ist er?“

„Ein Arzt, Weiser und Wahrsager, der in den Geschichten der Menschen zu lesen versteht und die Zukunft weissagt.“

„Hat er auch Dir wahrgesagt?“

Eine dunkle Röthe übergoß das Antlitz Eunice's, sogar Hals und Ohren.

„Ja, Herr.“

„Was hat er Dir geweissagt?“

„Er weissagte mir Schmerz und Glück.“

„Gestern traf Dich der Schmerz aus Teirezias' Hand, jetzt sollte also auch das Glück kommen, Eunice!“

„Es ist schon gekommen, Herr.“

„Was für ein Glück?“

Sie flüsterte leise:

„Ich dürfte hier bleiben.“

Petronius legte die Hand auf ihr goldig schimmerndes Haupt.

„Du hast heute die Falten sehr schön gelegt, Eunice, ich bin mit Dir zufrieden!“

Unter seiner Berührung verschleierten sich ihre Augen vor Glück und ihr Busen wogte.

Petronius und Vinicius begaben sich ins Atrium, wo Chilon Chilonides, der sie mit einer tiefen Verbeugung begrüßte, sie erwartet hatte. Bei der Erinnerung an seine gestrige Vermuthung, daß dieser Mann vielleicht Eunice's Geliebter sei, umspielte ein Lächeln des Petronius' Lippen. Der Mensch da konnte niemandes Liebster sein. Es war eine ebenso unsaubere als lächerliche Gestalt. Er war nicht alt; der ungepflegte Bart und der getraute Haarschopf wies kaum hier und dort ein graues Paar.

Der eingefallene Bauch und der gekrümmte Rücken ließen ihn auf den ersten Anblick verwaschen erscheinen; über dem Budel erhob sich ein unverhältnißmäßig großer Kopf. Der vernachlässigte Anzug, der sich aus einer dunklen, von Ziegenhaar gewebten Tunica und einem ebensolchen löcherigen Mantel zusammensetzte, zeugte von Armuth. Petronius mußte bei seinem Anblicke unwillkürlich an den homerischen Thersites denken, und er sagte daher, seine Verneigung mit einem Winke erwidern:

„Sei mir gegrüßt, göttlicher Thersites! Was machen die Beulen, die Dir Ulysses bei Troja geschlagen, und was macht er selbst in den elysäischen Gefilden?“

„Edler Herr,“ versetzte Chilon Chilonides, „der Weiseste unter den Todten, Ulysses, sendet durch mich seine Grüße an den Weisesten unter den Lebenden, Petronius, mit der Bitte, meine Beulen mit einem neuen Mantel zu verhängen.“

„Bei Helate Triformis!“ rief Petronius aus, „die Antwort ist einen Mantel werth.“

Vinicius unterbrach ungeduldig diese Unterredung und fragte geradezu:

„Weißt Du auch genau, was Du unternimmst?“

„Wenn die „Familien“ zweier edler Häuser von nichts anderem sprechen, und halb Rom die Neuigkeit nach erzählt, ist es nicht schwer zu wissen, um was es sich handelt,“ versetzte Chilon. „Gestern Nachts wurde ein Mädchen, der Schützling des Aulus Plantius, mit Namen Pygia, oder eigentlich „Calpina“, geraubt, das Deine Sklaven, o Herr, aus dem Kaiserpalaste auf Deine „insula“ führen sollten, und ich unternehme es, dieses Mädchen aufzufinden und Dir, edler Tribun, anzuzeigen, wohin sie geflohen ist und wo sie sich verborgen hält.“

„Gut,“ sagte Vinicius, dem die Bündigkeit der Antwort gefiel, „was für Mittel und Wege hast Du dazu?“

Chilon lächelte schlaue:

„Die Mittel hast Du, o Herr; ich habe nur den Verstand.“

Petronius lächelte gleichfalls, denn er war von seinem Gaste vollkommen befriedigt.

„Dieser Mensch könnte das Mädchen finden,“ dachte er.

Vinicius aber warf ihm einen Beutel zu, den der Grieche in der Luft auffing, obwohl ihm zwei Finger der rechten Hand fehlten.

„Elender, wenn Du mich in gewinnsüchtiger Absicht hintergehst, laß' ich Dich mit Stöcken erschlagen!“

„Ich bin ein Philosoph, Herr, und ein Philosoph kann niemals gewinnsüchtig sein, und schon gar nicht begierig auf eine Belohnung, wie Du sie großmüthiger Weise in Aussicht stellst.“

„Ach, Du bist also ein Philosoph?“ fragte Petronius.

„Eunice sagte mir, Du wärest Arzt und Wahrsager. Woher kennst Du Eunice?“

„Sie kam zu mir um Rath, denn der Ruhm meines Namens war bis an ihr Ohr gedrungen.“

„Welchen Rath wollte sie von Dir?“

„Liebe, Herr. Sie wollte von unerwidelter Liebe geheilt sein.“

„Und Du heiltest sie?“

„Ich that mehr, Herr, denn ich gab ihr ein Amulet, das ihr Gegenliebe sichert. In Paphos auf Cypern ist ein Tempel, o Herr, in welchem der Gürtel der Venus aufbewahrt wird. Aus diesem Gürtel nun gab ich ihr zwei Fädchen, eingeschlossen in eine Mandelschale.“

„Und liegest Dich gut dafür zahlen?“

„Gegenliebe ist nie zu theuer bezahlt, und da mir zwei Finger der rechten Hand fehlen, suche ich etwas zurückzulegen, um mir einmal einen Scribentenklaven anzuschaffen, der meine Gedanken aufzeichnen und meine Lehre der Nachwelt übermitteln soll.“

„Zu welcher Schule gehörst Du, göttlicher Weiser?“

„Ich bin ein Cyniker, Herr, denn ich habe einen löcherigen Mantel; ich bin ein Stoiker, denn ich ertrage meine Armuth geduldig, und ich bin ein Peripatetiker, denn ich habe keine Sänfte und wandere daher zu Fuß von Schenke zu Schenke und lasse allen jenen meine Lehre zugute kommen, die mir ein volles Krüglein versprechen.“

„Beim Krüge aber wirst Du zum Rhetor?“

„Heraklit sagt: „Alles fließt,“ kannst Du leugnen, Herr, daß Wein eine Flüssigkeit ist?“

„Chilon Chilonides, wo ist Deine Heimat?“

„Am Pontus Eurinus. Ich stamme aus Mesembrien.“

„Chilon, Du bist groß!“

„Und verkannt!“ fügte der Weise melancholisch hinzu.

Vinicius verlor abermals die Geduld. Angesichts der Hoffnung, die blickgleich vor ihm aufgezuckt war, hätte er gern gesehen, wenn Chilon sogleich aufgebrochen wäre und das ganze Gespräch erschien ihm nur wie ein Zeitverlust, den er Petronius übel nahm.

„Wann wirst Du Deine Nachforschungen beginnen?“ fragte er, sich an den Griechen wendend.

„Ich habe sie bereits begonnen,“ erwiderte Chilon. „Ich bin nicht mit leeren Händen gekommen. Ich weiß, daß nicht Aulus das Mädchen entführen ließ, denn ich sprach mit seinen Dienern. Ich weiß, daß es nicht auf dem Palatinus ist, wo alles um die kranke kleine Augusta beschäftigt ist und kann vielleicht auch errathen, warum Ihr vorzieht, das Mädchen mit meiner Hilfe zu finden und nicht mit jener der kaiserlichen Wachen und Kriegerleute. Ich weiß, daß ein Sklave, der aus demselben Lande stammt wie sie, ihr bei der Flucht geholfen hat. Bei den Sklaven, die ja alle zusammenhalten, hätte er, weil es gegen Deine Sklaven ging, keine Unterstützung gefunden. Es können ihm also nur seine Glaubensgenossen beigestanden sein.“

„Das Mädchen, Herr,“ fügte er hinzu, „huldigt zweifellos auch derselben Gottheit wie die tugendhafteste der Römerinnen, die wahrhafte Matrona stolatas, Pomponia. Ich habe auch erfahren, daß Du, Herr, mehr als zwei Wochen beim Aulus im Hause warst, kannst Du mir vielleicht darüber Auskunft geben?“

„Nein,“ versetzte Vinicius.

„Ihr habt mich lange um die verschiedensten Dinge befragt, edle Herren, und ich habe geantwortet, erlaubt also, daß

auch ich jetzt einige Fragen stelle. Hast Du, wohllebter Tribun, dort nicht vielleicht besondere Statuen, Opfer oder Zeichen entdeckt, keine Amulette an Pomponia oder an Deiner göttlichen Hygia? Hast Du nicht etwa gesehen, daß sie untereinander Zeichen anwendeten, die nur ihnen allein verständlich waren?"

"Zeichen? Wartel! Ja! Ich sah einmal, wie Hygia einen Fisch in den Sand zeichnete."

"Einen Fisch? Na! Doo! Hat sie das nur einmal oder öfter?"

"Einmal."

"Und weißt Du bestimmt, Herr, daß sie gerade einen Fisch zeichnete? Do!"

"Natürlich," versetzte Vinicius, neugierig geworden. "Er räthst Du, was das bedeutet?"

"Ob ich erräthel!" rief Chilon aus.

Und mit einer verabschiedenden Verbeugung fügte er hinzu:

"Möge Fortuna Euch mit all ihren Gaben überschütten, wohllebte, freigebige Herren!"

"Laß' Dir einen Mantel geben," rief ihm Petronius nach.

"Ulysses dankt Dir in Theseus' Namen," erwiderte der Grieche.

Noch eine Verbeugung und er war verschwunden.

"Nun, was sagst Du zu diesem Edlen?" fragte Petronius.

"Ich sage, daß er Hygia finden wird," rief Vinicius erfreut, "aber wenn es ein Reich der Schufte gäbe, so könnte er König in diesem Reiche sein."

"Das ist zweifellos. Ich muß mit diesem Stoiker noch nähere Bekanntschaft machen, einstweilen aber lasse ich das Atrium nach ihm austräuchern."

Chilon Chilonides hatte sich indessen in seinen neuen Mantel gehüllt und ließ unter dessen Falten den von Vinicius erhaltenen Beutel in die Höhe hüpfen, wobei er sich an Gewicht und Wohlklang ergözte.

"Zuerst zu Sporus," sagte er bei sich, "und Fortuna einen Tropfen geweiht! Endlich habe ich gefunden, was ich lange suchte. Jung, feurig, freigebig wie die Bergwerke Cyperns und im Stande, für diesen hygischen Hänfling die Hälfte von Hab und Gut hinzugeben. So Einer hat mir schon lange gefehlt! Doch heißt es vorsichtig sein; sein Stirnrunzeln kündigt nichts Gutes. Ach! die jungen Wölfslein regieren heute die Welt! — Vor Petronius hätte ich weniger Angst. O, Ihr Götter! Kupperei zahlt sich heutzutage doch besser aus als Tugend. Ha! Also einen Fisch hat sie Dir in den Sand gezeichnet? Wenn ich weiß, was das bedeutet, so möge ich an einem Stück Ziegenläse erstickn! Aber ich werde es erfahren! Da aber die Fische im Wasser leben und alle Nachforschungen zu Wasser schwieriger sind als zu Lande, ergo, soll er mir für diesen Fisch extra bezahlen. Noch so ein Beutel und ich kann das Bettelleben aufgeben und mir einen Sklaven kaufen. — Was aber würdest Du dazu sagen, Chilon, wenn ich Dir rieth, keinen Sklaven zu kaufen, sondern eine Sklavin? — Wenn sie schön wäre, wie z. B. Eunice, dann würdest Du Dich an ihrer Seite verjüngen und außerdem eine ehrliche und sichere Einnahme durch sie haben. Zwei Fäden meines eigenen alten Mantels habe ich der Armen verkauft. — Ja, ja, dumm ist sie, aber wenn Petronius sie mir schenken wollte, ich würde sie nehmen. — Doch da wären wir ja bei dem Dieb, dem

Sporus! In der Schenke erfährt man noch am leichtesten etwas.“

So sprechend betrat er die Weinstube und ließ sich einen Krug „Dunklen“ geben, doch als er den mißtrauischen Blick des Wirthes auffing, kramte er ein Goldstück aus dem Beutel und sagte, es auf den Tisch legend:

„Sporus, heute habe ich von Tagesanbruch bis Mittag mit Seneca gearbeitet, und dieses hier hat mir mein Freund dafür auf den Weg gegeben.“

Des Sporns runde Auglein wurden bei diesem Anblicke noch runder und der Wein stand schon im nächsten Augenblicke vor Chilon — dieser aber tauchte den Finger hinein, zeichnete einen Fisch auf die Tischplatte und fragte:

„Weißt Du, was das bedeutet?“

„Einen Fisch? Nun, Fisch ist Fisch!“

„Du bist dumm, obwohl Du so viel Wasser in Deinen Wein gießt, daß ganz leicht auch ein Fisch drin sein könnte. Das ist ein Symbol, welches in der Philosophensprache bedeutet: Lächeln Fortuna's! Hättest Du es errathen, dann würdest vielleicht auch Du Dein Glück gemacht haben. Ich sage Dir, achte die Philosophie, sonst wechsle ich noch die Weinstube, wozu mich mein ganz besonderer Freund Petronius schon seit langem zu überreden sucht.“

XIII.

Durch einige Zeit zeigte sich Chilon nirgends. Vinicius, dem noch hundertmal mehr darum zu thun war, Lygia zu finden,

seit Acte ihm verrathen hatte, daß er geliebt sei, suchte auf eigene Faust weiter, da er den Kaiser weder um Beistand angehen wollte noch konnte, weil dieser noch immer gänzlich in der Sorge um das kranke Kind aufging.

Aber die Opfer in den Tempeln, die Gebete und Gelübde halfen ebenso wenig als die ärztliche Kunst und alle Zaubermittel, zu welchen man schließlich seine Zuflucht genommen hatte. Nach einer Woche starb das Kind. Der Hof und ganz Rom hüllten sich in Trauer. Der Kaiser war wie wahnsinnig vor Verzweiflung; er schloß sich ein, verweigerte zwei Tage lang Speise und Trank und wollte niemand sehen, trotzdem der Palast von Senatoren und Augustianern wimmelte, die ihm ihre Trauer und ihr Mitgefühl bezeigen wollten. Der Senat trat zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen, in welcher das todtte Kind zur Göttin erhoben wurde; es wurde beschlossen, der kleinen Augusta einen Tempel zu errichten und einen besonderen Priester anzustellen. Auch in anderen Tempeln wurden ihr zu Ehren Opfer dargebracht. Ihr Begräbniß war eine großartige Feierlichkeit, bei welcher das Volk Gelegenheit hatte, die maßlosen Trauerausbrüche des Kaisers zu bewundern, mit ihm zu weinen, die Hände nach Gaben auszustrecken und sich vor allem an dem ungewöhnlichen Schauspiele zu ergötzen.

Petronius beunruhigte dieser Todesfall. Es war in ganz Rom bekannt, daß Poppäa ihn Zauberkünsten zuschrieb und Nero wohl kennend, setzte Petronius voraus, daß der Kaiser, ohne selbst an den Zauber zu glauben, doch zu glauben vorgeben werde, erstens, um sich über den eigenen Schmerz hinwegtäuschen, dann aber, um sich an irgend jemand rächen zu können,

und besonders um der Vermuthung vorzubeugen, daß die Götter ihn für seine Sünden strafen wollten. Petronius glaubte nicht, daß der Kaiser wahrhaft und tief lieben könne, nicht einmal sein eigenes Kind, aber er war überzeugt, daß er seinen Schmerz maßlos äußern werde. Er irrte sich auch nicht. Nero hörte die Trostworte der Senatoren und Ritter mit steinernen Zügen an, die Augen starr auf einen Punkt geheftet, doch vermochte er den schweigenden Schmerz nicht unterbrochen durchzuführen; von Zeit zu Zeit machte er eine Bewegung, wie um das Haupt mit Asche zu bestreuen, oder er stöhnte dumpf auf; und als er Petronius erblickte, fuhr er auf und rief in tragischen Tönen, so daß Alle ihn hören konnten:

„Eheu! — Auch Du bist schuld an ihrem Tode! Auf Deinen Rath kam in diese Mauern der böse Geist, der ihr mit einem Blick das Leben ausfaugte. — Wehe mir, besser wäre es, wenn meine Augen das Licht des Solios nicht mehr sähen. Wehe mir! Eheu! Eheu!“

Die Stimme erhebend, brach er in verzweiflungsvolle Schreie aus. Da beschloß Petronius, alles auf einen Wurf zu setzen, und die Hand ausstreckend, riß er das seidene Tuch weg, das Nero um den Hals zu tragen pflegte, und preßte es dem Kaiser vor den Mund.

„Herr!“ sagte er mit Würde, „Du magst Rom und die Welt in Deinem Schmerze in Brand stecken, aber erhalte uns Deine Stimme!“

Die Anwesenden staunten; einen Augenblick staunte auch Nero, nur Petronius allein blieb unbeweglich. Er wußte zu gut, was er that. Terpnos und Diodor hatten den strikten

Befehl, des Kaisers Lippen zu berühren, wenn er, die Stimme allzu sehr erhebend, diese einer Gefahr aussetzte.

„Mein Kaiser,“ sprach er weiter mit derselben traurigen Würde, „wir haben einen unermesslichen Verlust erlitten, möge uns wenigstens dieser Schatz des Trostes erhalten bleiben!“

Nero's Antlitz zuckte und Thränen tröpfelten aus seinen Augen; plötzlich stützte er die Hand auf des Petronius' Arm und das Haupt an dessen Brust legend, rief er unter stetem Schluchzen:

„Du allein von Allen hast daran gedacht, Du allein! — Petronius! — Du allein!“

Tigellinus wurde gelb vor Neid, Petronius aber sagte:

„Fahre nach Antium! Dort kam sie zur Welt, dort strömte die Wonne auf Dich hernieder, dort ströme auch Beruhigung herab. Möge die Meeresluft Deine Götterlehre erfrischen, Deine Brust die salzige Feuchte einathmen! Wir Getreuen folgen Dir überall hin, und wenn wir Deinen Schmerz durch unsere Freundschaft einzulullen suchen, so lulle Du den unseren ein mit Deinen Gefängen.“

„Ja!“ erwiderte Nero klagend, „ich will eine Hymne auf ihr Andenken dichten und in Mäusen setzen.“

„Und dann suchst Du die wärmere Sonne Bajae auf.“

„Und dann — Vergessenheit in Griechenland.“

„Der Heimat der Dichtkunst und der Lieder.“

Petronius begab sich, als er den Palast verlassen hatte, zu Vinicius und sagte, nachdem er ihm den Vorfall mit Nero erzählt hatte:

„Ich habe nicht nur die Gefahr von Aulus Plantius und uns Beiden, sondern auch von Thigia abgewendet. Man wird A-

nicht suchen, schon darum nicht, weil ich den feuerbärtigen Affen beredet habe, nach Antium zu fahren und von dort nach Neapel oder Bajae — was er schon aus dem Grunde thun wird, weil er bisher nicht wagte, in Rom öffentlich aufzutreten, und sich schon lange vorgenommen hat, in Neapel die Bretter zu besteigen. Indessen können wir Phgia mit Ruhe suchen und gefahrlos in Sicherheit bringen. Was ist's? War unser edler Philosoph seither nicht hier?"

"Dein edler Philosoph ist ein Betrüger. Nein! Er war nicht hier, er zeigte sich nicht und wird sich auch nicht mehr zeigen!"

"Da habe ich eine bessere Meinung, nicht von seiner Ehrlichkeit, aber von seinem Verstande. Er hat Deinen Beutel schon einmal angezapft und kommt gewiß, um ihn nochmals anzuzapfen."

"Er hüte sich, daß ich ihm nicht zur Ader lasse!"

"Lass' das lieber; habe Geduld mit ihm, so lange Du Dich nicht davon überzeugt hast, daß er Dich betrügt. Gib ihm kein Geld mehr, aber versprich ihm reiche Belohnung, wenn er Dir sichere Nachrichten bringt."

Die Freunde wollten sich gerade verabschieden, als ihnen ein Slave die Nachricht brachte, daß Chilon Chilonides im Vorhaus warte.

Vinicius befahl, ihn augenblicklich einzulassen, Petronius aber rief:

"Hab' ich's nicht gesagt! Beim Hercules! Nur Ruhe! Sonst gewinnt er die Oberhand über Dich."

"Gruß und Ehre dem edlen, ritterlichen Tribun und Dir, Herr!" sprach Chilon beim Eintreten. "Möge Euer Glück Euerem Ruhme gleichen, der Ruhm Eueres Namens aber durchheile die

ganze Welt, von den Säulen des Hercules bis an die Grenzen des Arsacidenreiches."

"Sei mir gegrüßt, tugendhafter und weiser Gesetzgeber," erwiderte Petronius.

Vinicius fragte mit erkünstelter Ruhe:

"Was bringst Du?"

"Neulich, o Herr, brachte ich Dir die Hoffnung, heute bringe ich die Gewißheit, daß das Mädchen sich finden wird."

"Das heißt, daß es bisher noch nicht gefunden ist?"

"Ja, Herr; aber ich habe erfahren, was das Zeichen bedeutet, das sie Dir machte; ich weiß, wer die Leute sind, die sie herausgehauen haben und ich weiß, unter den Bekennern welcher Gottheit sie zu suchen ist."

Vinicius wollte von seinem Sitze aufspringen, doch Petronius legte die Hand auf seinen Arm und sagte, sich an Chilon wendend:

"Sprich weiter."

"Bist Du Deiner Sache völlig sicher, Herr, daß das Mädchen einen Fisch in den Sand zeichnete?"

"Gewiß!" brach Vinicius los.

"Dann ist sie also eine Christin — und die Christen haben sie herausgehauen."

Es entstand eine kurze Stille.

"Höre, Chilon," sagte Petronius endlich. "Mein Neffe hat Dir ein hübsches Stück Geld für die Aufführung des Mädchens versprochen, aber auch eine tüchtige Tracht Prügel, wenn Du ihn hintergehst. Im ersten Falle kannst Du nicht einen, aber drei Scribenten laufen; im zweiten aber reicht die

Philosophie der sieben Weisen mit der Deinen als Zugabe nicht für eine heilende Salbe.“

„Das Mädchen ist eine Christin, Herr,“ rief der Grieche aus.

„Bedenke Chilon. Du bist nicht dumm! Wir wissen, daß Junia Silana und Calvia Crispinilla Pomponia Gracina des christlichen Aberglaubens ziehen, aber wir wissen auch, daß das Hauengericht sie von diesem Verdachte freisprach. Wißt Du ihn jetzt wieder erheben? Wißt Du uns einreden, daß Pomponia und Hygia zu den Feinden des Menschengeschlechtes, zu den Brunnen- und Quellenvergiftern, den Eselkopsverehrern und den Kindesmördern gehören, die sich den schmutzigsten Ausschweifungen hingeben?“

Chilon breitete die Arme aus zum Zeichen, daß das nicht seine Schuld sei, und sagte dann:

„Herr, sprich folgenden Satz griechisch aus: „Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser.“

„Gut. Ich thue es. — Was soll das aber?“

„Jetzt nimm den ersten Buchstaben jedes Wortes und setze sie zu einem Worte zusammen.“

„Fisch!“ rief Petronius vermundert.

„Darum also wurde der Fisch zum Lösungsworte der Christen!“ erwiderte Chilon stolz.

Alle schwiegen eine Weile.

Die Beweisführung des Griechen war so schlagend, daß die beiden Freunde sich des Staunens nicht erwehren konnten.

„Vinicius,“ fragte Petronius, „irrst Du Dich nicht, und hat Hygia wirklich einen Fisch aufgezeichnet?“

„Bei allen Göttern der Unterwelt, man könnte toll werden!“ rief der junge Mann heftig, „wenn sie einen Vogel gezeichnet hätte, so hätte ich gesagt einen Vogel!“

„Dann ist sie eine Christin!“ wiederholte Chilon.

„Das heißt,“ sagte Petronius, „daß Pomponia und Hygia Brunnen vergiften, Kinder tödten und sich der Ausschweifung ergeben. Unsinn! Du warst länger in ihrem Hause als ich, aber ich kenne Aulus und Pomponia, ja selbst Hygia gut genug, um sagen zu können: Widersinn und Dummheit! — Wenn der Fisch wirklich das Lösungswort der Christen ist, was sich allerdings schwer bestreiten läßt, und wenn Pomponia und Hygia Christinnen sind, dann, bei Proserpina, sind die Christen eben nicht das, wofür wir sie hielten!“

„Du sprichst wie Sokrates, Herr,“ erwiderte Chilon. „Wer hat je einen Christen ergründet? Wer hat ihre Lehre kennen gelernt? Als ich vor zwei Jahren von Neapel nach Rom wanderte — o, warum bin ich nicht dort geblieben — gefellte sich ein Mann, Namens Glaucus, zu mir, von dem man sagte, daß er ein Christ sei, und ungeachtet dessen habe ich mich von seiner Güte und Tugendhaftigkeit überzeugt.“

„Ist das derselbe Gerechte, von dem Du jetzt erfahren hast, was Fisch bedeutet?“

„Leider nein, Herr! Am Wege aus einer Herberge in die andere, versetzte Einer dem braven Alten einen Messerstich; sein Weib und sein Kind schleppten Sklavenhändler hinweg, und ich verlor diese beiden Finger bei deren Vertheidigung. Ich höre aber, daß unter den Christen Wunder keine Seltenheit sind, hoffe also zuversichtlich, daß sie mir nachwachsen werden.“

„Wieso? Bist Du Christ geworden?“

„Seit gestern, Herr! Seit gestern! Dieser Fisch hat mich dazu gemacht. Sieh', welche Macht doch in ihm steckt! In einigen Tagen werde ich schon der Eifrigste unter den Eifrigen sein, damit sie mich in ihre Geheimnisse einweihen, und haben sie mich erst in alle ihre Geheimnisse eingeweiht, dann weiß ich auch, wo sich das Mädchen verbirgt. Mein Christenthum zählt sich dann vielleicht besser aus als meine Philosophie. Ich habe auch Mercur gelobt, wenn er mir hilft, das Mädchen zu finden, ihm zwei einjährige Kalbinnen von gleicher Größe zu opfern, denen ich die Hörner vergolden lasse.“

„Dein gestriges Christenthum und Deine heutige Philosophie hindern Dich also nicht, an Mercur zu glauben?“

„Ich glaube immer an denjenigen, den ich gerade brauche; das ist meine Philosophie, welche gerade nach dem Geschmacke Mercur's sein sollte. Unglücklicherweise aber — Ihr wißt, meine wohllebten Herren, was das für ein mißtrauischer Gott ist! Er traut nicht einmal den Versprechungen der unbescholtensten Philosophen und hätte vielleicht die Kalbinnen gern im vorhinein — das ist aber eine Riesenausgabe! Nicht jeder ist ein Seneca und ich bringe diese Summe nicht auf, doch wenn der edle Vinicius mir von dem, was er mir versprach — einen Theil auf Abrechnung —“

„Keinen Obolus, Chilon!“ sprach Petronius, „nicht einen! Die Freigebigkeit meines Neffen wird Deine Erwartungen übertreffen, aber erst dann, wenn Hygia gefunden ist, das heißt, wenn Du uns ihr Versteck angegeben hast. Mercur muß Dir schon die beiden Kalbinnen creditiren, wenn ich mich auch nicht

wundere, daß er dazu keine Lust hat, und ich daran keine Klugheit erkenne.“

„Hört mich an, wohllebte Herren! Die Entdeckung, welche ich gemacht habe, ist bedeutend, denn wenn ich auch das Mädchen selbst bisher nicht fand, so weiß ich doch den Weg, auf welchem sie zu suchen ist. Ihr habt Freigelassene und Sklaven in alle Richtungen der Stadt und Provinz ausgesandt, hat Einer einen Fingerzeig heimgebracht? Nein! Nur ich allein. Darum hört mich nur geduldig an! Meine Füße sind schon wund vom Umherwandern. Wo war ich nicht überall! In allen Weinstuben, bei allen Bäckern, Fleischern, Olivenverkäufern und Fischern; in allen Wäschereien, Trockenstuben und Gartüchen, bei Eseltreibern, bei entlaufenen Sklaven, bei Männern, die Blasenleiden curiren und Zähne reißen, bei Bildhauern und auf den Begräbnißstätten. Und was that ich dort? Ueberall malte ich den Fisch auf und gab Achtung auf die Mienen der Leute. Lange konnte ich nichts entdecken; eines Tages aber gewahrte ich einen alten Sklaven, der Wasser in seine Eimer schöpfte und weinte. Ich näherte mich ihm und befragte ihn um die Ursache seiner Thränen.

„Ich muß weinen,“ sagte der Alte, „denn wenn ich mir auch sage, Gottes Wille geschehe, so kann ich armer sündiger Mensch doch die Thränen nicht zurückhalten.“ Wie von einem Vorgefühl getrieben, tauchte ich den Zeigefinger in das Wasser und zeichnete einen Fisch, worauf er erwiderte: „Auch mein Hoffen ist in Christo.“ Ich fragte: „Hast Du mich an dem Zeichen erkannt?“ Er sagte: „Ja, und der Friede sei mit Dir!“ Ich fing hierauf an, ihn bei der Zunge zu ziehen und die ehrliche Haut plauderte alles aus. Sein Herr, ein gewisser Pausa,

ist der Freigelassene des großen Pausa, und schafft auf dem Tiber Steine nach Rom, die von Sklaven und Miethlingen von den Flößen abgeladen und des Nachts zu den in Bau begriffenen Häusern geschleppt werden, um den Verkehr in den Straßen tagsüber nicht zu stören. Viele Christen sind dabei beschäftigt, darunter auch der Sohn des Alten, doch weil die Anstrengung über die Kräfte des Jünglings geht, wollte der Vater ihn mit seinen Ersparnissen loskaufen. Pausa aber zog es vor, sowohl Geld als Sklaven zu behalten. So sprechend, begann er wieder zu weinen und ich vermengte meine Thränen mit den seinen, was mir nicht schwer fiel, denn ich habe ein gutes Herz und die Füße thaten mir wehe. Ich fing zu jammern an, daß ich, erst vor wenigen Tagen aus Neapel eingetroffen, keinen der Brüder kenne, daher auch nicht wisse, wo sie sich versammelten, um gemeinsam zu beten. Er wunderte sich, daß mir die neapolitanischen Brüder keine Empfehlungsschreiben an die Brüder in Rom mitgegeben hatten, aber ich erzählte ihm, daß man mir jene unterwegs gestohlen habe. Darauf sagte er, ich möge des Nachts an den Fluß kommen, wo er mich mit anderen Brüdern bekannt machen wolle, die mich in die Bethäuser und zu den Ältesten geleiten würden. Darüber war ich so erfreut, daß ich ihm die zur Loskaufung seines Sohnes nothwendige Summe gab, in der Erwartung, sie von dem großmüthigen Vinicius verdoppelt zurückzuerhalten.“

„Ehilon,“ unterbrach ihn Petronius, „in Deiner Erzählung sieht man die Lüge auf der Oberfläche schwimmen wie Del auf dem Wasser. Du hast wichtige Nachrichten gebracht, das leugne ich nicht. Aber Du darfst Deine Neuigkeiten nicht mit Lügen

unterspielen. Wie heißt der Greis, von welchem Du erfahren hast, daß die Christen einander durch das Zeichen des Fisches erkennen?“

„Curicius, Herr. Armer, unglücklicher Greis! Er erinnerte mich an Glaucus, den ich gegen die Mörder vertheidigte, und dadurch hat er mich hauptsächlich gerührt.“

„Ich glaube gern, daß Du ihn kennen gelernt hast, und von dieser Bekanntschaft Nutzen ziehen wirst, aber Geld hast Du ihm keines gegeben. Keinen As hast Du ihm gegeben, verstehest Du mich! Nichts hast Du gegeben!“

„Aber ich half ihm den Eimer ausziehen und sprach mit tiefstem Mitgeföhle von seinem Sohne. Wohl, Herr! Was konnte dem Scharfsinne eines Petronius entgehen? Also nun, ich gab ihm kein Geld, oder eigentlich ich gab es ihm, aber nur in Gedanken, mit der Seele, was ihm genügen sollte, wenn er ein wirklicher Philosoph wäre. Ich gab es schon darum, weil ich es für nothwendig und nützlich hielt.“

„Es ist wahr,“ sagte Petronius, „Du hättest es thun sollen.“

„Ich komme ja eben, um es thun zu können.“

Petronius wandte sich an Vinicius:

„Laß' ihm fünftausend Sesterzien auszahlen, aber in Gedanken, mit der Seele —“

Doch Vinicius sprach:

„Ich will Dir einen Knaben mitgeben, der die nöthige Summe überbringt, Du aber sagst dem Curicius, der Knabe sei Dein Sklave und vor ihm zahlst Du dem Alten das Geld aus. Doch weil Du wichtige Nachrichten gebracht hast, erhältst

Du ebenso viel für Dich. Komme noch heute Abend um das Geld und den Knaben.“

„Ein Cäsar, wahrhaftig!“ rief Chilon aus. „Erlaube mir, Herr, Dir mein Werk zu widmen, und gestatte mir auch, heute Abend nur um mein Geld zu kommen, weil Curicius mir sagte, daß schon alle Flüsse ausgeladen sind, und erst in einigen Tagen andere aus Ostia eintreffen. Der Friede sei mit Euch! So verabschieden sich die Christen. Ich will mir eine Sklavin kaufen, das heißt, ich wollte sagen einen Sklaven. Fische fängt man mit der Angel und Christen mit dem Fische. „Pax vobiscum! pax! pax! pax!“

Ende des ersten Bandes.

Zweiter Band.

2

Zweiter Band.

L

Petronius war mit dem Hofstaate nach Bajae abgereist, und der zurückbleibende Vinicius verbrachte qualvolle Tage vergeblicher Erwartung. Chilon kam oft, brachte aber keinerlei Nachricht von Wichtigkeit. Der Seelenkampf, die Ermüdung und Ruhelosigkeit schädeten der Gesundheit des jungen Patriziers, ja er verlor darüber seine Schönheit. Er wurde grausam und ungerecht. Die Sklaven, ja selbst die Freigelassenen nahten ihm nur mehr zitternd, und da er ohne allen Grund in der ungerechtesten und unbarmherzigsten Weise straste, fingen sie an ihn heimlich zu hassen. Er fühlte es, und ließ ihnen seine Vereinigung erst recht entgelten. Nur Chilon gegenüber nahm er sich zusammen, denn er fürchtete, daß dieser seine Nachforschungen sonst einstellen könnte; dies bemerkend, gewann der Grieche die Oberhand und wurde immer anspruchsvoller. Anfangs hatte er Vinicius jedesmal versichert, alles werde rasch und glatt gehen; jetzt aber suchte er selbst Schwierigkeiten hervor, und wenn er auch nicht aufhörte zu versichern, daß der Erfolg zweifellos sei, verhehlte er doch nicht, daß sich die Sache in die Länge ziehen werde.

Endlich, nach langen Tagen der Erwartung, tauchte er wieder auf, aber mit so verdüstertem Antlitz, daß der junge Mann bei seinem Anblick erbleichte und, auf ihn zuströmend, kaum die Worte hervorbrachte:

„Sie ist nicht unter den Christen?“

„Im Gegentheile, Herr,“ erwiderte Chilon, „aber ich habe auch Glaucus unter ihnen gefunden.“

„Von wem sprichst Du?“ fragte Vinicius.

„Gedenkst Du nicht mehr des Greises, Herr, mit welchem ich aus Neapel nach Rom wanderte, und dessen Vertheidigung mir diese beiden Finger kostete? Die Räuber, welche sein Weib und Kind entführten, versetzten ihm einen Messerstich. Ich verließ ihn sterbend in der Herberge zu Minturnae und beweinte ihn lange! Leider habe ich mich jetzt überzeugt, daß er noch lebt und der christlichen Gemeinde in Rom angehört.“

Vinicius, der nicht begreifen konnte, um was es sich handle, sah nur, daß dieser Glaucus der Auffindung Evgia's im Wege stehe und sagte daher, den in ihm aufsteigenden Zorn unterdrückend:

„Wenn Du ihn vertheidigt hast, sollte er Dir ja dankbar sein und Dir helfen.“

„Ach, edler Tribun! Nicht einmal die Götter sind immer dankbar, wie erst die Menschen! Ja! Er sollte mir dankbar sein. Unglücklicherweise ist er jedoch ein schwachkönniger Greis, dessen Geist durch die Jahre und den Kummer getrübt ist, und deshalb ist er mir nicht nur nicht dankbar, sondern, wie ich von seinen Glaubensgenossen erfuhr, beschuldigt er mich, mich mit

den Räubern verabredet zu haben, und die Ursache seines Unglücks zu sein. Das ist mein Lohn für die beiden Finger!“

„Schurke, ich bin überzeugt, daß es so ist, wie er sagt,“ rief Vinicius.

„Dann weißt Du mehr als er, Herr,“ versetzte Chilon mit Würde, „denn er setzt nur voraus, daß es so war, was ihn aber nicht hindern wird, seine Christen anzurufen und grausame Rache an mir zu nehmen. Das thut er so gewiß, als die Anderen ihm dabei helfen werden. Zum Glücke weiß er meinen Namen nicht und hat mich in dem Bethause, wo ich ihn sah, nicht bemerkt.“

„Was geht mich das an! Erzähle mir lieber, was Du sonst im Bethause gesehen hast.“

„Dir geht es freilich nichts an, Herr, aber mich geht es gerade so viel an wie meine eigene Haut. Und da ich möchte, daß meine Lehre mich überlebe, will ich lieber der versprochenen Belohnung entsagen, als mein Leben für schnöden Mammon aufs Spiel setzen, ohne den ich als Philosoph ganz gut leben kann, um die göttliche Wahrheit zu suchen.“

Doch Vinicius trat mit einem Gesichte, das nichts Gutes weißagte, auf ihn zu, und sagte mit halberstickter Stimme:

„Wer sagt Dir denn, daß der Tod von des Glaucus' Hand Dir sicherer ist als der von der meinen? Woher weißt Du, Hund, ob man Dich nicht heute noch hier im Garten einscharrt?“

Chilon, der ein Hasenfuß war, rief, so rasch er konnte:

„Ich werde sie suchen, Herr, und werde sie finden!“

Ein kurzes Schweigen folgte; man hörte nur die beschleunigten Athemzüge des jungen Mannes und den Gesang der im Garten arbeitenden Sklaven.

Erst als der Grieche den jungen Patrizier etwas ruhiger sah, begann er wieder:

„Der Tod war mir nahe und ich blickte ihm mit Ruhe ins Antlitz wie Sokrates. Nein, Herr! Ich sage nicht, daß ich die Suche nach dem Mädchen aufgebe, ich wollte nur sagen, daß diese jetzt mit großen Gefahren für mich verbunden ist.“

Vinicius bewegte ungeduldig das Haupt: „Du wirfst Dir Rath schaffen,“ sagte er befehlend. Nach einer Pause fügte er hinzu:

„Was gedenkst Du zu thun?“

„Aristoteles lehrt uns, Herr, die kleineren Dinge den größeren aufzuopfern, und König Priam pflegte zu sagen, das Alter sei eine schwere Bürde. Diese Bürde des Alters und Unglücks drückt Glaucus seit langem zu Boden, so schwer, daß der Tod für ihn eine Wohlthat wäre! Was ist der Tod nach Seneca's Ansicht denn anderes als Befreiung?“

„Schwäche närrisches Zeug mit Petronius, nicht mit mir, und sage geradezu, was Du willst?“

„Wenn Tugend Narrheit ist, dann mögen mich die Götter stets einen Narren bleiben lassen! Ich will Glaucus aus dem Wege räumen, Herr, denn so lange er lebt, ist sowohl mein Leben als meine Unternehmung in steter Gefahr.“

„So nimm doch Leute auf, die ihn todtschlagen; ich bezahle sie. Wie viel brauchst Du?“

„Ich brauche tausend Sesterzien, denn ich muß trachten, ehrliche Spitzbuben zu finden, die nicht mit dem Handgeld auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Für gute Arbeit — gute Bezahlung! Auch mir thäte ein Sümmchen gut, um die Thränen zu trocknen, die ich dem Glaucus nachweinen werde. Die Götter sind meine Zeugen, wie sehr ich ihn liebte! Wenn ich heute tausend Sesterzien bekomme, dann ist seine Seele zwei Tage später im Hades und dort erst, wenn nämlich die Seelen Erinnerung und Denkfähigkeit bewahren, wird er erkennen, wie sehr ich ihn geliebt habe.“

Vinicius versprach die geforderte Summe, verbot aber, weiter über Glaucus zu sprechen, und fragte statt dessen, wo Chilon während dieser Zeit gewesen, was er gesehen und entdeckt habe. Doch dieser wußte nicht viel Neues. Er war noch in zwei Bethäusern gewesen und hatte Alle aufmerksam ins Auge gefaßt, insbesondere die Frauen, aber er hatte keine entdeckt, die Hygia ähnlich gewesen wäre. Die Christen hielten ihn jedoch für einen der ihren, und seitdem er des Curicius' Sohn freigelauft hatte, ehrten sie in ihm einen Menschen, der dem Beispiele ihres „Christus“ folge. Er hatte auch von ihnen erfahren, daß einer ihrer großen Gesetzgeber, ein gewisser Paulus von Tarsus, in Rom in Gefangenschaft sei, in Folge einer Anklage, welche die Juden gegen ihn erhoben hatten, und er beschloß, mit ihm bekannt zu werden. Am meisten aber hatte ihn eine andere Nachricht gefreut, und die war, daß der höchste Priester der ganzen Secte, welcher Christi Jünger gewesen war, und dem jener die Herrschaft über alle Christen der Welt über-

geben hatte, demnächst in Rom eintreffen solle. Alle Christen würden ihn natürlich sehen und seine Lehren vernehmen wollen. Große Versammlungen würden stattfinden, bei denen auch Chilon anwesend sein, und wohin er, da es im Gedränge leicht sei, sich zu verbergen, auch Vinicius mitnehmen wollte. Dann fanden sie Pygia bestimmt. Damit verließ er seinen Gönner, der sich mit dieser Hoffnung wieder über einige traurige Tage hinwegzutrosten suchte.

II.

Chilon hatte den Plan gefaßt, unter den Christen selbst seine Werkzeuge zu suchen, und zwar beschloß er, ihnen die Angelegenheit so darzustellen, daß sie die Aufgabe nicht nur des Gewinnes wegen, sondern aus heiligem Eifer unternehmen sollten.

Zu diesem Zwecke begab er sich Abends zu Euricius, der es sich von ganzer Seele ergeben mußte. Der Greis hatte beim Circus Maximus einen kleinen Kramladen gemiethet und Chilon traf ihn und seinen Sohn Quartus zu Hause. Nachdem er die Beiden im Namen Christi begrüßt hatte, trug er ihnen sein Begehren vor.

Er brauche zwei bis drei kräftige und muthige Leute, um eine Gefahr abzuwenden, die nicht nur ihm, sondern allen Christen drohte. Er war freilich arm, denn fast alles, was er besaß, hatte er ja dem Euricius gegeben, aber er wollte diese Leute trotzdem für ihre Dienste zahlen, unter der Bedingung, daß sie ihm vertrauten und getreulich ausführten, was er sie thun hieß.

Euricius und Quartus lauschten ihres Wohlthäters Worten förmlich auf den Knien. Beide versicherten, selbst zu allem bereit zu sein, was er von ihnen begehrte. Doch damit war Chilon nicht gebient. Euricius war ein alter Mann, von Krankheit und Kummer abgezehrt. Quartus war sechzehn Jahre alt und Chilon brauchte erfahrene, vor allem aber kräftige Leute.

Sie drangen noch eine Weile in ihn, doch als er entschieden ablehnte, sagte Quartus:

„Ich kenne den Väter Demas, Herr, bei dessen Handmühlen Sklaven und Tagelöhner beschäftigt sind. Einer dieser Tagelöhner ist so stark, daß er nicht nur zwei, sondern vier Männer ersetzt, denn ich habe ihn selbst Steine aufheben gesehen, die vier Leute nicht von der Stelle zu rücken vermochten.“

„Wenn es ein frommer Mann ist, der im Stande wäre, sich für die Brüder aufzuopfern, dann möchte ich ihn wohl kennen lernen,“ sagte Chilon.

„Es ist ein Christ, Herr,“ erwiderte Quartus, „denn beim Demas arbeiten zum größten Theile Christen. Er hat Tag- und Nachtarbeiter in seinem Solde; jener gehört zu den Nachtarbeitern. Wenn wir jetzt hingingen, so kämen wir zu ihrem Nachtmahle und Du könntest ungestört mit ihm sprechen. Demas wohnt beim Emporium.“

Chilon willigte gern ein. Das Emporium lag am Fuße des aventinischen Hügels, also nicht weit vom Circus Maximus. Man konnte, ohne den Hügel zu umgehen, längs des Flusses durch den Porticus Aemilia hingelangen, was den Weg bedeutend abkürzte.

„Ich bin alt,“ sagte Chilon, „und leide zuweilen an Gedächtnißschwäche. Ja wohl! unser Christus wurde von einem seiner Jünger verrathen! Aber des Namens jenes Verräthers kann ich mich augenblicklich nicht entsinnen.“

„Judas, Herr, der sich erkannte,“ erwiderte Quartus, doch etwas verwundert, daß man diesen Namen habe vergessen können.

„Ah freilich! Judas! Ich danke Dir,“ sagte Chilon.

Eine Zeit lang schritten sie schweigend nebeneinander hin. Endlich hielten sie vor einem Holzbau, aus dem das Klappern der Handmühlen herauströnte. Quartus trat ein, während Chilon, der nicht gern von vielen gesehen wurde und in steter Sorge lebte, das Gescheh' könne ihn mit Glaucus zusammenführen, draußen wartete.

„Ich bin begierig auf diesen Hercules, der als Müllerknecht dient,“ sagte er bei sich, den hellleuchtenden Mond betrachtend, „ist er ein Spigbube und ein gescheiter Kerl, so wird mich die Sache etwas kosten, ist er aber ein tugendhafter Christ und dumm, dann thut er umsonst alles, was ich von ihm verlange.“

Sein Selbstgespräch ward durch die Rückkehr des Quartus unterbrochen, der mit einem zweiten Manne aus der Bude trat; dieser Mann trug nur die „oxomis“ genannte Tunica, deren Schnitt die rechte Schulter und Brust freiließ. Dieses Gewand, das volle Freiheit der Bewegungen gestattete, wurde gewöhnlich von den Arbeitern getragen. Chilon athmete befreit auf, als er den Ankömmling erblickte, denn er hatte nie solche Schultern und einen solchen Brustkasten gesehen.

„Da ist der Bruder, Herr,“ sagte Quartus, „den Du zu sprechen wünschtest.“

„Der Friede Christi sei mit Dir,“ ließ sich Chilon vernehmen, „Du aber, Quartus, sage diesem Bruder, ob man mir glauben und vertrauen kann, und dann lehre heim, denn Du sollst den bejahrten Vater nicht allein lassen.“

„Das ist ein gar heiliger Mann,“ sagte Quartus, „der sein ganzes Hab und Gut hergab, um mich, einen ihm ganz Unbekannten, freizulassen. Unser Herr und Erlöser bereite ihm dafür himmlischen Lohn.“

Der riesige Arbeiter neigte sich über Chilon's Hand, als er das hörte, und küßte sie.

„Wie heißt Du, Bruder?“ fragte der Grieche.

„In der heiligen Taufe erhielt ich den Namen Urban, Vater.“

„Urban, mein Bruder, hast Du Zeit, ruhig mit mir zu sprechen?“

„Unsere Arbeit beginnt um Mitternacht, und jetzt wird erst unser Nachtmahl zubereitet.“

„Es ist also Zeit genug, an den Fluß hinabzugehen, wo Du mich anhören sollst.“

Sie ließen sich auf dem steinigen Uferrande nieder; es war stille ringsum; man vernahm nur das entfernte Klappern der Handmühlen und das Rauschen des Wassers in der Tiefe. Dort nahm Chilon erst das Antlitz des Arbeiters in Augenschein, das trotz des etwas drohenden und zugleich traurigen Ausdrucks, den man gewöhnlich in den Zügen der in Rom ansässigen Barbaren fand, einen gutmüthigen und offenen Eindruck machte.

„Ja, ja!“ dachte er bei sich. „Das ist ein guter, dummer Kerl, der den Glaucus umsonst den Garauß macht.“

Dann fragte er:

„Urban, liebst Du Christus?“

„Ich liebe ihn von ganzer Seele,“ erwiderte der Arbeiter.

„Und Deine Brüder, Deine Schwestern, Alle jene, denen Du die Wahrheit und den Glauben an Christus verdankst?“

„Die liebe ich gleichfalls, Herr.“

„Dann sei der Friede mit Dir.“

„Und mit Dir, Vater.“

Wieder ward es stille; nur in der Ferne klapperten die Mühlen, und in der Tiefe rauschte der Fluß.

Chilon schaute ins Mondlicht und begann langsam, mit halbhunterdrückter Stimme von Christi Tod zu erzählen. Er sprach nicht gerade zu Urban, sondern es war, als suche er sich jenen Tod selbst wieder ins Gedächtniß zu rufen, oder als vertraue er der schlafenden Stadt zu seinen Füßen das Geheimniß dieses Todes an. Darin lag etwas Ergreifendes und zugleich Feierliches. Der Arbeiter weinte, und als Chilon zu wehklagen begann, weil sich beim Tode des Erlösers niemand gefunden hatte, der ihn schützte, wenn schon nicht vor der Kreuzigung, so doch wenigstens vor den Beleidigungen der Soldaten und Juden, da ballten sich die Riesenäufte des Barbaren vor Schmerz und unterdrückter Wuth. Der Tod selbst hatte ihn nur gerührt, aber bei dem Gedanken an diese Menge, die des ans Kreuz geschlagenen Lämmchens spottete, bäumte sich der ehrliche Mensch auf und wilder Nachdurst erfüllte seine Seele.

Da fragte Chilon plötzlich:

„Urban! Du weißt doch, wer Judas war?“

„Ich weiß! Ich weiß! Aber er hat sich ja erhenkt!“ rief der Arbeiter aus.

In seiner Stimme zitterte etwas wie Bedauern darüber, daß der Verräther seinen Händen entschlüpft war.

„Ja, er hat sich erhenkt, aber wie die Schlange Schlangen, das Böse Böses und Verrath neuen Verrath züchtet, so ist aus des Judas Geißer ein zweiter Verräther auferstanden, und so wie jener den Juden und römischen Soldaten unseren Erlöser auslieferte, so will dieser, der noch unter uns lebt, den Wölfen seine Schäfchen ausliefern, und wenn niemand dem Verrathe zuvor kommt, niemand vor der Zeit der Schlange den Kopf getritzt, dann harret unser Aller das Verderben, und mit uns fällt der Lämmchenglaube der Vernichtung anheim.“

Der Arbeiter blickte tief beunruhigt zu Chilon empor; er begriff offenbar nicht ganz, um was es sich handelte. Der Grieche aber verhüllte sein Antlitz mit einem Zipfel des Mantels und wiederholte einigemal mit einer Stimme, die aus den Tiefen der Erde hervorzudringen schien:

„Wehe Euch, Ihr Diener des wahren Gottes, wehe Euch, Ihr Christen und Christinnen!“

Und wieder ward es stille; wieder hörte man nur das Klappern der Handmühlen, den dumpfen Gesang der Müllerburschen und das Rauschen des Flusses.

„Vater,“ fragte der Arbeiter endlich, „was ist das für ein Verräther?“

Chilon ließ das Haupt sinken. Was das für ein Verräther war? Ein Sohn des Judas, ein Erbe seines giftigen Geistes, der sich für einen Christen ausgab, aber die Bethäuser nur besuchte, um die Brüder beim Kaiser anzuklagen. In wenigen Tagen schon sollten die Prätorianer den Befehl erhalten, Greise, Weiber und Kinder gefangen zu nehmen und dem Verderben auszuliefern, gerade so wie man die Sklaven des Pedanius Secundus Alle zum Tode verurtheilt hatte. Und alles das hatte jener zweite Judas auf dem Gewissen. Aber da sich keiner gefunden hatte, um den ersten Judas zu strafen und an ihm Rache zu nehmen, wer wollte diesen hier strafen, wer wollte der Schlange den Kopf zertreten, ehe der Kaiser ihn anhörte, wer wollte die Brüder und den Christusglauben vor Verrath schützen?

Urban, der bisher auf dem steinigen Uferande still gesessen hatte, sprang plötzlich auf und rief:

„Ich will es thun, Herr.“

Chilon erhob sich gleichfalls; er ließ den Blick einige Augenblicke auf den mondbeschienenen Zügen des Arbeiters ruhen, dann streckte er den Arm aus und legte langsam die Hand auf dessen Arm.

„Begieb Dich unter die Christen,“ sprach er feierlich, „begieb Dich in die Bethäuser und frage die Brüder nach Glaucus, und wenn sie Dir ihn zeigen, dann tödte ihn im Namen Christi!“

„Glaucus?“ wiederholte der Arbeiter, um den Namen seinem Gedächtnisse einzuprägen.

„Kennst Du ihn?“

„Nein, ich kenne ihn nicht. In Rom giebt es ja Tausende von Christen! Aber morgen Nachts versammeln sich alle Brüder und Schwestern im Ostranium — denn der große Apostel Christi ist angekommen, der uns dort lehren und predigen wird; da zeigen mir die Brüder sicher den Glaucus.“

„Im Ostranium?“ fragte Chilon. „Das liegt doch außerhalb der Stadt? Also die Brüder und alle Schwestern? Des Nachts? Außerhalb der Stadt?“

„Ja, Vater. Das ist unser Friedhof, zwischen der Via Salaria und Nomentana. Es war Dir also nicht bekannt, daß der große Apostel morgen predigen wird?“

„Ich war zwei Tage nicht zu Hause, habe also keinen Brief nicht erhalten. — Aber da es so ist, und da Christus Dich zur That begeistert, so begieb Dich ins Ostranium, mein Sohn, suche Glaucus unter den Brüdern und erschlage ihn auf dem Rückwege zur Stadt, wofür Dir alle Sünden erlassen werden. Jetzt aber sei der Friede mit Dir.“

„Vater —“

„Ich höre, Diener des Lämmchens!“

Auf den Zügen des Arbeiters malte sich etwas wie Verlegenheit. Er hatte erst vor kurzem einen Menschen erschlagen, vielleicht sogar zwei, denn Gott strafte ihn mit allzu großer Körperkraft. — Jetzt büßte er schwer. — Die Anderen sangen bei ihren Handmühlen, er aber dachte immer nur an sein Verbrechen, an die Beleidigung des Lämmchens.

Dennoch erklärte er sich dazu bereit, den Verräther zu tödten, wenn es sein mußte.

„Aber,“ fragte er flehend, „hast Du auch wirklich selbst gehört, Vater, daß Glaucus die Brüder verrieth? Den Tod eines Unschuldigen möchte ich nicht mehr auf mein Gewissen nehmen.“

Chilon sah ein, daß es irgend eines Beweises, der Nennung irgend eines Namens bedurfte, damit nicht Zweifel das Herz des Riesen beschleiche. Da kam ihm plötzlich ein glücklicher Gedanke.

„Höre, Urban,“ sagte er, „ich lebe in Korinth, stamme aber aus Kos, und führe ein dienendes Mädchen meines Landes, deren Name Eunice ist, in die Lehre Christi ein. Sie dient als „vestiplica“ im Hause eines Freundes des Kaisers, eines gewissen Petronius. Dort also habe ich gehört, daß Glaucus es unternommen hat, alle Christen auszuliefern, und daß er außerdem einem anderen Günstling des Kaisers, Vinicius, versprochen hat, ihm unter den Christen ein Mädchen zu finden —“

Er brach ab und blickte den Arbeiter erstaunt an, dessen Augen plötzlich wie die eines Raubthieres aufleuchteten und dessen Züge einen wilden, drohenden Ausdruck annahmen.

„Was ist Dir?“ fragte er förmlich erschrocken.

„Nichts, Vater! Morgen erschlage ich den Glaucus!“

Der Grieche schwieg; nach einer Weile ergriff er den Arbeiter beim Arm und wendete ihn so, daß das Mondlicht gerade auf dessen Züge fiel, worauf er ihn aufmerksam betrachtete. Offenbar schwankte er, ob er ihn weiter fragen und alles gleich ans Licht bringen sollte, oder ob es besser war, sich mit dem zu begnügen, was er schon wußte und errieth.

Die angeborene Vorsicht gewann die Oberhand. Er athmete ein-, zweimal tief auf, dann legte er die Hand nochmals auf das Haupt des Arbeiters und fragte feierlich und eindringlich:

„In der heiligen Taufe gab man Dir also den Namen Urban?“

„Ja, Vater.“

„Nun also, der Friede sei mit Dir, Urban.“

III.

Petronius hatte aus Benevent geschrieben, wo er jetzt mit dem Kaiser weilte. Doch seine witzige Epistel verfehlte ihre Wirkung auf Vinicius, an den sie gerichtet war. Der junge Mann lächelte kaum über die Bosheiten, mit denen Petronius den Feuerbart und Poppäa reichlich bedachte, und er eilte flüchtig über die Beschreibung der Festlichkeiten hinweg, deren feenhafte Pracht sogar dem verwöhnten Arbiter elegantiarum Eindruck zu machen schien. Den Schluß des Schreibens übersflog Vinicius mit einem ungeduldbigen Blicke, und griff dann selbst zur Diktierfeder, um folgende Zeilen hinzuwerfen:

„Chilon hat Hygia gefunden. Heute Abend gehe ich mit ihm ins Ostranium, wo die Christen sich versammeln. Auf Deinen Rath nehme ich Kroto mit, der dem Hygier wohl gewachsen ist. Mit seiner Hilfe entführe ich Hygia entweder noch heute oder morgen aus ihrem Hause. Mögen die Götter Dich mit ihren Gaben überschütten! Lebe wohl, carissime! Die Freude läßt mich nicht weiter schreiben.“

Als es Abend wurde, ließ Vinicius Kroto und Chilon rufen, die schon seit einiger Zeit draußen harrten, und alle Drei begannen sich umzukleiden. Sie hüllten sich in gallische Kapuzenmäntel und nahmen jeder eine Laterne. Vinicius bewaffnete sich und die Genossen mit kurzen, krummen Waffen, und Chilon stülpte eine Perücke über den Schädel, um sich unkenntlich zu machen. So verwandelt, eilten sie aus dem Hause, um noch vor Schließung des entfernten Nomentanischen Thores aus der Stadt zu gelangen.

Sie gingen durch den Vicus Patricius, längs des Vincinals, zum ehemaligen Vincinalischen Thor, unfern der Ebene, auf welcher Diocletian später seine prächtigen Bäder erbaute. Sie kamen an den Ueberresten der Servius Tulliusmauer vorbei und gelangten durch schon menschenleere Gegenden zur Nomentanischen Straße, wo sie links durch die Salaria einbogen. Es dunkelte bereits vollständig, und da der Mond noch nicht emporgestiegen war, hätten sie den Weg schwer gefunden, wenn nicht, wie Chilon vorausgesehen hatte, die Christen selbst ihnen denselben gewiesen hätten.

Rechts, links und vor sich erblickten sie dunkle Gestalten, die vorsichtig den Sandgruben zusteuerten. Einige trugen Laternen, die sie so gut als möglich mit ihren Mänteln bedeckten, Andere, die den Weg besser kennen mochten, gingen im Dunklen.

Der Weg kam Vinicius sehr lang vor. Die Gegend war ihm wohlbekannt, aber im Finstern fand er sich nicht zurecht. Alle Augenblicke kamen schmale Durchgänge, Mauerüberreste oder Gebäude, deren er sich in der Umgebung der Stadt nicht er-

innerte. Endlich zeigte sich der Rand des Mondes durch das angesammelte Gewöl und erhellte die Gegend besser als die matten Laternen. In der Ferne flammte ein Feuerstoß auf. Vinicius beugte sich zu Chilon hinab und fragte, ob das das Ostranium sei?

Chilon, auf den die nächtliche Wanderung und die geisterähnlichen Erscheinungen ringsum offenbar einen mächtigen Eindruck machten, erwiderte unsicher:

„Ich weiß nicht, Herr, ich war nie im Ostranium.“ Doch nach einer Weile fühlte er das Bedürfnis zu plaudern, um sich Muth zu machen und fügte daher hinzu:

„Sie versammeln sich wie Mörder, und doch ist es ihnen nicht gestattet zu tödten, der Ägypter müßte mich denn in unwürdigster Weise belogen haben.“

Eine Zeit lang setzten sie schweigend ihren Weg fort, dann aber sagte Chilon, dessen Angst mit der Entfernung von den Stadthoren wuchs:

„Ich habe mir vorsichtshalber beim Bartsheer eine Perücke ausgeliehen und zwei Bohnen in die Nasenlöcher gesteckt. Man sollte meinen, daß sie mich nicht erkennen werden. Aber auch wenn sie mich erkennen, thun sie mir nichts. Es sind keine bösen Menschen! O nein, sogar sehr gute Menschen, die ich schätze und liebe.“

„Lobe sie nicht zu früh,“ erwiderte Vinicius.

Sie betraten jetzt eine schmale Sandgrube, die von beiden Seiten von wallartigen Erhöhungen eingeschlossen war, über die sich an einer Stelle der Aquädukt wölbte. Der Mond war in-

zwischen hinter den Wolken hervorgetreten und am Ende der Grube erblickte man eine Mauer, von Ephen umrankt, die im Mondlicht silbern schimmerte. Es war das Ostranium.

Dem Vinicius klopfte das Herz.

Zwei Todtengräber nahmen beim Thore die Zeichen ab, mit denen Chilon sich und die Genossen versehen hatte und Vinicius betrat mit seinen Begleitern einen ziemlich ausgedehnten, von allen Seiten mit Mauern umgebenen Raum. Hier und da standen besondere Grabsteine, in der Mitte aber erblickte man das eigentliche Hypogeum, die Crypta, die in ihrem niederen Theile unter der Oberfläche lag, auf der sich die Grabhügel befanden; vor dem Eingange zur Crypta sprudelte ein Springbrunnen.

So weit das Auge reichte, sah man Laternen an Laternen flimmern, aber es gab auch viele, die kein Licht hatten. Mit Ausnahme weniger, die ihr Haupt enthüllten, blieben die meisten, sei es aus Furcht vor Verräthern, sei es der Kühle wegen, in ihre Kapuzen gehüllt, und der junge Patrizier dachte voll Besorgniß, daß es ihm bei diesem Gedränge, in dem schwachen Lichtschein unmöglich sein werde, Hygia herauszufinden.

Da wurden vor der Crypta einige Pechfackeln angezündet, die man auf einen kleinen Haufen zusammengestellt hatte. Es wurde heller. Die Menge begann zuerst leise, dann immer lauter eine seltsame Hymne zu singen. Vinicius hatte nie einen ähnlichen Gesang gehört. Es war wie ein Rufen in der Stille der Nacht, wie eine demüthige Bitte um Rettung aus Dunkelheit und aus der Irre.

Die emporgerichteten Köpfe schienen in der Höhe eine Lichtgestalt zu erblicken, die gefalteten Hände schienen sie anzusehen, daß sie herniedersteige. Als der Gesang verstummte, folgte ein ergreifender Augenblick athemloser Erwartung.

Man hatte neuerdings einige Fackeln auf den Holzstoß gelegt, dessen rothes Licht den Friedhof übergoß und das Flimmern der Laternen verdunkelte. Gleichzeitig trat ein Greis aus dem Hypogeum. Er trug einen Kapuzenmantel, aber sein Haupt war unbedeckt. Er bestieg einen Stein, der in der Nähe des Holzstoßes lag.

Die Menge kam bei seinem Anblicke ins Schwanken. Stimmen in des Vinicius' Nähe flüsterten: „Petrus! Petrus!“ Einige knieten nieder, Andere streckten die Hände nach ihm aus. Es entstand eine tiefe Stille; man konnte jedes Kohlenstückchen von den Holzfackeln fallen hören, das Rollen der Räder auf der entfernten Momentarischen Straße und das Rauschen des Windes in den wenigen Pinien, die um den Friedhof wuchsen.

Chilon wendete sich zu Vinicius und flüsterte:

„Das ist er! Der erste Jünger Christi, ein Fischer.“

Der Greis hob die Hände und segnete die Versammelten mit dem Zeichen des Kreuzes, Alle sanken in die Knie, auch Vinicius und dessen Begleiter, um sich nicht zu verrathen.

Vinicius konnte ein Gefühl von Verwunderung nicht unterdrücken. Der Greis kam ihm bäuerisch einfach, aber dabei doch ganz außergewöhnlich vor, und es war ihm, als ob die mächtige Wirkung, die er auf ihn ausübte, gerade aus seiner Einfachheit entspränge.

Und auch als Petrus zu sprechen begann, empfand der junge Mann Aehnliches. Der Greis sprach einfach wie ein Vater, der seine Kinder ermahnt; er gebot ihnen, Luxus und Vergnügen zu meiden, Armuth, Keinheit der Sitten und die Wahrheit zu lieben, Unrecht und Verfolgungen geduldig zu ertragen, den Vorgesetzten und der Regierung Folge zu leisten, sich des Verrathes, der Heuchelei und Verleumdung zu enthalten und endlich Eines dem Anderen ein gutes Beispiel zu geben, und zwar nicht nur untereinander, sondern auch den Heiden.

Chilon dachte bei diesen Worten, daß seine ganze Arbeit vergeblich gewesen sei, und daß Ursus es nie wagen werde, Glaucus zu erschlagen, weder diese Nacht, noch jemals später. Doch tröstete er sich augenblicklich mit einer anderen Folgerung, die er aus der Lehre des Greises zog; nämlich, daß auch Glaucus ihn nie tödten werde, selbst wenn er ihn entdeckte und erkannte. Vinicius aber wurde von heftiger Unruhe ergriffen, je weiter der Greis sprach.

Wie alle Menschen, die von einer Leidenschaft völlig beherrscht werden, dachte er auch jetzt nur an Hygia und er erkannte nur eines deutlich, wenn Hygia auf dem Friedhofe war, wenn sie diese Lehre bekannte, hörte und fühlte, dann wurde sie nie und nimmer seine Geliebte.

Zum erstenmale seit er sie kannte, hatte er die Empfindung, daß er sie nie gewinnen konnte, auch wenn er sie fand. Bisher war ihm nichts dergleichen in den Sinn gekommen, und auch jetzt war es kein klarer Gedanke, sondern das unklare Vorgefühl eines unersehblichen Verlustes, die Ahnung eines Un-

glückes. Seine Unruhe verwandelte sich in stürmischen Zorn gegen die Christen im Allgemeinen und gegen den Greis im Besonderen. Jener Fischer, den er im ersten Augenblicke für einen einfachen alten Mann gehalten hatte, erfüllte ihn jetzt mit Bangen; er kam ihm wie ein geheimnißvolles Fatum vor, das unerbittlich und tragisch über sein Geschick zu entscheiden habe.

Ein Todtengräber legte unauffällig wieder einige Fackeln auf das Feuer, der Wind hatte aufgehört in den Pinien zu rauschen, so daß die Flamme als gleichmäßige, schlanke Zunge zu den auf dem ausgeheiterten Himmel kreisenden Sternen emporstieg, und der Greis, beim Tode Christi angelangt, sprach jetzt nur mehr von ihm. Alle hielten den Athem an, es ward noch stiller als vorher und man konnte fast das Schlagen der Herzen vernehmen. Dieser Mann hatte gesehen!

Die Anwesenden hatten zwar schon oft vom Martertode des Erlösers sprechen gehört, und sie wußten, daß der Trauer Seligkeit gefolgt war, aber den Apostel selbst davon sprechen zu hören, machte ihnen einen so mächtigen Eindruck, daß sie die Hände rangen und schluchzend an ihre Brust schlugen.

Erst allmählich beruhigten sie sich, als der Wunsch, noch mehr zu hören, den Sieg davon trug. Der Greis schloß die Augen, wie um die fernabliegenden Dinge besser zu sehen, und fuhr fort:

„Als wir so wehklagten, stürzte Maria mit Magdalena herein und rief, sie habe den Herrn gesehen. Des großen Glanzes wegen konnte sie ihn nicht erkennen, und dachte, es wäre der

Gärtner, er aber sprach: „Maria!“ — Da rief sie aus: „Rabboni!“ und fiel ihm zu Füßen, er aber hieß sie zu den Jüngern gehen und verschwand. — Die Jünger aber glaubten ihr nicht, und als sie vor Freuden weinte, tadelten einige sie und andere dachten, der Schmerz habe ihr die Sinne verwirrt, denn sie versicherte auch, Engel im Grabe gesehen zu haben, während die Jünger, nochmals dahin eilend, das Grab leer fanden. Dann kam Abends Cleophas, der mit den Anderen nach Emaus gegangen war, und sie kamen zurück, so schnell sie konnten, und riefen: „Wahrhaftig, der Herr ist auferstanden!“ — Und sie versammelten sich hinter verschlossenen Thüren aus Angst vor den Juden. Da stand er plötzlich unter ihnen, ohne daß die Thüren geknarrt hätten, und als sie erschrakten, sprach er: „Der Friede sei mit Euch.“

„Und ich sah ihn, wie Alle ihn sahen, und er war wie das Licht und wie das Glück unserer Herzen, denn wir glaubten jetzt, daß er auferstanden war — und wir wußten, daß die Meere austrocknen werden, und die Berge in Staub zerfallen. Sein Name aber wird nicht vergehen in alle Ewigkeit.“

„Und am achten Tage legte Thomas Didimus die Finger in seine Wunden und berührte seine Seite, hierauf fiel er ihm zu Füßen und sprach: „Mein Herr und mein Gott!“ Er aber erwiderte: „Weil Du gesehen hast, hast Du geglaubt. Selig, die nicht sehen, und doch glauben.“ Und wir hörten diese Worte, und wir sahen ihn, denn er war in unserer Mitte.“

Vinicius war von diesen Worten eigenthümlich berührt. Er vergaß für einen Augenblick, wo er war, er verlor das Gefühl für Wirklichkeit, Maß und Urtheil. Er befand sich zwei Unmöglichkeiten gegenüber. Er konnte nicht glauben, was der Greis gesagt hatte, und doch fühlte er, daß man blind sein mußte, um zu denken, daß jener Mensch, der versicherte: „Ich habe gesehen“ — gelogen haben könne. In der Bewegung, den Thränen, der ganzen Erscheinung des Greises und in den Einzelheiten, die er berichtete, lag etwas, das jeden Verdacht unmöglich machte. Es war dem jungen Manne zuweilen, als ob er träume. Doch rings umher sah er die mäuschenstille Menge; der brenzliche Geruch der Laternen drang ihm in die Nase; vor ihm flammten die Fackeln und nebenan stand auf dem Steine ein alter Mann, mit zitterndem Kopfe, der, Zeugniß ablegend, immer wiederholte:

„Ich habe gesehen!“

Und er berichtete weiter über alles, bis zur Himmelfahrt. Manchmal ruhte er aus, denn er erzählte sehr ausführlich, aber man merkte, daß jede kleinste Einzelheit sich in sein Gedächtniß eingegraben hatte wie in einen Stein. Seiner Zuhörer bemächtigte sich eine Art Verzüdung. Sie schlugen die Kapuzen zurück, um keines jener Worte zu verlieren, die für sie von unbegrenztem Werthe waren. Wie von übermenschlicher Macht entführt, sahen sie sich in Galilea, wandelten sie mit den Jüngern durch die Paine und das Wasser entlang; der Friedhof verwandelte sich für sie in den See von Tiberias, und am Ufer, im blauen Morgennebel, stand Christus, wie damals, als

Johannes aus dem Boote blickend, ausrief: „Der Herr“ — worauf sich Petrus ins Wasser warf, um rascher die geliebten Füße zu umfassen. — Aus allen Gesichtern sprach grenzenloses Entzücken, Selbstvergessenheit, Glück und unermessliche Liebe.

Für sie Alle gab es in diesem Augenblicke kein Rom, keinen wahnwitzigen Cäsar, keine Tempel, Götter und Heiden, nur einzig und allein ihn, Christus, der Erde, Meer, Himmel und Welt erfüllte.

In den fernen, längs der Via Nomentana verstreuten Häusern begannen die Hähne zu krähen, Mitternacht verkündend. Da zog Chilon Vinicius beim Zipfel seines Mantels und raunte ihm zu:

„Herr, dort, nicht weit von dem Alten, sehe ich Urban, und neben ihm ein Mädchen.“

Vinicius erwachte wie aus dem Schlummer; er schaute in die von dem Griechen bezeichnete Richtung. Und sein Blick fiel auf Irgia.

IV.

Jeder Tropfen Blutes in dem jungen Patrizier erstarrte bei ihrem Anblicke. Endlich, nach all diesen Mühen, nach all diesen Tagen der Unruhe, des Kammers und der Qual, hatte er sie gefunden! Die Freude warf sich ihm auf die Brust wie ein wildes Thier und verlegte ihm den Athem. War das nicht nur eine Fortsetzung der Wunder, von denen er heute so viel gehört, daß er nicht mehr wußte, ob er wache oder träume? Er griff

sich an den Kopf — aber nein, es war kein Zweifel, was er sah, war wirklich Irgia und nur eine Entfernung von wenigen Schritten trennte ihn von ihr. Sie stand im vollen Lichte; er konnte sich an ihrem Anblicke berauschen so viel er wollte. Die Kapuze war ihr vom Haupte geglitten und hatte ihr das Haar verwirrt; die Lippen waren halb geöffnet, die Augen dem Apostel zugewendet. Sie trug einen dunklen, wollenen Mantel wie ein Kind aus dem Volke, aber Vinicius hatte sie nie schöner gesehen, und trotz des Widerstreites seiner Gefühle fiel ihm die Vornehmheit dieses wundervollen Patrizierhauptes auf, das aus dem Sklavengewande hervortragte. Die Liebe durchrieselte ihn wie eine Feuerflamme — riesengroß, und vermischt mit einem weichen Sehnsuchtsgefühl, mit Ehrfurcht, Anbetung und Begierde. Er fühlte die Wonne, die ihm ihr bloßer Anblick bereitere — und er labte sich daran, wie an belebendem Wasser nach langem Dürsten. Neben dem riesigen Irgier kam sie ihm kleiner vor als früher, fast wie ein Kind. Er bemerkte auch, daß sie abgemagert war. Ihre Gesichtsfarbe war fast durchsichtig; sie erschien ihm ganz Blume und Seele.

Im Anschauen verloren, fühlte er sich von Chilon beim Mantel gezogen.

„Gehen wir hinaus, Herr; wir haben die Kapuzen nicht abgenommen und man fängt an, uns zu beobachten.“

Es war in der That so. Als Alle die Kapuzen abgeworfen hatten, um die Worte des Apostels besser zu hören, waren nur sie dem allgemeinen Beispiele nicht gefolgt. Chilon's Rath erwies sich als vernünftig. Beim Thore stehend, konnten sie alle

Hinausgehenden in Augenschein nehmen, und Ursus war ja am Wuchse leicht zu erkennen.

„Folgen wir ihnen,“ sagte Chilon, „und sobald wir gesehen haben, in welchem Hause sie verschwinden, umzingelst Du morgen oder vielmehr noch heute alle Ausgänge des Hauses mit Deinen Sklaven und entführst sie.“

„Nein!“ rief Vinicius.

„Was willst Du thun, Herr?“

„Wir betreten das Haus gleich nach ihr und entführen sie augenblicklich. Du nimmst ja das auf Dich, nicht wahr, Kroto?“

„Ja wohl,“ sagte der Kanist, „und ich will Dein Sklave werden, wenn ich diesem Büffel, der sie hütet, nicht das Kreuz breche.“

Doch Chilon rieth davon ab, und beschwor die Beiden bei allen Göttern, nichts dergleichen zu wagen. Kroto war doch nur für alle Fälle, zum Schutze, wenn sie erlannt worden wären, mitgenommen worden, nicht aber um das Mädchen zu rauben.

Doch Kroto fiel ihm ins Wort.

„Heiße diesen alten Schafbock schweigen,“ sagte er zu Vinicius. „Ich sage nicht, daß wir das Mädchen hier, mitten aus dem Gedränge, entführen sollen, denn man könnte uns Steine zwischen die Füße werfen; aber sobald sie daheim ist, entführe ich sie und trage sie, wohin Du willst.“

Vinicius freute sich, als er diese Worte vernahm und versetzte:

„Ja, so soll es sein, beim Hercules! Morgen könnten wir sie zufällig nicht zu Hause antreffen, und wenn die Christen Verdacht schöpfen, führen sie sie sicher fort.“

„Dieser Hygier kommt mir fürchterlich stark vor,“ stöhnte Chilon.

„Nicht Dir befiehlt man, ihm die Hände zu halten,“ erwiderte Kroto höhniisch.

Sie mußten ziemlich lange warten und die Fähne verkündeten schon den Tagesanbruch, als sie endlich Ursus mit Hygia aus der Friedhofspforte treten sahen. Einige andere Personen begleiteten sie. Chilon meinte den großen Apostel selbst darunter zu erkennen, und ihm zur Seite einen zweiten Greis von bedeutend kleinerem Wuchse, sowie zwei ältere Frauenpersonen und einen Knaben, der eine Laterne trug. Diesem Häuflein folgte ein Trupp von etwa zweihundert Menschen. Vinicius, Chilon und Kroto schlossen sich diesen an.

„Ja, Herr,“ sagte Kroto. „Dein Mädchen steht unter mächtigem Schutz. Es ist der große Apostel, der mit ihr geht! Sieh' nur, die Leute auf dem Wege knien nieder.“

So war es wirklich, aber Vinicius, der Hygia keinen Augenblick aus den Augen ließ, achtete nicht darauf. Erst beim Momentanischen Thor entschlüpfte ihm ein Ausruf der Ueberraschung. Die beiden Krieger nämlich, die das Thor bewachten, knieten nieder als der Apostel vorüberging, und dieser hielt die Hände segnend über ihre Helme ausgestreckt. Dem jungen Patrizier war bisher noch nicht der Gedanke gekommen, daß sich auch unter den Soldaten schon Christen befinden könnten.

und er erschrak, als ihm einfiel, daß Thgia, wenn sie die Stadt hätte verlassen wollen, leicht Wächter gefunden haben würde, die sie heimlich ent schlüpfen ließen. Und er dankte allen Göttern, daß es bisher noch nicht geschehen war.

Die unverbauten Plätze durchschreitend, die sich hinter der Mauer befanden, fingen die Christen an sich zu zerstreuen. Jetzt hieß es vorsichtiger hinter Thgia und ihren Begleitern hergehen, um keine Aufmerksamkeit zu erwecken. Thilon jammerte gar sehr über die Wunden und das Reißen in den Füßen, und blieb dabei immer mehr zurück, wogegen Vinicius nichts einzuwenden hatte, denn die Gegenwart des hasenherzigen und gebrechlichen Griechen war ihm jetzt nicht mehr nöthig. Er hätte ihm gern gestattet, sich aus dem Staube zu machen, doch obwohl die Vorsicht den maderen Weisen zurückhielt, spornete ihn die Neugierde, denn er folgte seinen Begleitern unverdrossen, wenn auch in einiger Entfernung. Die Sonne flog schon am Horizonte empor, als die kleine Schaar, der Thgia angehörte, sich endlich zerstreute. Der Apostel, ein altes Weib und der Knabe schritten längs des Flusses den Berg hinan, während der kleinere Greis, Urfus und Thgia in ein schmales Gäßchen einbogen, um nach beiläufig zweihundert Schritten in dem Thore eines Hauses zu verschwinden, in dem sich zwei Verkaufsläden befanden, ein Delhändler und ein Vogelfänger.

Thilon, der den Anderen auf beiläufig fünfzig Schritte gefolgt war, blieb wie angewurzelt stehen und bewog die Beiden durch ein Zeichen, zu ihm zurückzukehren.

Sie folgten seinem Rufe, denn sie wollten sich berathen.

„Gehe,“ sagte Vinicius, „und fleh' nach, ob das Haus keinen zweiten Ausgang hat.“

Thilon, der eben noch über seine Wunden an den Füßen geklagt hatte, sprang so hurtig davon, als ob er Merkursflügeln an den Knöcheln hätte, und war in einem Nu wieder da.

„Nein,“ sagte er, „es giebt nur einen Ausgang.“

Dann aber faltete er die Hände.

„Beim Jupiter, bei Apollo, Vesta, Kybele, bei Isis und Osiris, beim Baal, bei der Mitra und bei allen Göttern des Ostens und Westens, ich beschwöre Dich, Herr, laß' Dein Vorhaben fallen. — Höre mich —“

Er brach plötzlich ab, denn er gewahrte, wie Vinicius vor Aufregung erblaßte, während seine Augen wie die Lichter eines Wolfes Funken sprühten. Man brauchte ihn nur anzusehen, um zu wissen, daß nichts in der Welt ihn von seinem Vorhaben abhalten werde. Kroto versorgte durch einen tiefen Athemzug seinen herculischen Brustkasten mit Luft und bewegte den verhüllten Schädel nach rechts und links wie ein gefangener Vär im Käfig. Auf seinen Zügen war nichts von Unruhe zu bemerken.

„Ich gehe voran!“ rief er.

„Nein, nach mir!“ sagte Vinicius befehlend.

Im nächsten Augenblicke waren Beide in dem dunklen Vorhaus verschwunden.

Thilon lief bis zur Ecke des nächsten Gäßchens, und lugte hinter einem Winkel hervor, der Dinge harrend, die da kommen sollten.

V.

Vinicius erkannte erst im Vorhause die ganze Schwierigkeit des Unternehmens. Das Haus war groß, mehrstöckig, eines jener Häuser, wie man deren tausende in Rom zu Miethzwecken erbaute, und gewöhnlich so eilig und schlecht, daß beinahe kein Jahr verging, ohne daß ihrer einige über den Köpfen der Bewohner zusammenfielen. Es waren Häuser wie Bienenstöcke, hoch und schmal, voll von Kämmerchen und Hinterstuben, in denen armes Volk dicht aneinander gepfercht nistete. In Rom, wo viele Straßen keine Namen hatten, waren natürlich jene Häuser unnumerirt; die Besitzer vertrauten die Einnahme des Miethzinses ihren Sklaven an, die, von der Stadtbehörde nicht bemüßigt, die Namen der Bewohner anzugeben, diese in den seltensten Fällen kannten. In einem solchen Hause jemanden zu erfragen, erwies sich oft als äußerst schwierig, zumal es keine Thürhüter gab.

Vinicius und Kroto gelangten durch ein langes, gangartiges Vorhaus in ein schmales, auf allen vier Seiten verbautes Höfchen, das eine Art von gemeinsamem Atrium für das ganze Haus bildete. An allen Wänden liefen außen Stiegen in die Höhe, theils von Stein, theils von Holz, die zu den offenen Gängen emporführten, aus denen man in die verschiedenen Wohnräume gelangte.

Auch zu ebener Erde waren Wohnungen, entweder mit Holztüren versehen, oder auch vom Vorhause nur durch wollene, größtentheils ausgefranzte und zerrißene oder geflickte Vorhänge abgeschlossen.

Es war noch früh und im Hofe kein Mensch zu sehen. Offenbar schloß noch alles im ganzen Hause mit Ausnahme der aus dem Ostranium Heimgekehrten.

„Was thun wir, Herr?“ fragte Kroto, den Schritt anhaltend.

„Warten wir hier; vielleicht kommt jemand zum Vorschein,“ erwiderte Vinicius. „Es wäre nicht gut, wenn man uns im Hofe erblickte.“

Chilon's Rath kam ihm jetzt doch praktisch vor. Mit dreißig bis vierzig Sklaven hätte man das Thor, das wirklich der einzige Ausgang zu sein schien, besetzen und alle Wohnungen durchsuchen können, während man jetzt trachten mußte, Hygia's Wohnung zu errathen, weil sie sonst von den Christen, deren es im Hause sicher eine Menge gab, wahrscheinlich gewarnt werden würde. Aus diesem Grunde war es auch gefährlich, bei den Hausbewohnern Nachfrage zu halten. Vinicius überlegte eben, ob es nicht doch besser wäre, umzulehren und Sklaven zu holen, als hinter einem der Vorhänge ein Mann hervortrat, der ein Sieb in der Hand trug.

Der junge Mann erkannte auf den ersten Blick Ursus.

„Der Engier!“ flüsterte er.

„Soll ich ihm gleich die Knochen zerbrechen?“

„Warte!“

Ursus bemerkte die Beiden nicht, weil sie im Dämmerdunkel des Vorhauses standen — und er spülte ruhig beim Brunnen das Gemüse aus, welches das Sieb füllte. Offenbar schickte er sich an, nach der auf dem Friedhofe verbrachten Nacht

ein Frühstück zu bereiten. Als er fertig war, nahm er das nasse Sieb und verschwand bald wieder hinter dem Vorhang. Kroto und Vinicius folgten ihm, in der Meinung, geradewegs in Hygia's Wohnung zu gelangen.

Sie wunderten sich sehr, als sie bemerkten, daß der Vorhang vom Hofe nicht eine Wohnung, sondern einen zweiten dunklen Gang abschloß, an dessen Ende ein kleines Gärtchen mit ein paar Cypressen und Myrtensträuchern sichtbar wurde — im Hintergrunde aber ein kleines Haus, das an die Feuermauer eines anderen Hauses gleichsam angeklebt war.

Beide erkannten augenblicklich die für sie günstige Lage. Während im Hofe am Ende alle Bewohner zusammenliefen, erleichterte die Abgelegenheit des Häuschens das Unternehmen. Ihr Plan war, sich so rasch als möglich des Hygiers zu entledigen und mit der geraubten Hygia auf die Straße hinaus zu gelangen, wo sie sich schon weiter Rath zu schaffen hofften. Wahrscheinlich würde niemand sie aufhalten — und wenn es geschah, so gaben sie vor, daß es sich um eine entlaufene Geißel des Kaisers handle; schlimmstenfalls gab sich Vinicius den Wachen zu erkennen und rief deren Hilfe an.

Ursus wollte eben das Häuschen betreten, als ein Geräusch von Tritten seine Aufmerksamkeit erregte; er blieb stehen, legte, als er zwei Männer erblickte, das Sieb auf den Brunnenrand und wendete sich ihnen zu.

„Was sucht Ihr da?“ fragte er.

„Dich,“ versetzte Vinicius.

Und zu Kroto gewendet, rief er schnell und leise:

„Tödtet ihn!“

Kroto stürzte vorwärts wie ein Tiger, und ehe der Hygier noch zur Besinnung gelangen und die Feinde erkennen konnte, umfing er ihn mit seinen stählernen Armen.

Vinicius war von Kroto's übermenschlicher Kraft zu sehr überzeugt, um das Ende des Kampfes abzuwarten; er ließ die Beiden stehen und lief auf das Häuschen zu, dessen Thür er aufstieß, worauf er sich in einer ziemlich dunklen Stube befand, die jedoch durch das Feuer im Kamin erleuchtet wurde. Der Widerschein der Flammen fiel gerade auf Hygia's Gesicht. Die zweite beim Herde sitzende Person war jener Greis, der Hygia und Ursus vom Ostranium heimgeleitet hatte.

Vinicius stürzte so plötzlich in das Zimmer, daß er, ehe Hygia ihn noch erkennen konnte, sie schon um die Mitte gefaßt hatte, und sie hoch empor hebend, mit ihr der Thür zulief. Der Greis suchte ihm freilich den Weg zu vertreten, doch Vinicius drückte das Mädchen mit einem Arme fest an sich und schob das Hinderniß mit dem anderen zur Seite. Die Kapuze glitt ihm vom Kopfe, und beim Anblicke dieser wohlbekannten, in diesem Augenblicke so fürchterlichen Züge stockte Hygia's Blut vor Entsetzen und die Stimme erstarb ihr in der Kehle. Sie wollte um Hilfe rufen und konnte nicht. Ebenso vergeblich haßte sie nach dem Thürrahmen, um Widerstand zu leisten. Ihre Finger glitten an den Steinen ab, und sie hätte die Besinnung verloren, wenn nicht ein gräßliches Bild ihren Blick gefesselt hätte, als Vinicius mit ihr in den Garten stürzte.

Da stand Ursus und auf seinen Armen lag ein Mensch, ganz nach rückwärts gebogen, den Kopf herabbaumelnd und den Mund voll Blut. Als Ursus Hygia erblickte, ließ er noch einmal die Faust auf diesen blutenden Kopf niederfallen, und sprang dann wie ein wildes Thier auf Vinicius los.

„Das ist der Tod!“ dachte der junge Patrizier.

Dann vernahm er nur mehr wie im Traume den Ausruf Hygia's: „Tödtet ihn nicht!“ und er fühlte, daß man seine Arme von Hygia's Mitte löste. Die Erde begann sich um ihn zu drehen und es wurde ihm dunkel vor den Augen.

VI.

Vinicius erwachte über einen empfindlichen Schmerz. Anfangs fand er sich nicht zurecht; sein Kopf summt, und es lag wie Nebel vor seinen Augen. Doch allmählich kehrte die Besinnung wieder, und er erblickte endlich durch den Nebelschleier die Gestalten dreier über ihn geneigter Männer. Zwei davon waren ihm bekannt, der eine war Ursus, der zweite jener Greis, den er niedergestossen hatte, als er Hygia hinaustrug. Der dritte, ihm ganz fremd, hielt seine linke Hand, und verursachte ihm, vom Ellbogen bis zur Schulter und dem Schlüsselbein emporkastend, einen furchtbaren Schmerz. In der Meinung, daß man sich in solcher Weise an ihm rächen wolle, murmelte Vinicius:

„Tödtet mich!“

Doch die Männer beachtetten seine Worte nicht, und der Greis sagte zu dem Manne, welcher den Arm des jungen Patriziers drückte:

„Glaucus, weißt Du auch gewiß, daß die Kopfwunde nicht tödtlich ist?“

„Ganz gewiß nicht, ehrenwerther Crispus,“ erwiderte Glaucus. „Die Kopfwunde ist leicht.“

„Du hast schon gar viele Brüder behandelt,“ erwiderte Crispus, „und bist als geschickter Arzt berühmt. — Deshalb habe ich auch gleich Ursus um Dich geschickt.“

„Der mir unterwegs gestand, daß er mich gestern ermorden wollte.“

„Früher noch hat er sein Vorhaben mir anvertraut, ich aber, der Dich und Deine Liebe zu Christus kenne, gab ihm die Versicherung, daß nicht Du, sondern jener Unbekannte ein Verräther sei, der ihn zum Morde überreden wollte.“

„Er war ein böser Geist, aber ich hielt ihn für einen Engel,“ versetzte Ursus seufzend.

„Das kannst Du mir ein anderesmal erzählen,“ sagte Glaucus, „jetzt müssen wir an den Verwundeten denken.“ Und er neigte sich abermals über Vinicius, um dessen Arm einzurichten, wobei der junge Mann aus Schmerz in Ohnmacht fiel. Erst nach der Operation erwachte er, und erblickte über sich Hygia.

Sie stand dicht bei seinem Lager und hielt ein kupfernes mit Wasser gefülltes Eimerchen vor sich, in welches Glaucus von Zeit zu Zeit einen Schwamm tauchte, womit er ihm den Kopf neigte.

Vinicius traute seinen Augen nicht. Er meinte, ein Traum oder Fieberhige habe ihm die theuere Erscheinung bloß vorgespiegelt und es dauerte eine Weile, bis er zu flüstern vermochte:

„Lygia.“

Bei dem Tone seiner Stimme bebte das Eimerchen in ihrer Hand; aber sie wandte ihm die traurigen Augen zu:

„Der Friede sei mit Dir!“ erwiderte sie leise.

So stand sie mit ausgestreckten Armen, Mitleid und Kummer auf den Zügen.

„Lygia,“ sagte er leise, „Du wolltest nicht, daß man mich tödte.“

Sie erwiderte mit Sanftmuth:

„Möge Dir Gott die Gesundheit wiedergeben.“

Diese Worte waren für Vinicius, der alles Unrecht, das er ihr zugefügt hatte, jetzt lebhaft empfand, ein wahrer Balsam. Er vergaß, daß vielleicht nur die christliche Lehre sie so zu ihm sprechen ließ; er fühlte nur, daß das geliebte Weib sprach, und daß in ihrer Antwort eine besondere Weichheit, eine geradezu abermenschliche Güte lag, die ihn bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele erschütterte. Er wurde schwach vor Rührung, wie früher vor Schmerz. Eine Art von süßer Ohnmacht hielt ihn umfassen.

Glaucus hatte inzwischen die Kopfwunde ausgewaschen und eine heilende Salbe darauf gelegt. Ursus nahm Lygia das Becken ab, sie aber holte vom Tische eine bereitstehende Trinkschale, die mit gewässertem Wein gefüllt war, und führte sie

an die Lippen des Verwundeten. Vinicius trank gierig und fühlte sich dadurch erleichtert. Die Bestimmung lehrte ihn vollständig wieder.

„Gieb mir noch zu trinken,“ sagte er.

Lygia ging mit der geleerten Schale ins Nebenzimmer, und Crispus näherte sich nach einigen mit Glaucus gewechselten Worten dem Lager und sagte:

„Vinicius, Gott hinderte Dich eine schlimme That zu begehen, aber er erhielt Dich am Leben, damit Du in Dich gehest. Der, in dessen Hand der Mensch nur Staub ist, ließ Dich wehrlos in unsere Hände fallen, aber Christus, an den wir glauben, befiehlt uns, auch unsere Feinde zu lieben. Wir haben Deine Wunden verbunden und wollen Gott um Deine Genesung bitten, aber wir können nicht länger über Dich wachen. Bleibe ruhig und denke nach, wäre es recht, Lygia noch länger zu verfolgen, welche Du, schon ihrer Pflegeeltern und ihres Heims beraubt hast; und uns, die wir Dir Böses mit Gutem vergaltten?“

„Ihr wollt mich verlassen?“ fragte Vinicius.

„Wir wollen dieses Haus verlassen, wo die Verfolgung des Stadtpräfecten uns ereilen könnte. Dein Begleiter wurde erschlagen, Du ein Mächtiger unter den Deinen, liegst verwundet. Es geschah nicht durch unsere Schuld, doch auf uns würde der Zorn der Gesetze fallen.“

„Eine Verfolgung braucht Ihr nicht zu befürchten,“ sagte Vinicius. „Ich schütze Euch.“

Doch Crispus sagte:

„Herr, Deine rechte Hand ist gesund, hier sind Täfelschen und ein Griffel, schreibe Deinen Dienern, heute Abend mit der Eänste zu kommen und Dich in Dein Haus zu tragen, wo Du es bequemer haben wirst, als hier inmitten unserer Armuth. Wir wohnen bei einer armen Witwe, die bald mit ihrem Sohne heimkommen wird; der Knabe kann Deinen Brief besorgen, während wir ein anderes Obdach suchen.“

Vinicius erblickte, denn er sah, daß man ihn von Pygia trennen wolle, und wenn er sie jetzt verlor, war alles aus. Es wurde ihm abermals dunkel vor den Augen, aber er suchte sich zu fassen und sprach:

„Hört mich, Christen! Gestern war ich mit Euch im Ostranium und habe Euere Lehre vernommen, aber auch ohne dem würden mich Euere Thaten davon überzeugen, daß Ihr gute und ehrliche Menschen seid. Sagt der Witwe, welche dieses Haus bewohnt, sie möge darin bleiben, und auch Ihr bleibet und gestattet mir daselbe. Dieser Mann — er wendete den Blick auf Glaucus — möge sagen, ob man mich heute übertragen kann. Ich bin krank und mein gebrochener Arm braucht ein paar Tage vollständiger Ruhe; ich erkläre also, daß ich nicht von hier weiche, außer Ihr schleppt mich mit Gewalt aus dem Hause.“

Er brach ab, denn die zerschlagene Brust hatte keinen Athem mehr. Crispus aber sprach:

„Niemand wird Gewalt gegen Dich anwenden, Herr, nur wir ziehen uns zurück.“

Der junge Mann runzelte die Brauen.

„Lasset mich doch Athem schöpfen,“ sagte er.

Nach einer Weile begann er von neuem:

„Um Kroto, den Urfus erwürgte, wird niemand fragen; er sollte heute nach Benevent fahren, wohin Vatinius ihn berief. Alle werden also denken, daß er abgereist sei. Als ich mit Kroto dieses Haus betrat, sah mich niemand, der einzige Grieche aufgenommen, der mit uns im Ostranium war. Ich will Euch sagen, wo er wohnt; bringt ihn zu mir, damit ich ihm Stillschweigen auferlege, denn er steht in meinem Solde.“

„Glaucus wird bei Dir bleiben,“ sagte Crispus, „und er und die Witwe werden Dich warten.“

Vinicius runzelte abermals die Brauen.

„Bedenke, alter Mann, was ich Dir sage,“ rief er, „ich bin Dir Dank schuldig und Du scheinst mir gut und ehrlich, aber Du sagst nicht die ganze Wahrheit. Du fürchtest, ich könnte meine Sklaven aufrufen, um Pygia fortzuführen? Ist es nicht so?“

„Ja!“ erwiderte Crispus streng.

„So bedenke doch, daß ich vor Euch mit Chilon sprechen und den Brief nach Hause schreiben werde, in welchem ich meine Abreise ankündige, und daß ich später keine anderen Boten mehr haben kann als Euch. — Bedenke das, und reizt mich nicht länger.“

Sein Antlitz verzog sich wie im Krampfe und er sprach lebhaft weiter: „Höre mich! Wenn Pygia nicht bleibt, so reise ich mir mit der gesunden Hand den Verband vom Arme, und nehme weder Speise noch Trank — mein Tod aber komme

über Dich und Deine Brüder. Warum hast Du mich gepflegt, warum hießest Du mich nicht tödten?"

Er erblickte vor Zorn und Schwäche.

Pygia, die im Nebenzimmer das ganze Gespräch angehört hatte, und überzeugt war, daß Vinicius auch ausführen werde, was er voraus sagte, erschrak über seine Worte. Seinen Tod wollte sie um nichts in der Welt. Sie hatte ihn gefürchtet, so lange er stark und mächtig war, jetzt, schwach und krank, erweckte er ihr Mitleid. Wie hätte es auch anders sein können? Vinicius war zu sehr mit ihrem Gesichte versflochten, als daß sie ihn je hätte vergessen können. Sie hatte oft tagelang an ihn gedacht und betete täglich zu Gott um Zeit und Gelegenheit, wo sie, der Eingebung ihrer Lehre folgend, ihm Böses mit Gutem vergelten, ihn für Christus erobern und ihn erlösen könnte. Jetzt hielt sie diesen Augenblick für gekommen, ihre Gebete für erhört.

Sie näherte sich Crispus mit einem von innerer Begeisterung leuchtenden Antlitz und sprach, als ob eine innere Stimme aus ihr rede:

„Crispus, er soll bei uns bleiben und wir bei ihm, bis Christus ihn gesund gemacht hat.“

Der alte Presbyter, der gewöhnt war, in allem göttliche Eingebungen zu suchen, sah in ihrer Exaltation das Walten einer höheren Macht und er neigte erschrocken den grauen Kopf.

„Es geschehe, wie Du sagst,“ sprach er.

Vinicius dankte der Geliebten mit einem Blicke. Dann schloß er in einem Gefühle seliger Ermattung die Augen. So

lag er eine Zeit lang still in wunschlosem Glücke. Er fürchtete jetzt nichts mehr, höchstens, daß voreilige Hilfe von außen her seine Wonne trüben könnte. Chilon hatte vielleicht dem Stadtpräfecten sein Verschwinden angezeigt und in diesem Falle war die Einmischung der Wachen nur zu wahrscheinlich.

Einmal flog ihm zwar der Gedanke durch den Kopf, daß er ja noch immer Pygia ergreifen und zu sich führen lassen konnte, aber dazu war er doch nicht im Stande. Er war verwegen, eigensinnig und auch verderbt, aber er war kein Nero.

Nein, jetzt konnte er sie nicht mehr entführen, aber es wunderte ihn doch, daß weder Pygia noch Crispus weitere Be-theuerungen von ihm verlangten; es war, als ob man sich sicher fühle, im Nothfalle von einer übernatürlichen Gewalt geschützt zu werden.

Crispus hatte sich damit einverstanden erklärt, Chilon herführen zu lassen und man beschloß, Ursus um ihn zu senden. Vinicius kritzelte einige Worte auf ein Täfelchen und sprach, zu Crispus gewendet:

„Ich gebe Ursus das Täfelchen mit, denn der Grieche ist mißtrauisch und schlau, und oft, wenn ich ihn holen ließ, gab er meinen Leuten Auftrag zu sagen, er sei nicht zu Hause, und zwar immer dann, wenn er keine guten Nachrichten für mich hatte und meinen Zorn fürchtete.“

„Wenn ich ihn nur finde, so bringe ich ihn, ob er will oder nicht,“ erwiderte Ursus.

Damit ergriff er seinen Mantel und entfernte sich eilig.

VII.

Es war nicht leicht, selbst bei genauer Bezeichnung des Ortes, jemanden in Rom aufzufinden, doch der Instinct des Waldmenschen und die bedeutende Ortskenntniß kamen Ursus zu Hilfe, so daß er in nicht allzu langer Zeit vor Chilon's Wohnung stand.

Er erkannte ihn nicht. Er hatte ihn nur einmal im Leben gesehen und noch dazu des Nachts. Dann aber war der erhabene, selbstbewußte Greis, der ihn zur Ermordung des Glaucus bewegen wollte, so verschieden von dem aus Angst ganz zusammengeboogenen Griechen, daß niemand voraussetzen hätte können, die Beiden seien eine und dieselbe Person. Als Chilon bemerkte, daß Ursus ihn wie einen ganz Fremden betrachtete, kam er vom ersten Schrecken zu sich. Das Täfelchen mit des Vinicius' Schriftzügen beruhigte ihn noch mehr. Jetzt drohte ihm also wenigstens der Verdacht nicht mehr, diesen absichtlich in eine Falle gelockt zu haben. Die Christen hatten offenbar nicht gewagt, an eine so hochstehende Persönlichkeit Hand anzulegen.

„Im Nothfalle wird mich auch Vinicius schützen,“ dachte er bei sich, „denn er läßt mich doch nicht holen, um mich ermorden zu lassen.“

Neuen Muth schöpfend, fragte er:

„Du guter Mann, mein Freund, der edle Vinicius hat also keine Sänfte um mich geschickt? Ich habe geschwollene Füße und kann nicht so weit gehen.“

„Nein,“ erwiderte Ursus. „Wir gehen zu Fuß.“

„Und wenn ich ablehne, mitzugehen?“

„Thu' das nicht, denn Du mußt.“

„Ich gehe schon, und zwar freiwillig. Niemand könnte mich sonst dazu zwingen, denn ich bin ein freier Mann und ein Freund des Stadtpräfecten. Als Gelehrter bin ich auch im Besitze übernatürlicher Mittel und kann Menschen in Bäume und Thiere verwandeln. Aber ich gehe, ich gehe! Ich will nur einen wärmeren Mantel mit einer Kapuze nehmen, damit mich die Sklaven in diesem Stadttheile nicht erkennen, weil sie uns sonst unaufhörlich aufhalten würden, um mir die Hände zu küssen. Wo führst Du mich hin?“ fragte er unterwegs.

„Nach Transiberim.“

„Ich bin noch nicht lange in Rom und war noch nie dort, aber sicher leben auch dort Leute, welche die Tugend lieben.“

Doch Ursus, der ein naiver Mensch war, und Vinicius sagen gehört hatte, daß der Grieche mit ihm am Friedhofe gewesen sei, und hierauf gesehen habe, wie er mit Kroto unter dem Hausthore verschwand, hielt den Schritt an und sprach:

„Lüge nicht, alter Mensch, Du warst heute mit Vinicius im Ostranium und unter unserem Thore.“

„Ach,“ sagte Chilon. „Euer Haus steht also in Transiberim? Ich bin noch nicht lange in Rom, und weiß nicht recht, wie die verschiedenen Stadttheile heißen. Ja, ja, mein Freund! Ich war vor Eurem Thore, und flehte Vinicius im Namen der Tugend an, nicht einzutreten. Ich war auch im Ostranium,

und weißt Du, warum? Seit einiger Zeit arbeite ich nämlich an des Vinicius' Belehrung, und wollte daher, daß er den ältesten der Apostel höre. Möge doch das Licht in seine Seele bringen, und in die Deine! Du bist doch ein Christ und wünschst, daß die Wahrheit über das Falsche den Sieg davontrage?"

„Ja,“ erwiderte Urfus demüthig.

Chilon war wieder völlig guten Muthes.

„Vinicius ist ein mächtiger Herr,“ sagte er, „und ein Freund des Kaisers. Er gehorcht leider noch oft den Einflüsterungen des bösen Geistes, aber wenn auch nur ein Haar von seinem Kopfe fiele, so würde der Kaiser es an allen Christen rächen.“

„Uns schützt eine höhere Macht.“

„Sicherlich! Sicherlich! Aber was gedenkt Ihr mit Vinicius anzufangen?“ fragte Chilon neuerdings beunruhigt.

„Ich weiß nicht. Christus befiehlt uns, barmherzig zu sein.“

„Das hast Du gut gesagt, ausgezeichnet gesagt. Gedenke dessen immerdar, sonst schmorst Du einmal in der Hölle, wie die Wurst in der Pfanne.“

Urfus seufzte, und Chilon dachte bei sich, daß er mit diesem Menschen, der im ersten Aufbrausen so fürchterlich sein konnte, immer werde machen können, was er wollte.

Von dem Wunsche befeelt, Näheres über das Vorgefallene zu vernehmen, fragte er weiter in strengem Tone:

„Was habt Ihr mit Kroto gemacht? Rede, und halte Dich streng an die Wahrheit.“

Urfus seufzte zum zweitenmale:

„Vinicius wird es Dir sagen.“

„Das heißt, daß Du ihn mit dem Messer erstochen oder mit einer Keule erschlagen hast?“

„Ich war unbewaffnet.“

Der Grieche konnte sich der Verwunderung über die unmenschliche Kraft des Barbaren nicht enthalten.

„Daß Dich Pluto! — Das heißt, ich wollte sagen, daß Dir doch Christus verzeihen möge!“

Sie gingen eine Zeit lang schweigend vorwärts; dann sagte Chilon:

„Ich werde Dich nicht verrathen, aber halte Dich vor den Wachen.“

„Ich fürchte Christus, nicht die Wachen.“

„Und mit Recht. Es giebt keine schwerere Sünde als den Mord. Ich will für Dich beten, aber ich weiß nicht, ob mein Gebet etwas vermag, Du müßtest denn ein Gelübde thun, nie im Leben mehr an einen Menschen Hand anzulegen.“

„Ich habe nicht absichtlich getödtet,“ erwiderte Urfus.

Aber Chilon, der sich für alle Fälle sicherstellen wollte, ließ es sich noch weiter angelegen sein, dem Hygier den Mord zu verwickeln und ihn zur Ablegung eines Gelübdes aufzumuntern. Er fing auch an, ihn um Vinicius auszufragen, doch der Hygier antwortete nur widerwillig. In solchem Zwiegespräche legten sie allmählich den weiten Weg, der Chilon's Behausung von Transiberim trennte, zurück und standen endlich vor dem Hause. Chilon's Herz fing an unruhig zu schlagen. In seiner Angst

kam es ihm vor, als ob Ursus ihn mit einem lästernem Blicke messe.

„Für mich ist es ein kleiner Trost, wenn er mich auch nur unabsichtlich todtschlägt,“ meinte er bei sich, „und es wäre mir auf alle Fälle lieber, wenn der Schlag ihn träfe, und mit ihm alle Hygier. Das wolle Zeus nämlich, wenn er es zuwege bringt!“

Bei diesem Gedanken hüllte er sich fester in seinen gallischen Rosenmantel, indem er versicherte, die Abendkühle zu fürchten. Als das Vorhaus durchschritten war und sie sich in dem Gange befanden, der zum Gärtchen des Hauses führte, blieb er plötzlich stehen und sagte:

„Gestatte mir Athem zu schöpfen, sonst bin ich nicht im Stande mit Vinicius zu sprechen und ihm heilsame Rathschläge zu erteilen.“

Da schlugen die Töne eines Gefanges an sein Ohr.

„Was ist das?“ fragte er.

„Du behauptest ein Christ zu sein und weißt nicht, daß wir vor und nach jedem Mahle den Erlöser mit unseren Gesängen verehren?“ erwiderte Ursus. „Miriam ist gewiß mit dem Sohne heimgekehrt, und vielleicht ist auch der Apostel mit ihnen, denn er besucht die Witwe und Crispus täglich.“

„Führe mich direct zu Vinicius.“

„Vinicius ist in derselben Stube, wo die Anderen sind, denn nur diese ist größer — die übrigen sind lauter dunkle Cubicula, in welchen wir nur schlafen. Komm', Du kannst auch dort ausruhen.“

Sie traten ein. In der Kammer war es dunkel; es war ein bewölkter Winterabend und die Flammen einiger Lämpchen erhellten die Dämmerung nur unvollständig. Vinicius errieth mehr die Gestalt Chilon's in dem weiten Kapuzenmantel, als er ihn erkannte, jener aber, das Lager in der Ecke und darauf Vinicius wahrnehmend, ging schnurstraks auf ihn los, ohne die Uebrigen zu beachten, in der Ueberzeugung, daß es dort noch am ungefährlichsten für ihn sei.

„O, Herr! Warum hast Du meinen Rathschlägen nicht gefolgt!“ rief er, die Hände faltend.

„Schweige,“ sagte Vinicius, „und höre!“

Er sah Chilon scharf in die Augen und sprach langsam und eindringlich, als wolle er jedes Wort als Befehl aufgefaßt wissen und es für immer dem Gedächtnisse Chilon's einprägen.

„Proto warf sich auf mich, um mich zu ermorden und zu berauben, verstanden? Ich erschlug ihn, und diese Leute hier verbanden die Wunden, die ich im Kampfe mit ihm davontrug.“

Chilon, der augenblicklich begriffen hatte, was Vinicius wollte, verdrehte die Augen und rief:

„Das war ein Erzgauner, Herr! Ich habe Dich gewarnt, ihm nicht zu trauen. Alle meine guten Lehren prallten an seinem Schädel ab wie Erbsen an der Wand. Im ganzen Hades giebt es für ihn keine genügenden Martern!“

Er verstummte plötzlich, denn es fiel ihm ein, daß er sich vor Ursus für einen Christen ausgegeben habe.

Vinicius aber warf einen prüfenden Blick auf den Griechen und fragte:

„Was hast Du heute gemacht?“

„Wie, Herr? Ich habe Dir also nicht gesagt, daß ich für Dein Wohl Gelübde ablegte?“

„Sonst nichts?“

„Ich wollte mich gerade aufmachen, Dich zu besuchen, als jener gute Mann dort kam, und mir sagte, daß Du mich rufen ließeſt.“

„Da hast Du ein Täfelchen. Damit begiebst Du Dich in mein Haus, suchst meinen Freigelassenen auf und übergiebst es ihm. Es steht darauf, daß ich nach Benevent abgereist sei. — Müdlich kannst Du Demas noch sagen, ich sei heute Früh abgereist, durch einen dringenden Brief von Petronius berufen.“

Hierauf wiederholte er mit Nachdruck:

„Ich bin nach Benevent abgereist, verstanden?“

„Ja, Herr, Du bist abgereist. Heute Früh habe ich doch bei der Porta Capena Abschied von Dir genommen, und seit Deiner Abreise bin ich von solcher Sehnsucht erfüllt, daß ich, wenn Deine Großmuth diese nicht stillt, mich noch zu Tode trillern werde, wie die unglückliche Gemahlin*) des Jethus aus Kummer über ihren Jthylus.“

Vinicius konnte sich, so krank er war, eines Nüchterns nicht enthalten. Auch war er froh, daß Chilon ihn so im Nu verstand, und sagte daher:

„Ich will also dazuschreiben, daß man Deine Thränen trocknen möge. Reiche mir ein Lämpchen.“

*) Nehon, die in eine Nachtigall verwandelt wurde.

Chilon, vollkommen beruhigt, näherte sich mit einigen Schritten dem Ramin und holte eine der auf dem Mäuerchen brennenden Lampen herab.

Doch als ihm bei dieser Bewegung die Kapuze vom Kopfe glitt und das Licht auf seine Züge fiel, sprang Glaucus plötzlich von der Bank auf, und stand, sich ihm rasch nähernd, im nächsten Augenblicke vor ihm.

„Erlennst Du mich nicht, Cephias?“ fragte er.

In dem Tone seiner Stimme lag etwas so Schreckliches, daß alle Anwesenden zusammenschauerten.

Chilon hob das Lämpchen empor und ließ es fast gleichzeitig zur Erde niederfallen; dann kniete er zusammen und stöhnte:

„Ich bin es nicht — ich bin es nicht! — Barmherzigkeit!“

Glaucus aber wendete sich zu den Anderen, die eben nachmahlten und sagte:

„Das ist der Mann, der mich und meine Familie verkaufte und ins Unglück stürzte!“

Seine Geschichte war sowohl den Christen als dem Vinicius wohlbekannt, der nur deshalb nicht errathen hatte, wer Glaucus sei, weil er, während des Verbandes vor Schmerz fast fortwährend bewusstlos, dessen Namen nicht gehört hatte. Doch für Ursus war dieser kurze Augenblick, im Vereine mit des Glaucus' Worten, wie ein Blitz in der Dunkelheit. Chilon erkennend, war er mit einem Sprunge bei ihm; er packte ihn bei den Armen, bog diese zurück und rief:

„Und mich hat er überredet, den Glaucus zu ermorden!“

„Barmherzigkeit!“ stöhnte Chilon. — „Herr!“ rief er, den Kopf nach Vinicius umwendend, „rette mich! Dir habe ich vertraut, setze Dich für mich ein. — Deinen Brief — trage ich fort. Herr! Herr!“

Doch Vinicius, der am gleichgiltigsten von Allen dem Vorfalle zusah, sagte ruhig:

„Grabt ihn im Garten ein; den Brief kann ein Anderer besorgen.“

Diese Worte klangen Chilon wie sein Todesurtheil im Ohre. Seine Knochen bebten unter den fürchterlichen Händen des Urfus, und die Augen schwammen in Thränen.

„Bei Euerem Gotte! Barmherzigkeit!“ rief er, „ich bin ein Christ!“ — Pax vobiscum! Ich bin ein Christ, und wenn Ihr mir nicht glaubt, so tauft mich noch ein, noch zwei, noch zehnmal! — Glaucus, das Ganze ist ein Irrthum! — Erlaubt mir zu sprechen, macht mich zum Sklaven! Tödtet mich nicht! — Barmherzigkeit!“

Während seine schmerzestückte Stimme immer schwächer wurde, erhob sich der Apostel Petrus von seinem Sitze; er schüttelte zuerst das weiße Haupt, das er gegen die Brust geneigt hatte, und hielt die Augen geschlossen; dann aber öffnete er sie und sprach laut in die allgemeine Stille hinein:

„So aber sprach zu uns der Erlöser: Wenn Dein Bruder gegen Dich gesündigt hat, so strafe ihn; aber wenn er bereut, so verzeih' ihm. Und hätte er siebenmal im Tage gegen Dich gesündigt, und sich siebenmal im Tage zu Dir gewendet mit den Worten: Es ist mir leid! So verzeihe ihm!“

Es war noch stiller ringsum geworden.

Glaucus stand lange Zeit da, das Antlitz in den Händen verborgen, dann ließ er diese sinken und sprach:

„Cephas, möge Dir Gott ebenso verzeihen, wie ich Dir im Namen Christi verzeihe.“

Urfus aber ließ Chilon's Arme los und sagte:

„Möge der Erlöser mir gnädig sein, so wie ich Dir verzeihe.“

Und der Apostel fügte hinzu: „Gehe hin in Frieden und ständige nicht mehr!“

Da stand Chilon auf und näherte sich mit wankenden Knien dem Lager des jungen Patriziers. In seiner Verwirrung suchte er noch immer gleichsam Schutz bei ihm, trotzdem gerade Vinicius ihn verurtheilt hatte.

„Herr! den Brief!“ — Sieh den Brief!“ stammelte er mit farblosen Lippen.

Dann schlich er mit dem Täfelchen lautlos bei der Thür hinaus.

Im Gärtchen, wo ihn tiefes Dunkel umgab, sträubten sich seine Haare vor Angst, denn er war überzeugt, daß Urfus ihm folgen und ihn in der Stille der Nacht erschlagen werde. Er hätte Reißaus genommen, wenn die Füße ihm nicht den Dienst versagt hätten, nach einer Weile wurden sie völlig kraftlos, denn Urfus stand wirklich vor ihm.

Chilon schlug mit dem Gesichte zur Erde nieder und stöhnte!

„Urban — im Namen Christi —“

Urfus aber sprach:

„Fürchte Dich nicht. Der Apostel befahl mir, Dich bis zum Thore zu führen, damit Du in der Dunkelheit nicht irre gehst, und wenn es Dir an Kraft fehlt, so fahre ich Dich nach Hause.“

Chilon hob den Kopf in die Höhe.

„Was sagst Du? Was?“ — Du tödest mich nicht?“

„Nein! Ich tödte Dich nicht und wenn ich Dich zu stark angefaßt und Dir etwa die Knochen beschädigt habe, so verzeih' mir.“

„Hilf mir aufstehen,“ sagte der Grieche. „Du wirst mich also nicht erschlagen? Wie? Führe mich nur auf die Straße hinaus, weiter gehe ich schon selbst.“

Ursus hob ihn auf wie ein Federchen und stellte ihn auf die Füße, dann führte er ihn durch den dunklen Gang ins Vorhaus und auf die Straße. Im Corridor sagte sich Chilon abermals im Stillen:

„Jetzt ist's aus mit mir!“ und erst als sie sich auf der Straße befanden, athmete er auf und sagte:

„Weiter gehe ich schon allein.“

„Der Friede sei mit Dir!“

„Und mit Dir! Mit Dir! — Laß mich nur aufathmen.“

Als Ursus fort war, athmete er erst aus voller Brust auf. Er betastete Gürtel und Hüften, wie um sich zu überzeugen, daß er lebe, und eilte raschen Schrittes vorwärts.

Nach beiläufig hundert Schritten blieb er jedoch stehen und sagte:

„Warum haben sie mich eigentlich nicht umgebracht?“

Und obwohl er schon mit Euricius über die christliche Lehre gesprochen hatte, trotz seines Gespräches mit Ursus am Uferlande und trotz alles dessen, was er im Ostranium vernommen, fand er keine Antwort auf diese Frage.

VIII.

Auch Vinicius war aus dem Vorgefallenen nicht klug geworden und er war im Grunde seines Herzens nicht minder verwundert als Chilon. Er sah, daß die Gesichter aller Anwesenden von tiefinnerer Befriedigung strahlten und er blickte verständnißlos von einem zum anderen. Der Apostel trat zu Glaucus, legte ihm die Hand auf den Scheitel und sprach:

„Christus hat in Dir gesiegt!“

Glaucus aber blickte empor, vertrauensvoll und heiter, als ströme ein großes, unerwartetes Glück auf ihn hernieder, Vinicius, der nur die Freude an der vollzogenen Rache begriffen hätte, sah aus feuerweiten Augen zu ihm hinüber wie zu einem Verrückten. Da sah er, und er sah es nicht ohne innerliche Empörung, daß Hygia ihre königlichen Lippen auf die Hand dieses Menschen preßte, der wie ein Sklave aussah, und es war ihm, als habe sich die Weltordnung gänzlich verkehrt. Hierauf kehrte Ursus zurück und erzählte, wie er Chilon auf die Straße hinausgeführt und wegen der Unbill, die er möglicherweise seinen Knochen zugefügt, um Verzeihung gebeten hatte, wofür der Apostel auch ihn segnete und Crispus erklärte, dies sei der Tag

eines großen Sieges. Als er von diesem Siege vernahm, ging Vinicius der Gedankenfaden völlig aus.

Doch als Lygia ihm nach einer Weile abermals einen kühlenden Trunk reichte, hielt er ihre Hand für einen Augenblick fest und fragte:

„Also auch Du hast mir vergeben?“

„Wir sind Christen. Es ist uns nicht gestattet, Groll im Herzen zu bewahren.“

„Lygia!“ sagte er hierauf, „wer immer Dein Gott sei, ich will ihn mit hundert Opfern verehren, bloß, weil er der Deine ist.“

Sie aber erwiderte:

„Du wirst ihn im Herzen verehren, wenn Du ihn lieben gelernt hast.“

„Bloß darum, weil er der Deine ist,“ wiederholte Vinicius mit schwächerer Stimme.

Er schloß die Lider von neuer Ohnmacht übermannt.

Lygia neigte sich über ihn, um zu sehen, ob er schlafe, und als sie ihn nach einer Weile ruhig athmen hörte, trat sie von seinem Lager weg und ging leise im Zimmer auf und nieder, um alles für die Nacht vorzubereiten. Er sah sie nicht, aber er hatte das Gefühl ihrer Nähe. Endlich schlug er die Augen auf und lächelte sie an. Gleich war sie an seiner Seite und legte ihm die Hand auf die Stirn. Eine unennbare Süßigkeit durchrieselte ihn, aber zugleich fühlte er sich sehr krank. Das war auch wirklich der Fall. Der Abend war gekommen und das Fieber stieg.

Im Halbschlafe sah er sich am Ufer des Sees von Genesareth stehen, auf dem ein Fischerkahn sich schaukelte. Petrus und Lygia saßen darin. Da warf er sich ins Wasser, um sie schwimmend einzuholen, aber der Schmerz im gebrochenen Arm lähmte seine Kraft. Der Sturm peitschte ihm den Wellenschaum ins Gesicht, und er drohte zu versinken. Da rief er ängstlich um Hilfe. Und da geschah es, daß Lygia vor dem Apostel niederkniete, und für ihn bat. Der Apostel wendete den Kahn und hielt ihm das Ruder hin, an dem er ihn zu sich heranzog. Nach ihm aber kamen Andere, und wieder Andere, und Alle zog Petrus in den Kahn, der wie durch ein Wunder immer größer wurde. Vinicius aber ward ängstlich, denn er meinte, das Schiff müsse versinken. Doch Lygia sprach ihm beruhigend zu und zeigte ihm ein Licht, das in der Ferne schimmerte, und auf das sie lossteuerten. Da wurde er ruhig und fürchtete nichts mehr.

Als Vinicius nach vielen Stunden aus diesem unruhigen Halbschlummer erwachte, sah er Lygia an seinem Bette sitzen. Da sie seine Augen auf sich gerichtet sah, stand sie auf und sprach:

„Ich bin bei Dir.“

Er aber lächelte sie an und sagte:

„Ich habe im Traum Deine Seele gesehen.“

Als Vinicius kräftiger wurde, zeigte sich Lygia seltener an seinem Krankenlager. Eine leise Unruhe war aber sie gekommen. Wenn sie sah, wie die Blicke des Kranken stehend an ihren Zügen hingen, wenn sie sah, wie er auf ein Wort aus ihrem Munde wartete, wie auf die Erlösung, dann erfüllte tiefes Mit-

leid ihr Herz. Und je mehr sie ihn mied, desto inniger dauerte er sie, desto wärmer wurden die Empfindungen, die sich in ihr für ihn regten. Mit jedem Tage nahm die Verworrenheit zu, die sie wie ein Netz umspinnen hielt. Sie mußte sich aber auch eingestehen, daß sein Anblick ihr jeden Tag nothwendiger, daß seine Stimme ihr immer theurer wurde, und daß es sie Ueberwindung kostete, ihm fern zu bleiben. Eines Tages gewahrte sie Thränen Spuren an seinen Wimpern, und die Lust kam sie an, sie mit ihren Küssen zu trocknen. Ueber sich selbst erschrocken, und von Selbstverachtung erfüllt, brachte sie die folgende Nacht schlaflos zu.

Bisweilen hatte sie Lust, mit ihm von seiner dunklen Vergangenheit zu sprechen, aber als sie ihm einmal sagte, daß es außerhalb des Christenthums kein Leben gäbe, da umsing er ihr Haupt mit beiden Händen und sagte: „Du bist das Leben!“ Da versagte ihr der Athem, und ein Wonneshauer durchriefelte sie. Sie neigte sich über ihn, so daß ihre Lippen sein Haar berührten, und so verweilten sie eine Weile glücklich in der Liebe, die Eines in die Arme des Anderen trieb.

Endlich riß sich Thygia los und eilte davon. In ihren Adern floß Feuer; es schwindelte sie. Das war der Tropfen, der den vollen Becher zum Ueberfließen brachte. Vinicius ahnte nicht, wie theuer er den süßen Augenblick werde bezahlen müssen. Nach einer in heißem Gebete, in glühenden Thränen verbrachten Nacht, rief Thygia Crispus in die ephreumrante Laube und enthüllte ihm dort ihren Seelenzustand. Flehentlich bat sie, man möge ihr erlauben, Miriam's Haus zu verlassen, da sie sich

selber nicht mehr traue, und die Liebe zu Vinicius nicht mehr aus dem Herzen reißen könne.

Der glaubenseifrige Crispus war entrüstet.

„Gehe hin und flehe zu Gott, daß er Dir die Schuld verzeihe,“ sagte er düster. „Fliehe, so lange der böse Geist Dich nicht gänzlich zu Falle gebracht hat! Gott starb für Dich am Kreuze und Du öffnest Dein Herz der Lust und gewannst einen Sohn der Finsterniß lieb. Möge Gott Dir verzeihen, aber ich, der ich Dich für eine Auserwählte hielt . . .“

Er hielt inne, denn er gewahrte, daß sie nicht mehr allein waren. Zwei Männer hatten sich der Laube genähert, deren einer der Apostel Petrus war. In dem anderen erkannte Crispus die begeisterten Züge Paul's von Tarsus.

Thygia war in die Knie gesunken. Sie schmiegte ihr gequältes Köpfchen in die Mantelfalten des Apostels und weinte schweigend.

Als Petrus das Kind zu seinen Füßen sah, fragte er, was geschehen sei. Und während Crispus sprach, hörte er ruhig zu, die greise Hand auf Thygia's gesenktes Haupt gelegt.

„Crispus,“ sagte er, als dieser mit seiner Anklage zu Ende war, „Crispus, weißt Du nicht, daß unser geliebter Meister auf der Hochzeit von Canaa war und die Liebe zwischen Mann und Weib segnete?“

Crispus ließ die Hände sinken, keiner Erwiderung fähig. Thygia aber schmiegte sich schluchzend noch dichter an Peter's Füße; sie fühlte, daß sie hier nicht umsonst Zuflucht gesucht habe. Da hob Petrus ihr thränenüberströmtes Antlitz zu sich empor und sprach:

„Meide ihn, so lange sein Auge sich der Wahrheit verschließt, auf daß er Dich nicht auf Abwege führe, aber bete für ihn, und wisse, daß Deine Liebe keine Sünde ist. Und gräme Dich nicht, denn ich sage Dir, die Gnade des Erlösers hat Dich nicht verlassen, und Tage der Freude werden noch für Dich kommen!“

Dann legte er beide Hände auf ihr gesenktes Haupt und segnete sie.

Crispus begann sich in reuiger Bekenntnis zu befertigen.

„Ich habe am Erbarmen gesündigt“, sagte er, „aber ich meinte, daß sie durch die irdische Liebe Christus verleugne.“

Petrus erwiderte:

„Ich habe ihn dreimal verleugnet, und er hieß mich dennoch seine Kämmer hüten.“

Paul von Tarsus aber legte den Finger an seine Brust und sprach:

„Und ich habe die Diener Christi verfolgt und in den Tod getrieben. Ich habe die Gewänder jener gehütet, die den Stephanus steinigten, ich war ein erbitterter Feind der Wahrheit. Und dennoch erklor mich der Herr, um sie der ganzen bewohnten Welt zu verkünden. Ich bin es, der in Judäa, in Griechenland und auf den Inseln das Wort Gottes verkündete, und ich werde auch dieses stolze Haupt,“ er wies auf das Haus hin, in dem Vinicius lag, „beugen, zu Christi Füßen zwingen; ich werde das Samen Korn auf diesen steinigen Acker säen, und der Herr wird ihn fruchtbar machen, auf daß er reiche Ernte trage.“

Paul von Tarsus hatte sich aufgerichtet, während er sprach und Crispus erblickte in dem kleinen, gebeugten Manne mit einemale denjenigen, der mit Riesenkraft die Welt aus ihren Fugen gerückt und Länder und Völker erobert hatte.

Nach Nygia's neuerlichem Verschwinden überkam den jungen Tribun eine tiefe Entmutigung. Das Leben erschien ihm nichtig und leer. Er ließ sich in sein auf den Carinen gelegenes Haus tragen, und fühlte dort während der ersten Tage, matt und schwach, wie er noch war, doch ein gewisses Behagen über den Wohlstand, der ihn umgab, und den er im Hause der Miriam nur so lange nicht vermist hatte, als Nygia unter demselben Dache weilte.

Bald aber umsing ihn große Traurigkeit. Er lebte einsam und zurückgezogen, da der Hof und mit ihm Petronius noch in Benevent weilten. Nur die Besuche des Arztes Glaucus brachten ihm zuweilen eine innere Freude, weil er mit ihm von Nygia sprechen konnte. Der alte Mann kannte zwar ihren gegenwärtigen Zufluchtsort nicht, aber er wußte, daß es ihr wohl ergehe, und einmal, als die Traurigkeit des jungen Mannes den Arzt rührte, erzählte er ihm auch, daß Petrus den Crispus getabelt habe, weil dieser dem Mädchen aus der Liebe zu Vinicius einen Vorwurf gemacht hatte. Der junge Patrizier wurde bei diesen Worten, die ihm die Gewißheit brachten, von Nygia geliebt zu sein, blaß vor Ergriffenheit.

Er wäre sogleich bereit gewesen, sich taufen zu lassen, wenn er gewußt hätte, Nygia dadurch zu erringen, doch Glaucus

obwohl er ihn zur Annahme der Taufe beredete, wagte nicht, ihm dieses zu verbürgen. „Man muß auch eine christliche Seele haben,“ sagte er, und Vinicius fing an zu verstehen, was der Andere damit meine.

Pygia hatte, als sie sich heimlich entfernte, ein Kreuz aus Buchsbaum für ihn gebunden und es neben sein Bett gelegt, während er schlief. Er bewahrte es in seinem Pararium auf und betrachtete es manchmal mit scheuer Ehrfurcht wie etwas Göttliches. Er liebte es, weil es von Pygia kam, und er haßte es, weil es ihn von ihr trennte. Und jedesmal, wenn sein Blick darauf fiel, fühlte er, wie groß noch die Kluft war, die zwischen ihnen Beiden lag.

IX.

Als Nero nach Rom zurückkehrte, war er mißmuthig und wäre am liebsten gleich wieder nach Achaja abgereist. Doch nachdem er im Tempel der Vesta von einer plötzlichen Ohnmacht befallen worden war, änderte er seine Entschlüsse und ließ dem Volke verkünden, daß er angesichts der betäubten Mienen der Bürger beschloßen habe, bei ihnen zu bleiben und ihre Freuden und Leiden zu theilen. Auch versprach er öffentliche Schauspiele und Getreidevertheilungen und Tigellinus ließ es sich angelegen sein, durch prunkvolle Feste dem Cäsar die aufgeschobene Reise nach Achaja vergessen zu machen.

Unter anderem veranstaltete er ein Mahl auf einem riesigen, aus goldenen Balken erbauten Floß. In der Mitte erhob sich

ein Zelt aus syrischem Purpur, das auf silbernen Säulen ruhte. Das Floß war durch goldene Schnüre mit Rähnen in Gestalt von Fischen, Schwänen, Möven und Flamingos verbunden. Als Nero mit Poppäa und den Augustianern unter dem Riesenzelte Platz genommen hatte, schlugen die Ruder ins Wasser, die Rähne setzten sich in Bewegung und das Floß bewegte sich langsam im Kreise.

Unter den Geladenen befand sich außer Petronius auch Vinicius, der seit Pygia's neuerlichem Verschwinden seine Tage theils in einsamem Brüten, theils im tollsten Strudel des Vergnügens verbrachte. An der Tafel fiel seine Schönheit auf; das Seelenleid und der physische Schmerz hatten seine Züge verfeinert und seine Gesichtsfarbe hatte den matten Schimmer numidischen Marmors. Poppäa und die Vestalin Rubria ließen wohlgefällige Blicke auf ihm ruhen.

Als die Dämmerung anbrach, stieß das Floß ans Ufer und Nero verlor sich mit den Augustianern in den Hainen, wo sie sich in den kostbaren Zelten zerstreuten, die im Dickicht verstreut umherstanden. Ein Wahnsinnstaumel bemächtigte sich Aller. Satyre und Faune jagten schreiend hinter fliehenden Nymphen her; man verlöschte die Lampen mit Thyrsusschlägen.

Vinicius war nicht so betrunken wie damals an Pygia's Seite, aber auch er stürmte mit den Anderen in den Wald. Als Dryaden verkleidete Jungfrauen liefen an ihm vorüber, singend und lachend. Da plötzlich stand ihm das Herz im Busen fast stille. Es war ihm nämlich, als habe er in der Anführerin der Schaar, einer schlanken Diana, Pygia erkannt.

Er blieb wie angewurzelt stehen, während sie ihn in totem Reigen umringten und dann wie ein Rudel Rehe auseinanderstoben. Nur eine Gestalt mit dichtverhülltem Antlitz blieb zurück.

Sie trat auf ihn zu und flüsterte, wobei ihr heißer Athem sein Gesicht überfluthete:

„Ich liebe Dich! Komme mit mir!“

Vinicius erwachte wie aus einem Traume.

„Wer bist Du?“

Statt aller Antwort lehnte sie ihren Kopf an seine Brust und wiederholte:

„Ich liebe Dich!“

„Wer bist Du?“ fragte er nochmals.

„Errathe es!“

Damit drückte sie ihre Lippen an die seinen. „Nacht der Liebe! Nacht des Taumels!“ flüsterte sie bebend. „Heute ist es erlaubt. Komme!“

Doch ihr Kuß brannte dem jungen Mann auf den Lippen und erfüllte ihn mit Ekel. Es war nicht Lysia, und auf dem ganzen Erdrunde gab es für ihn nur sie. Er schob die Verflechter von sich.

„Wer Du auch sein mögest — ich liebe eine Andere und will Dich nicht.“

Sie aber sagte bloß:

„Hebe den Schleier!“

Da raschelte es im Myrtenlaub und die Geheimnißvolle verschwand. In der Ferne erschallte ihr wunderliches, unheimlich-verständendes Lachen.

Petronius stand vor dem Freunde.

„Ich habe gehört und gesehen,“ sagte er. „Weißt Du, wer es war?“

„Kubria?“ fragte Vinicius, der an die Blicke der Vestalin beim Mahle denken mußte.

„Nein.“

„Also wer?“

Petronius senkte die Stimme.

„Kubria war beim Kaiser. Mit Dir aber sprach —“

Und noch leiser fügte er hinzu:

„Die Diva Augusta.“

Ein kurzes Schweigen folgte, dann begann Petronius von neuem:

„Ich habe Euch absichtlich gestört, denn ich hatte Angst, daß Du Dich ablehnend verhältst, auch wenn sie sich zu erkennen gegeben hat, und dann wärest Du rettungslos verloren. Was sage ich! Nicht nur Du, auch Lysia und vielleicht sogar ich selbst!“

Aber Vinicius brauste auf.

„Ich habe Euch Alle miteinander satt, Rom, den Cäsar, die Augusta, Tigellinus — Alle! Ich ersticke! Ich mag nicht weiter so leben! Verstehst Du mich? Ich kann nicht!“

„Vinicius! Du hast den Kopf verloren.“

„Nein, aber ich will nicht mehr! Ich mag alle Eure Feste, Eure Schändlichkeiten, Eure Verbrechen nicht mehr mit ansehen! Ich kann nicht!“

„Was fällt Dir ein? Bist Du Christ geworden?“

Da umfing der junge Mann seine Schläfen und rief verzweifelt:

„Nein, noch nicht! Noch nicht!“

Einige Tage nach diesem Vorfalle erschien Chilon unverhofft bei dem jungen Römer. Er sah elend aus, halbverhungert und in Lumpen gehüllt.

Vinicius hatte nicht übel Lust, ihn hinauswerfen zu lassen, doch es fiel ihm ein, daß der Grieche vielleicht etwas von Hygia wisse und die Neugierde überwand den Ekkel.

„Du bist es?“ fragte er daher. „Was willst Du?“

„Es geht mir schlecht, Sohn des Zeus! Echte Tugend ist eine wenig begehrte Waare, und ein Weiser muß froh sein, wenn er jede Woche einmal einen Schöpfenlopf kaufen kann, den er mit Thränen hinunterspülen mag, wenn er Lust hat. — Ach, Herr! Man hat mich bestohlen und zugrunde gerichtet. Die Sklavin, die meine Lehre niederschreiben sollte, hat Reißaus genommen und Deine Sesterzien nahm sie mit. Da sagte ich mir: Wohin soll ich gehen, wenn nicht zu Dir, Serapis, für den ich gern mein Leben in die Schanze schütze?“

Doch Vinicius zeigte sich wenig gerührt.

„Wozu kommst Du und was bringst Du?“ fragte er trocken.

„Herr! Ich weiß, wo die göttliche Hygia jetzt wohnt. Ich will Dir das Haus zeigen, das Gäßchen!“

Diese Nachricht regte Vinicius heftig auf. Lebhaft fragte er:

„Wo ist sie?“

„Bei Pinnus, dem Oberpriester der Christen. Ursus ist mit ihr, doch arbeitet er noch immer zur Nachtzeit beim Bäcker

Demas. — Pinnus ist alt — also wenn man das Haus zur Nachtzeit umzingelt, ist Hygia Dir wehrlos preisgegeben.“

Dem jungen Patrizier stieg das Blut zu Kopse, und einen Augenblick erstickte die Sehnsucht, die Geliebte zu besitzen, jede andere Empfindung. Dann aber graute ihm vor seinen eigenen Gedanken, und als sein Blick auf Chilon fiel, der sich unter seinen Lumpen kraute, empfand er unfäglichen Widerwillen gegen seinen einstigen Helfershelfer. Am liebsten hätte er ihn zertreten wie eine Giftschlange oder wie ein ekles Gewürm. Er sah ihn mit kalter Grausamkeit an und sprach:

„Deinen Rath werde ich nicht befolgen. Doch sollst Du den verdienten Lohn dafür empfangen, ich lasse Dir im Ergastulum dreihundert Ruthenstreiche geben.“

Chilon ward todttenblaß. Aus dem schönen Gesichte des jungen Römers sprach ein solcher Haß, daß er nicht einen Augenblick daran zweifelte, die Drohung sei nicht bloß ein grausamer Scherz. Er warf sich auf die Knie und winselte:

„Wofür? Perserkönig? Wofür denn? Koloß des Erbarmens! Pyramide der Gnade! Wofür? Ich bin alt, hungrig und elend! Und ich habe Dir Dienste geleistet. — So dankst Du mir?“

„Ebenso wie Du den Christen,“ versetzte Vinicius.

Und er rief nach dem Dispensator. Dieser faßte den Griechen beim Haarschopf und schleppte ihn ins Ergastulum.

„Herr! Herr! Fünzig, nicht dreihundert! Fünzig sind genug,“ winselte Chilon. „Um Christi Willen!“

Als Vinicius allein zurückblieb, fühlte er sich froh wie lange nicht. Er war mit sich zufrieden. Der Sieg, den er über

sich selbst erschoten hatte, erfüllte ihn mit freudiger Zuversicht. Er meinte, Thgia um einen großen Schritt näher gekommen zu sein, und erwartete einen Lohn für seine Selbstüberwindung. Dann aber fragte er sich plötzlich, ob Thgia mit seinem Benehmen gegen den Griechen zufrieden wäre? Die Christen hatten doch weit größeren Anlaß gehabt, sich an dem elenden Schufte zu rächen und sie hatten ihm verziehen. Der Schrei: „Um Christi Willen!“ den Chilon ausgestoßen hatte, hallte in ihm nach und er beschloß, ihm den Rest der Strafe nachzusehen.

Doch im nämlichen Augenblick trat der Dispensator ein:

„Herr, der Greis ist ohnmächtig, vielleicht sogar todt,“ sagte er. „Was soll ich mit ihm anfangen?“

„Suche ihn zu beleben, und führe ihn dann herein.“

Als Chilon nach einer längeren Weile erschien, war er weiß wie die Wand, und von seinen Füßen sickerte Blut auf den Mosaikboden des Atriums.

„Dank Dir, Herr!“ sagte er, in die Knie sinkend; „Du bist groß und barmherzig!“

„Hund!“ sagte Vinicius. „Nur um Christi willen, dem auch ich das Leben verdanke, habe ich Dir verziehen.“

„Herr! Ich will Dir und ihm dienen!“

„Schweig’ und steh’ auf! Du sollst mit mir kommen und mir das Haus zeigen, wo Thgia wohnt.“

Chilon schnellte empor, doch kaum stand er auf den Füßen, so wankte er und wäre bald umgesunken.

„Herr, ich bin wirklich hungrig,“ ächzte er. „Ich gehe — ich gehe gern, aber ich habe keine Kraft.“

Da ließ ihm Vinicius zu essen geben, und ein Goldstück und einen Mantel reichen. Doch Chilon war so geschwächt, daß ihn auch nach dem Imbiß die Füße nicht trugen, und die Haare stiegen ihm zu Berge bei dem Gedanken, daß Vinicius seine Schwäche für Widerstand halten und ihn nochmals geißeln lassen werde.

„Sobald der Wein mich erwärmt hat, gehe ich aufrecht bis Großgriechenland,“ brüstete er sich zähneklappernd.

Endlich erholte er sich doch so weit, um den Weg antreten zu können. Pinnus wohnte nicht weit von Miriam, am jenseitigen Tiberufer. Chilon zeigte auf ein von einer Mauer umgebenes, ephreumspannendes Haus und sagte:

„Hier ist es, Herr!“

„Gut,“ erwiderte Vinicius. „Jetzt kannst Du Dich trollen, doch vorher höre mich an! Ich verlange von Dir, daß Du vergift, wo Miriam und Glaucus wohnen, verstanden? Allmonatlich einmal magst Du zu mir kommen und Dir von meinem Freigelassenen zwei Goldstücke ausfolgen lassen. Doch wie ich erfahre, daß Du den Christen nachspionirst, lasse ich Dich zu Tode prügeln.“

Chilon verneigte sich und sprach:

„Ich vergesse, so wie Du befohlen hast.“

Doch als Vinicius um die Straßenbiegung verschwunden war, hallte er die Fäuste und schüttelte sie drohend.

„Bei Acte und den Furien! Ich vergesse nicht!“

Dann fiel er abermals in Ohnmacht.

X.

Vinicius aber betrat das Haus der Miriam. Auf der Schwelle kam ihm deren Sohn, der Knabe Nazarius entgegen, der bei seinem Anblicke in Verlegenheit gerieth. Doch Vinicius grüßte ihn freundlich und ließ sich durch ihn zur Mutter führen.

In der Stube fand er nebst Miriam noch Petrus, Glancus, Crispus und Paul von Tarsus. Beim Eintritte des jungen Tribuns malte sich auf den Gesichtern Aller lebhaftes Erstaunen; er aber sprach:

„Seid mir begrüßt im Namen Christi, den Ihr verehrt.“

„Sein Name sei gepriesen in Ewigkeit.“

„Ich habe mich von Eueren Tugenden und von Euerer Güte überzeugt, und komme daher als Freund.“

„Sei uns als Freund begrüßt,“ erwiderte Petrus. „Setze Dich zu uns, Herr, und theile Speise und Trank mit uns als Gast.“

„Gern will ich Euer Mahl theilen,“ versetzte Vinicius, „doch zuvor hört mich an! Zum Beweise meiner Aufrichtigkeit sage ich Euch, daß ich weiß, wo Hygia wohnt; ich war soeben vor des Pinnus' Hause hier in der Nähe. Und nun wisset! Ich habe ein Anrecht auf Hygia. Der Kaiser schenkte sie mir. Und in meinen Häusern in Rom habe ich bei fünfhundert Sklaven. Es wäre mir also ein Leichtes gewesen, ihren Zufluchtsort umzingeln und sie ergreifen zu lassen, aber ich habe es nicht gethan und werde es auch nicht thun.“

„Der Segen des Herrn ruht sichtbarlich auf Dir und läutert Dein Herz,“ sagte Petrus.

„Ich danke Dir, aber hört mich noch weiter, Du, Petrus und auch Du, Paul von Tarsus! Ich habe es nicht gethan, aber ich leide Qualen der Sehnsucht. Und daher komme ich zu Euch, die Ihr Vater- und Mutterstelle an Hygia vertreten, und ich sage Euch, gebt sie mir zum Weibe, und ich schwöre, daß ich sie gewiß nicht hindern werde, Christus zu bekennen, ja, daß ich selbst lernen will, ein Christ zu sein.“

Vinicius sprach voll Entschlossenheit und trug das Haupt hoch bei seinen Worten, aber tiefe Ergriffenheit verrieth sich an einem Zittern, das durch seine kräftigen Glieder flog.

„Ich weiß, wie groß die Hindernisse sind, die uns trennen,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „aber ich liebe sie wie meinen Augapfel, und ich bin weder Euer noch Christi Gegner. Ich bin kein Heuchler und obwohl es sich für mich um Sein oder Nichtsein handelt, so sage ich doch die Wahrheit. Ein Anderer würde vielleicht rufen: „Tauft mich!“ ich bitte: „Erleuchtet mich!“ Ich fühle, daß ich innerlich verwandelt bin, seit ich Euch und Euer Lehre kennen gelernt habe, aber manchmal erfassen mich dennoch Zweifel. Sagt, was bringt Ihr der Welt? Seid Ihr Feinde des Lebens? Feinde der Liebe, des Glüdes? Muß man ein Bettler sein, wenn man ein Christ sein will? Euer Worte und Euer Thaten scheinen mir klar wie Wasser, aber was ist auf dieses Wassers Grund? Ihr seht, ich bin aufrichtig. Zerstreut die Schatten! Petronius sagte mir einst, Griechenland gab uns Weisheit und Schönheit, Rom die

Macht — was aber bringen sie? Nun denn, sagt an, was bringt Ihr?“

„Wir bringen die Liebe,“ erwiderte Petrus.

Paul von Tarsus aber fügte hinzu:

„Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete, und ich hätte der Liebe nicht, so wäre ich wie tönendes Erz oder wie eine klingende Schelle.“

Den greisen Apostel aber dauerte diese gequälte Seele, die wie ein gefangener Vogel nach Licht und Luft schmachtete. Indem er die Hände über Vinicius ausstreckte, sprach er:

„Wer anklopset, dem wird aufgethan — und über Dir ist die Gnade des Herrn. Darum segne ich Dich, Deine Seele und Deine Liebe im Namen des gekreuzigten Erlösers.“

Vinicius aber neigte sich, und etwas Außerordentliches geschah. Der stolze Nachkomme der Quiriten drückte einen Kuß auf die Hand des alten Galiläers.

Und Petrus freute sich, denn er sah, daß die Saat auf frischen Acker gefallen war, und daß sein Fischernetz wieder eine Seele eingefangen hatte.

Eine Weile verharrten Alle in gerührtem Schweigen, dann sagte der junge Patrizier:

„Der Kaiser fährt in wenigen Tagen nach Antium und ich habe den Befehl, ihn zu begleiten. Ihr wißt, daß Ungehorsam den Tod bedeuten würde, ich muß also fort. Doch wenn ich vor Eueren Augen Gnade gefunden habe, so kommt mit mir, um mich in Eurer Lehre zu unterweisen. Es droht Euch keine Gefahr, man sagt ja, daß Acte Christin sei, und auch unter

den Prätorianern giebt es Christen. Ich habe in Antium eine Villa; dort können wir uns Alle versammeln und Eueren Worten lauschen.“

Nach kurzer Berathung wurde beschlossen, daß Paul von Tarsus den jungen Tribun begleiten solle; Petrus, der jetzt der Hirt des ganzen Bundes war, konnte nicht fort von Rom. Während die Männer noch sprachen, sah man Miriam, mit der der Apostel vor einiger Zeit leise Worte gewechselt und die sich hierauf entfernt hatte, im Garten wieder auftauchen; hinter ihr lam Pygia.

Das Mädchen lief, nichts ahnend, ins Zimmer und blieb bei dem Anblicke des Geliebten wie angewurzelt stehen. Ein helles Roth stieg in ihre Wangen und sie sah erschreckt und erstaunt die Anwesenden der Reihe nach an.

Doch als sie nur freundlichen, wohlwollenden Blicken begegnete, und der Apostel sich ihr mit den Worten näherte: „Liebst Du ihn noch, Pygia?“ da bebten ihr die Lippen wie einem Kinde, dem das Weinen nahe ist, und zu Petrus' Füßen niedergleitend, flüsterte sie zaghaft, als gälte es eine schwere Schuld zu bekennen:

„Ja, ich liebe ihn noch.“

Da kniete auch schon Vinicius neben ihr, und Petrus legte segnend die Hände auf die gesenkten Häupter der Beiden.

„Liebet Euch im Herrn und zu seinem Preise,“ sprach er feierlich, „denn kein Arg ist in Eurerer Liebe!“

XI.

Petronius feierte in Antium fast täglich neue Siege über Tigellinus, seinen Rivalen in Nero's Gunst. In Rom erwies sich Tigellinus unentbehrlich, denn keiner verstand es besser als er, mißliebig gewordene Personen aus dem Wege zu räumen und deren Güter einzuziehen, niemand wußte wie er, die ungeheuerlichsten Gelüste des Kaisers zu befriedigen und Schauspiele zu veranstalten, die durch Pracht und Geschmacklosigkeit verblüfften. In Antium aber, dessen Marmortaläste sich im Meere spiegelten, lebte der Cäsar wie ein Hellene. Von Fröh bis Abends wurden Gedichte gelesen, deren Bau und Schönheiten man zu erörtern nicht müde wurde; man muscirte und spielte Theater, und unter diesen Verhältnissen mußte Petronius das Uebergewicht behaupten. Nero suchte seine Gesellschaft, fragte ihn bei seinen künstlerischen Schöpfungen um Rath und legte mehr Freundschaft für ihn an den Tag als je. Die meisten Augustianer bewarben sich um seine Gunst, und viele waren aufrichtig froh über seine Herrschaft. Man wußte zwar, daß er die Menschen verachtete, doch war er theils aus Trägheit, theils aus Stolz nicht rachsüchtig und niemand hatte etwas von ihm zu befürchten. Es gab Augenblicke, wo er leicht sogar Tigellinus hätte verderben können, aber er zog es vor, ihn auszulachen. Der römische Senat athmete auf, denn seit sechs Wochen war kein Todesurtheil verhängt worden. Manchmal aber zitterten Alle, denn es machte den Eindruck, als ob er mit dem Tode spiele.

Eines Tages las Nero in engerem Kreise einen Passus aus seiner „Troica“ vor. Als er geendet hatte und die Ausrufe der Bewunderung verhaßt waren, befragte er Petronius mit dem Blicke um sein Urtheil.

„Schlechte Verse, nur werth, ins Feuer geworfen zu werden.“

Den Anwesenden stand vor Entsetzen das Herz stille. Seit seiner Kindheit hatte Nero solch ein Wort nicht zu hören bekommen. Nur Tigellinus strahlte vor Freude, Vinicius aber erblaßte, denn er glaubte, Petronius sei berauscht, obwohl sich dieser sonst nie zu betrinken pflegte.

Nero aber fragte mit honigsüßer Stimme, in der jedoch verletzte Eigenliebe nachzitterte:

„Was erscheint Dir daran gefehlt?“

„Du fragst, was ich an Deiner Dichtung auszusetzen habe?“ erwiderte Petronius. „Um die Wahrheit zu sagen, sie wäre gut genug für Virgil, gut genug für Ovid, ja sogar gut genug für Homer, aber sie ist nicht gut genug für Dich. Du darfst so etwas nicht schreiben! Der Brand, den Du beschreibst, brennt nicht, Dein Feuer ist nicht heiß genug. Auf die Schmeicheleien des Lucanus darfst Du nichts geben — ihn würde ich ein Genie nennen, wenn er solche Verse zu Stande gebracht hätte — Dich aber muß ich tadeln. Und willst Du wissen, warum? — Weil Du größer bist als sie Alle! Wem die Götter so viel gaben wie Dir, von dem ist man berechtigt, mehr zu fordern. Aber Du bist träge, Du schläfst lieber nach dem prandium statt fleißig zu sein. Du könntest die Welt mit einem Werke beschenken, wie

ste deren noch keines hat, und darum muß ich Dir ins Gesicht schreien: Schaffe etwas Besseres!"

Die Augen des Kaisers feuchteten sich vor Vergnügen. Er sprach:

"Die Götter gaben mir nicht nur Talent, sondern auch einen wahren Freund und Kenner des Schönen, den einzigen, der es wagt, mir die Wahrheit ins Gesicht zu sagen."

Bei diesen Worten streckte er die fette, mit röthlichen Härchen bedeckte Hand nach einem schweren, goldenen Candelaber aus, um das Gedicht den Flammen zu überliefern. Doch Petronius ließ es nicht zu, daß die Flamme den Papyrus berühre.

"Nein! Nein!" rief er. "Wenn die Verse auch nicht gut sind, so gehören sie doch der Menschheit an. Lasse sie mir!"

"Erlaube mir, sie Dir in einer Büchse zu überreichen, die ich für Dich eigens herstellen lasse," erwiderte Nero, ihn umarmend.

Dann aber fügte er hinzu:

"Du hast ganz recht! Mein „Brand Trojas“ ist matt. Doch ich meinte, es sei genug, wenn ich es Homer gleich thäte. Eine gewisse Schüchternheit, eine allzu geringe Meinung von mir selber hinderten mich, aus mir selbst herauszutreten. Erst Du hast mir die Augen geöffnet. Doch was diese Verse anbelangt, habe ich eine Entschuldigung. Jeder Bildhauer braucht ein Modell zu seinen Götterbildern; ich aber hatte kein Vorbild. Ich habe nie eine brennende Stadt gesehen."

Nero hielt einen Augenblick inne, dann fragte er, sich an Petronius wendend:

"Beantworte mir der Wahrheit gemäß noch eine Frage, bedauerst Du, daß Troja verbrannte?"

"Beim hinkenden Ehegemahl Aphrodites! Nein! Troja wäre nicht verbrannt, wenn Prometheus den Menschen nicht das Feuer zum Geschenke gemacht hätte, und hätte er es nicht gethan, so würde Aeschylus nicht seinen Prometheus und Homer nicht seine Ilias geschrieben haben. Mir aber ist es lieber, daß ein Prometheus und eine Iliade existiren als ein wahrscheinlich elendes, schmutziges Nest wie Troja."

"Das heißt vernünftig gesprochen," rief der Kaiser. "Für die Kunst ist kein Opfer zu groß! Glücklich die Achäer, die einem Homer den Stoff zu seinem Werke liefern durften — glücklich Priamos, der den Untergang der Vaterstadt geschaut. Ich hingegen? — Ich habe leider noch keine brennende Stadt gesehen."

Tigellinus unterbrach das Schweigen, das nach diesen Worten entstand:

"Cäsar, ich habe es schon einmal gesagt, Du hast nur zu befehlen und ich verbrenne Antium. Oder wenn Dir um die Villen und Paläste leid ist, so lasse ich in Ostia die Schiffe anzünden, oder ich erbaue eine hölzerne Stadt am Fuße der Albanerberge, in die Du selbst den Feuerbrand schleudern magst, wenn es Dir gefällt."

Nero warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

"Brennende Holzbaraden soll ich mir ansehen? Dein Hirn ist verknöchert, Tigellinus! Auch scheinst Du mein Talent und meine „Troica“ nicht sonderlich hoch zu schätzen, da Du ihr nichts opfern möchtest."

Tigellinus war bestürzt. Wie um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, warf Nero nach einer Pause die Worte hin:

„Der Sommer ist nahe. Da wird es wieder in Rom übel riechen! Und doch werden wir leider zu den Spielen dahin zurückkehren müssen.“

Als der Kaiser an diesem Tage die Augustianer entließ, näherte sich ihm Tigellinus und flüsterte:

„Gestatte mir noch zu bleiben, Cäsar, wenn auch nur für einen Augenblick.“

Nero nickte.

Als Vinicius mit dem Freunde die Villa des Kaisers verließ, sagte er:

„Du hast mich heute nicht wenig erschreckt. Ich dachte, Du seiest berauscht. Bedenke, daß Du um Tod und Leben spielst.“

„Ja, das ist meine Arena,“ lächelte Petronius, „und das Bewußtsein, der beste Gladiator zu sein, macht mir Spaß. Du hast ja gesehen, welches Ende die Sache nahm. Ich habe mehr Einfluß als je. Er wird mir seine Verse in einer Dose schicken, die, was gilt die Wette? sehr werthvoll und entsetzlich geschmacklos sein wird. Ich werde sie meinem Arzte zur Aufbewahrung von Abführmitteln geben. Und das Beste ist, daß Tigellinus mich wird nachahmen wollen. Das kann gut ausfallen! Ich stelle ihn mir vor wie einen pyrenäischen Bären, der auf dem Seile tanzt! Ich werde lachen wie Demokritus.“

„Dennoch thust Du mir leid, Petronius!“

„Weil ich ein gewagtes Spiel spiele, oder weil ich nicht Christ werden will wie Du? Nein, mein Bester, Menschen wie ich können diese Lehre nie annehmen. Dein Paul von Tarsus hat trotz seiner Beredsamkeit in den Wind gesprochen. Ich hasse die Christen nicht, ich gebe ihnen sogar gähnend recht, aber ihre Religion ist mir nicht heiter genug. Pomponia Gräcina ist die Schwermuth selbst, und Du hast zu lächeln verlernt, seit Du Dich zu dieser Lehre hinneigst.“

„Das ist etwas anderes,“ erwiderte Vinicius. „Ich schwöre Dir, daß ich nie so tief innen glücklich war wie jetzt, aber ich sehne mich nach Hygia, wenn ich ihr fern bin, und ich ängstige mich um sie. Ich ahne irgend eine Gefahr, ohne zu wissen, woher sie kommen wird, und das raubt mir die Ruhe.“

„Ich verschaffe Dir Urlaub auf unbestimmte Zeit, wenn Du willst,“ sagte Petronius. „Poppäa ist merkwürdigerweise ruhig geworden, und so viel ich weiß, droht Deiner Liebe jetzt keine Gefahr.“

„Nun, die Augusta fragte mich erst heute, was ich in Rom zu suchen gehabt hätte und ich hatte neulich meine kurze Abwesenheit doch geheim gehalten.“

„Es mag sein, daß sie Dir nachspioniren läßt, aber jetzt muß auch sie mit mir rechnen. Sei also ganz ruhig!“

„Du wirst mich auslachen,“ sagte Vinicius, „und auch Paul von Tarsus will nichts von Ahnungen wissen, aber ich muß Dir doch sagen, was geschehen ist, um mir die Last von der Seele zu wälzen. Hygia und ich, wir saßen kurz nach unserer Verlobung im Freien und machten Zukunftspläne. Der Abend

war herrlich, mild und stille, und ich kann nicht beschreiben, wie selig wir waren. Da, mit einemmale, hörten wir die Löwen brüllen. Das ist ja in Rom nichts besonderes, aber seit dem Augenblicke habe ich keine Ruhe. Es klang wie eine Drohung wie eine schauerliche Prophezeiung. Du weißt, ich bin nicht ängstlich, aber mich schüttelte das Grauen. Und seither quäle ich mich ab, da ich nicht bei ihr sein kann, um sie zu schützen. Also, erwirke mir die Erlaubniß, nach Rom zurückzulehren, oder ich fahre ohne Bewilligung fort.“

Petronius lachte. „Wer weiß, ob es Löwen waren,“ sagte er. „Germanische Auerochsen brüllen ebenso schön. Aber beruhige Dich, Du sollst fort von hier so bald als möglich.“

XII.

Nero sang einen Hymnus, den er zu Ehren der „Herrin von Kypros“ gedichtet und in Musil gesetzt hatte. Er war gut bei Stimme und seine Musil riß die Anwesenden wirklich hin. Er fühlte es und wurde bleich vor innerer Ergriffenheit. Vielleicht zum erstenmale im Leben wollte er kein Lob hören. Als er geendet, saß er eine Zeit lang mit gesenktem Haupte da, dann stand er plötzlich auf und sagte leise:

„Ich bin müde und möchte Lust schöpfen. Stimmt einstimmen die Bithern.“

Er umwickelte den Hals mit einem leinenen Tuche und winkte Petronius und Vinicius zu sich.

„Ihr kommt mit mir,“ sagte er. „Du, Vinicius, sollst mir Deinen Arm leihen, denn ich bin erschöpft und Petronius soll über Musil mit mir plaudern.“

Als sie die mit Alabaster verzierte, safranbestreute Terrasse betraten, athmete Nero auf.

„Hier ist mir wohler,“ sagte er. „Ich bin bis in die Tiefen meiner Seele erschüttert, obwohl ich nach dieser Probe fühle, daß ich mit diesem Sang öffentlich auftreten und Triumphe feiern könnte.“

„In Rom, in Achaja, wo Du willst! Ich bewundere Dich, Götlicher!“ rief Petronius.

„Das will etwas sagen, denn Du strengst Dich mit eiteln Lobsprüchen sonst nicht an. Du bist aufrichtig wie Tullius Senecio, vor dem Du aber ein gut Theil Kunstverständniß voraus hast. Nur Du allein in ganz Rom kannst mich verstehen.“

Man schritt eine Weile schweigend auf und nieder, dann sprach Nero träumerisch:

„Wenn ich singe und spiele, bin ich der Welt entrückt. Die Musil hebt mich über mich hinweg, macht mich erst allmächtig. Ich sehe neue Reiche vor mir, neue Berge und Meere, ich empfinde nie gekannte Wonnen! Ich fühle die Götter, ich sehe den Olymp sich öffnen. Und, soll ich Dir's bekennen“ — Nero's Stimme zitterte vor Rührung — „ich, der Kaiser und Gott, fühle mich dann klein wie ein Körnchen Staub. Verstehst Du das?“

„Ja, ich verstehe Dich. Aber nur große Künstler können so empfinden wie Du im Angesichte der Kunst.“

„Ich will heute ganz aufrichtig sein, Petronius, und Dich als Freund einen tiefen Blick in meine Seele thun lassen. Glaubst

Du, daß ich blind bin? Glaubst Du, daß ich nicht weiß, was man in Rom über mich spricht? Daß man mich Muttermörder, Gattenmörder nennt, ein Ungeheuer, einen Tyrannen, weil ich einige Todesurtheile unterschrieb, die Tigellinus durchaus von mir verlangte. Ja, man hält mich für grausam, und ich weiß es, und doch, niemand wird mir glauben, vielleicht nicht einmal Du, mein Lieber, aber, wenn die Musik meine Seele einflutet, dann fühle ich mich weich und gut wie ein Kind in der Wiege. Bei den Sternen, die über uns funkeln, schwöre ich Dir zu, daß ich die Wahrheit spreche; die Menschen haben keine Ahnung, wie gut ich eigentlich bin.“

Petronius zweifelte nicht im mindesten, daß Nero es in diesem Augenblicke aufrichtig meine, und daß die Musik wirklich im Stande sei, edlere Triebe in seiner Seele zu wecken. Er sagte daher:

„Man muß Dich so genau kennen, wie ich Dich kenne, Cäsar! Rom verstand nie Dich zu würdigen.“

Der Kaiser stützte sich schwer auf den Arm des jungen Tribuns, als drückte ihn die erlittene Unbill zu Boden. Dann sagte er:

„Wie anders bist Du als Tigellinus! Du verstehst mich immer. Du stehst ein, daß ich vor allem Künstler bin, der ahnt, daß etwas Außergewöhnliches vorhanden ist, und der dieses Außergewöhnliche mit der ganzen Machtfülle, die in seine Hände gelegt ist, sucht. Mir ist manchmal, als müßte ich, um diesen Olymp zu erreichen, etwas leisten, das noch kein Mensch geleistet hat als müßte ich im Guten oder im Bösen über jedes mensch-

liche Maß hinaus! Die Leute sagen, daß ich rase. Nein, ich rase nicht, ich suche bloß. Verstehst Du mich?“

Aber als Petronius nicht sogleich antwortete, rief er in Ekstase:

„Niemand ahnt, auch Du nicht, was für ein Künstler ich bin! Wie schal wird diese Welt sein, wenn ich nicht mehr sein werde! Aber trotzdem oder vielleicht gerade deshalb,“ Nero brach ab und stöhnte nach einer Weile schmerzlich:

„Ich leide, Petronius! Du glaubst nicht, wie ich leide. Wie schwer ist es, die Bürde der höchsten Macht und des größten Talentes zu tragen!“

„Ich nehme von ganzem Herzen theil an Deinen Leiden, Götlicher,“ sagte Petronius, „und das Gleiche fühlt Vinicius, der Dich von jeher vergöttert hat.“

„Ich konnte ihn auch immer gut leiden, obwohl er dem Mars dient und nicht den Mufen.“

„Sext dient er hauptsächlich Aphroditen,“ erwiderte Petronius, dem der Gedanke gekommen war, die weiche Stimmung des Kaisers zu Gunsten seines Neffen auszunützen.

„Er ist verliebt wie Troilus in Cressida,“ lachte er. „Erinnerst Du Dich der Ithyschen Geißel, die Du ihm schenkest? Er wollte sie zu seiner Geliebten machen, doch sie ist tugendhaft wie Lucretia, und darum will er sie heiraten. Er seufzt, klagt und magert vor Sehnsucht ab, doch als echter Soldat wartet er auf die Bewilligung seines Kaisers.“

„Weshalb sollte ich ihm sie versagen? Das Mädchen ist hübsch bis auf die zu schmalen Hüften. Auch erinnere ich mich jetzt, daß Poppäa sich bellagte, sie habe unser Kind berufen.“

„Ich weiß; auch Tigellinus sagte es. Aber Erinnerst Du Dich noch, wie ich ihn zurechtwies, weil ja Götter den bösen Mächten nicht unterworfen sind? Er wurde verlegen, und Du riefst „habet“. Weißt Du noch?“

„Ja, ich erinnere mich,“ versetzte der Kaiser. Dann wendete er sich huldvoll lächelnd an Vinicius.

„Du fährst morgen nach Nîom, heiratest Deine Hygieia und kommst mir ohne Ehering nicht vor die Augen!“

„O Herr, Dank, von ganzem Herzen Dank,“ stammelte Vinicius.

Nero sah ihn freundlich an.

„Wie angenehm ist es doch zu beglücken,“ sagte er. „Ich möchte mein Leben lang nichts anderes thun.“

„Gewähre uns noch eine Gnade, Göttlicher,“ bat Petronius.

„Wiederhole Deinen Befehl im Beisein der Augusta. Du kannst mit einem Wort die Vorurtheile zerstreuen, die sie noch gegen die Braut meines jungen Freundes hegt.“

„Gut,“ erwiderte Nero. „Ich lann Euch heute nichts abschlagen.“

Im Atrium fanden sie die Augusta im Gespräche mit Tullius Senecio und den jungen Nerba. Nero ließ sich neben ihr nieder und winkte einen Knaben zu sich, dem er einen Befehl ins Ohr flüsterte.

Es dauerte nicht lange und der Knabe erschien mit einer goldenen Truhe, welcher Nero ein reiches Opalenhalsband entnahm.

„Das Geschenk ist dieses Abends würdig,“ sagte er.

„Es schimmert wie das Morgenroth,“ entgegnete Poppäa, die der Meinung war, das Geschenk sei für sie bestimmt.

Nero spielte eine Weile mit den rosig schillernden Steinen, dann sagte er:

„Vinicius, bringe dieses Halsband von mir der Iugischen Königs-tochter, die Du auf meinen Befehl heiraten wirst.“

Aus Poppäa's Augen brach ein erzürnter Blick, der vom Kaiser zu Vinicius hinüberschweifte, und schließlich an Petronius haften blieb.

Dieser that, als merke er nichts davon, und als Vinicius sich ihm später mit den Worten näherte: „Wie soll ich Dir danken?“ erwiderte er leichtthin: „Opfere Euterpen ein Paar Schwäne, lobe Menobarb's Gedichte und gräme Dich nicht länger wegen thörichter Ahnungen.“

„Nein, jetzt bin ich beruhigt.“

Petronius winkte ihm zu, er möge schweigen. „Der Kaiser greift zur Forminga,“ flüsterte er. „Jetzt heißt's den Athem anhalten, zuhören und Thränen der Nüchternung vergießen.“

Da entstand im Hausflur eine Bewegung. Der Freigelassene Faon steckte den Kopf zum Vorhang hinein, und nach ihm der Consul Pccanius.

Nero runzelte die Stirn.

„Verzeihung, göttlicher Imperator,“ stammelte Faon athemlos, „aber in Rom ist Feuer ausgebrochen! Der größere Theil der Stadt steht schon in Flammen!“

Alle sprangen bei dieser Nachricht von ihren Sätzen auf, und Nero legte die Forminga nieder.

„Ihr Götter! — Ich werde eine brennende Stadt sehen —“
 Hierauf wendete er sich zum Consul.

„Kann ich den Brand noch sehen, wenn ich gleich aufbreche?“

„Herr!“ versetzte der Consul, der bei Nero's Worten todtbleich geworden war, „ein Flammenmeer wogt über der Stadt; das Volk erstickt im Rauch, die Menschen brechen ohnmächtig zusammen, wenn sie sich nicht, von Wahnsinn ergriffen, ins Feuer stürzen. — Rom ist verloren, Herr!“

Es herrschte tiefe Stille im Atrium. Dann plötzlich fiel der Schreckensruf:

„Vae misero mihi!“

Vinicius hatte ihn ausgestoßen und der junge Mann warf die Toga ab, in der bloßen Tunica aus dem Palaste stürmend.

Nero aber hob die Hände empor und rief klagend:

„Wehe Dir, Priam's heilige Stadt!“

XIII.

Es war mehrmals Nacht geworden, und wieder Tag und die Stadt brannte noch immer. Das Feuer war in der Nähe des Circus Maximus ausgebrochen und hatte mit unbegreiflicher Schnelligkeit um sich gegriffen, so daß die ganze mittlere Stadt bald von demselben ergriffen war. Der Aventin und der Caelius brannten, und nachdem die Flammen den Palatin umzingelt hatten, fraßen sie sich nach den Carinen weiter. In der Stadt

standen unermessliche Schätze, die man dem Sammelfleiß von Jahrhunderten verdankte, in Flammen, unschätzbare Kunstwerke, herrliche Tempel, die wichtigsten Denkmäler römischer Vergangenheit und römischen Ruhmes. Am Abend des zweiten Tages hatte die Höhe der brennenden Stadt das ganze Firmament überzogen; Rom beleuchtete wie ein mächtiger Scheiterhaufen die ganze Campagna. Anders als sonst zur Nachtzeit war die Erde heller als das Himmelsgewölbe. Die volle Mondscheibe glühte wie rothes Kupfer und in den röthlich schimmernden Himmelstiefen funkelten rostige Sterne.

Der Ruf „Rom ist verloren!“ verstummte nicht in der Menge. Der große Circus war in Trümmer gefallen und in den Stadttheilen, die zuerst zu brennen angefangen hatten, stürzten ganze Gassen und Gäßchen ein. Der Wind wehte mit ungeheurer Gewalt vom Meere her und trug einen Flammenfunken und glühenden Kohlenregen auf den Caelius und den Esquilin. Dort zerstörte man zwar auf den Befehl Tigellin's, der am dritten Tage aus Antium herbeigeeilt war, ganze Häuserreihen, um das Umsichgreifen des Brandes zu verhindern, aber dieser Versuch, die Ueberbleibsel von Rom zu retten, erwies sich als vergeblich.

Das Haus bei Aqua Appia, wo Tigellinus einstweilen wohnte, war von Fröh bis Abends von Weiberchaaren umringt, die nach „Brot und Obdach“ schrien. Die ungeheuren Lebensmittelvorräthe Roms waren nämlich zum größten Theile mitverbrannt, und in der allgemeinen Verwirrung hatte niemand daran gedacht, neue Nahrungsmittel zu beschaffen. Schon am

zweiten Tage machte sich der Hunger fühlbar, und die Bevölkerung begann eine drohende Haltung anzunehmen. Vergebens bemühten sich die Prätorianer, die Ordnung aufrecht zu erhalten; wo man ihnen nicht offen bewaffneten Widerstand entgegensetzte, riefen die verzweifelt, dem Wahnsinne nahen Schaaren: „Tödtet uns!“

Man fluchte dem Kaiser, den Augustianern, den Soldaten und der Aufruhr stieg von Stunde zu Stunde. Seit den Tagen des Brennus war Rom von keiner ähnlichen Katastrophe heimgesucht worden. Man verglich die beiden Feuersbrünste, und entsetzt sagte man sich, daß der Brand heute noch größer war. Damals war wenigstens das Capitol stehen geblieben; diesmal war es von einem Flammengürtel umgeben. Der Marmor brannte zwar nicht, aber des Nachts sah man die Säulenreihen des Jupitertempels glühen wie glimmende Kohlen.

Um das Unglück vollzumachen, war die fürchterliche Juli-hitze gerade eingetreten und in der von Feuer und Sonne durchglühten Luft konnte man kaum athmen. Dazu die Rauchwolken, die alle Ueberlebenden — das Gerücht sprach von zehntausend Todten — zu ersticken drohte. Man meinte, daß von der ganzen Stadt nur am Rande einzelne Theile erhalten bleiben würden; man sprach von Hunderttausenden von Obdachlosen.

Tigellinus schickte einen Boten nach dem anderen nach Antium, durch die er den Kaiser anflehen ließ, zu kommen, um durch sein Erscheinen die verzweifelte Bevölkerung zu beruhigen. Doch Nero wartete den Augenblick ab, bis das Feuer das „domus transitoria“ umzingelt haben würde; dann erst eilte

er vorwärts, um den Höhepunkt des gewaltigen Schauspiels nicht zu versäumen.

Tigellinus sandte ihm Boten mit der Meldung entgegen, daß die Feuersbrunst noch zugenommen habe, und die Großartigkeit des Anblickes nichts zu wünschen übrig lasse.

Doch Nero wollte Nachts eintreffen, um den Effect, den die glühende Stadt machte, gleich voll auf sich einwirken zu lassen, und er vertrieb sich bis dahin in Aqua Albana die Zeit mit dem Tragöden Aliturus, bei dem er Miene und Haltung einstudirte, und mit welchem er lange über die Geberde stritt, die bei den Worten „O Du heilige Stadt, die Du bestimmt schienst, länger als der Ida zu dauern“, die angemessenste sei. Die Frage, ob er dabei beide Hände emporwerfen, oder ob er nur die eine heben und die andere mit der Forminga langsam senken solle, war ihm in diesem Augenblicke die wichtigste.

Erst gegen Mitternacht nahte sich der gewaltige Zug mit Nero und seinem Hofstaate den Mauern Roms. Der Straße entlang waren sechzehntausend Prätorianer aufgestellt, die strenge Ordnung zu wahren und das aufgeregte Volk in angemessener Entfernung zu halten hatten. Man hörte es nur schreien und pfeifen, auch vernahm man vereinzelt Beifallsklatschen aus den Reihen des zerlumptesten Gefindels, das beim Brande nichts verloren hatte, doch bald wurde alles von Trompeten- und Hörnerschall übertönt.

Beim Ostiathor hielt Nero einen Augenblick an und rief: „Obdachloser Herrscher eines obdachlosen Volkes! Wohin soll ich mein unglückliches Haupt zur Ruhe legen?“ Erst dann

bestieg er die Stufen der appischen Wasserleitung, wohin ihm die Augustianer, die Sänger, die Zither- und Lautenschläger folgten. Alles hielt den Athem an und harrete auf ein bedeutungsvolles Wort aus seinem Munde. Er aber stand stumm und feierlich und starrte in die Flammen. Er trug einen Purpurmantel und einen Kranz von goldenen Lorbeeren, und als Terpnos ihm die goldene Forminga reichte, blickte er, wie Begeisterung suchend, zum flammenden Abendhimmel empor. Und wie er so, vom blutigen Schein umflossen, da stand, wies das Volk mit Fingern nach ihm hin.

Da hob er die Hände, berührte die Saiten und begann mit den Worten des Priamus:

„O Nest meiner Väter, o theuere Wiege!“

Seine Stimme klang im Freien, beim Zischen des Feuers und dem entfernten Stimmengemurmel schwach und zitternd, und die Begleitung hörte sich wie Fliegengesumm an. Die Senatoren und Augustianer auf dem Aquädukt schienen trotzdem entzückt zu lauschen, und als Nero, das erste Lied beendend, zu improvisiren begann, ergriff ihn selbst mächtige Rührung. Thränen stürzten aus seinen Augen, sein Antlitz wechselte die Farbe und indem er die Laute klirrend zu Boden fallen ließ, hüllte er sich in seine „sirma“ und blieb wie versteinert stehen.

Auf dem Aquädukt brach ein Weisfallsturm los, der aber vom Geheul des Volkes übertönt wurde. Dort zweifelte jetzt niemand mehr, daß der Kaiser Rom hatte anzünden lassen, um bei dem einzig dastehenden Schauspieler seine Lieder zu singen. Nero lächelte schwermüthig wie Einer, dem großes Unrecht

widerfährt, und wandte sich mit einer Geberde der Entmuthigung an die Augustianer:

„So wird die Dichtkunst von den Quiriten geschätzt.“

„Die Elenden!“ versetzte Vatinius.

Nero sah sich nach Tigellinus um und fragte:

„Kann ich auf die Treue der Soldaten bauen?“

„Ja, göttlicher Imperator!“ sagte der Präfect.

Petronius aber zuckte die Achseln.

„Auf ihre Treue magst Du rechnen, aber nicht auf ihre Zahl,“ meinte er. „Es ist auf jeden Fall am ungefährlichsten, wenn Du bleibst, wo Du bist, bis das Volk beschwichtigt ist.“

Seneca und der Consul Picinius waren derselben Ansicht, denn die Erregung in den Reihen des Volkes nahm von Minute zu Minute zu. Die Leute schleppten Steine, Stangen und altes Eisen herbei und schienen sich zum Angriffe zu rüsten.

Mehrere Cohortenführer meldeten, daß die Prätorianer vom Pöbel bereits arg bedrängt seien und nicht wüßten, was sie thun sollten, da sie noch nicht den Befehl erhalten hatten, loszuschlagen.

„Ihr Götter!“ rief Nero. „Das ist eine Nacht! Hier das Flammenmeer, dort das entfesselte Volk!“

Er suchte im Geiste nach dem großartigsten Ausbruche für den gefährvollen Augenblick, aber als er um sich nur bleiche Gesichter sah, ergriff auch ihn der Schreck:

„Reicht mir einen dunklen Kapuzenmantel,“ rief er. „Wäre es wirklich möglich, daß es zum Kampfe kommen könnte?“

„Herr,“ erwiderte Tigellinus zögernd, „ich that, was ich konnte, aber die Gefahr ist drohend. — Sprich zum Volke, Herr, und beruhige es durch Versprechungen.“

„Ich, der Kaiser, soll zu dem Gesindel sprechen? Nein! Das möge ein Anderer in meinem Namen thun. Wer unternimmt es?“

„Ich!“ versetzte Petronius ruhig.

„Gehe, Freund! Du bist jederzeit mein treuester Freund in der Noth! — Gehe und spare die Versprechungen nicht.“

Petronius wandte sich mit gleichgiltiger Miene an das Gefolge.

„Die anwesenden Senatoren und Piso, Nerva und Senecio sollen mir folgen.“

Hierauf stieg er langsam vom Aquädukt hinab, während ihm die von ihm Bezeichneten nicht ohne Zögern folgten. Petronius blieb unter dem Arcadenbogen stehen, wohin er sich einen Schimmel bringen ließ, den er bestieg. So, unbewaffnet, nur ein dünnes Elfenbeinstäbchen in der Hand, dessen er sich zu bedienen pflegte, ritt er an der Spitze seiner Gefährten der schwarzen, heulenden Menschenmenge entgegen.

Als er dem Volkshausen ganz nahe gekommen war, trieb er sein Pferd vorwärts, mitten hinein in das Gewirr von drohend erhobenen Waffen, von glühenden Augen, von schweißtriefenden Angesichtern und schaumbedeckten Lippen, die ein wildes Getreisch ausstießen.

Dieses Getreisch verstärkte sich bei seinem Anblicke und verwandelte sich in ein nicht mehr menschenähnliches Gebrüll. Stangen, Dreschflegeln und sogar Schwerter wurden über seinem

Kopfe geschwungen; Räuberhände streckten sich nach ihm und nach den Bügeln seines Pferdes aus, doch er ritt nur immer tiefer ins Gewühl, kalt, gleichgiltig, verächtlich. Von Zeit zu Zeit schlug er mit seinem Stäbchen leicht auf die Köpfe der Ungezüglichten, als gälte es, sich in einem gewöhnlichen Gedränge den Weg zu bahnen, und diese ruhige Sicherheit verfehlte ihre Wirkung auf die entfesselte Menge nicht. Man erkannte ihn endlich und zahlreiche Stimmen riefen:

„Petronius! Arbitor elegantiarum! Petronius!“

Und von allen Seiten erscholl der Ruf „Petronius!“

Bei Nennung dieses Namens wich etwas von dem drohenden Gesichtsausdruck der Leute, und das Geschrei klang nicht mehr so wild. Der vornehme Patrizier, der sich nie um die Gunst des Volkes bemüht hatte, war nämlich trotzdem sein Liebling. Besonders seit er sich um die Sklaven des Pedanius Secundus angenommen hatte, galt er für menschenfreundlich und auch der Ruf seiner Freigebigkeit war durch seine Diener unter die Leute gedrungen. Man war daher gern geneigt, zu hören, was der Kaiser durch ihn sagen ließ, denn niemand zweifelte, in ihm einen Sendboten Nero's vor sich zu sehen.

Er legte die weiße, mit einem Scharlachstreif verbrämte Tunica ab, und schwang sie über dem Haupte, zum Zeichen, daß er sprechen wolle.

„Stille! Stille!“ rief es von allen Seiten.

Bald wurde es thatsächlich stille. Petronius hob sich in den Bügeln in die Höhe und sagte mit ruhiger, weithin vernehmbarer Stimme:

„Bürger! Wer meine Worte verstanden hat, möge sie den weiter rückwärts Stehenden wiederholen; von Allen aber verlange ich, daß sie sich wie Menschen und nicht wie wilde Thiere in der Arena betragen.“

„Wir hören! Wir hören!“

„Also vernehmt! Die Stadt wird neu aufgebaut. Die Gärten des Lucullus, des Mäcenus, des Kaisers und der Agrippina werden Euch offen stehen! Von morgen an wird Getreide, Del und Wein vertheilt werden, damit jeder von Euch sich vollessen kann! Dann wird der Kaiser Spiele für Euch veranstalten, dergleichen die Welt nicht gesehen hat, und dabei erwarten Euch Geschenke in Menge. Ihr sollt nach der Feuersbrunst reicher sein, als Ihr je vorher gewesen!“

Ein Murren entstand unter den Zuhörern, das sich vom Mittelpunkt aus nach allen Seiten hin verbreitete. Dann erschollen hie und da Ausrufe des Bornes oder der Zustimmung, die schließlich in einem Riesengebrüll endeten.

„Panem et circenses!! Panem et circenses!“

Petronius schlug die Toga um sich und stand unbeweglich in seinem weißen Gewande, einer Marmorstatue ähnlich, da. Der Lärm wurde immer ärger; er ertönte das Draußen und Zischen des Feuers und erscholl von allen Seiten; der Abgesandte des Kaisers aber wartete, da er offenbar noch etwas zu sagen hatte.

Endlich gebot er wieder mit erhobener Hand Schweigen und rief dann: „Ihr sollt panem et circenses haben, das verspreche ich Euch! Und jetzt bringt ein Hock auf den Kaiser

aus, der Euch nährt und kleidet! So, und jetzt geht schlafen, Lumpenpad, denn der Tag wird bald grauen.“

Nach diesen Worten wandte er sein Roß, schaffte sich durch leichte Stockschläge auf die Köpfe der im Wege Stehenden freie Bahn und ritt langsam in das Prätorianerspalier zurück.

Beim Aquädukt angelangt, fand er sich von verstärkten Gesichtern umgeben. Man hatte dort den Ruf „panem et circenses“ nicht verstanden und ihn für einen neuen Wuthausbruch gehalten. Man hatte kaum mehr gehofft, Petronius ganz und heil wiederkehren zu sehen, so daß Nero selbst ihm mit erblaßtem Antlitz entgegeneilte und athemlos fragte:

„Wie steht's? Was geht dort unten vor? Ist es schon zum Angriffe gekommen?“

Petronius that einen tiefen Athemzug und erwiderte:

„Beim Pollux! Sie schwitzen und sinken! Reicht mir eine „epilemma“, sonst falle ich in Ohnmacht.“

Dann erst wendete er sich zum Kaiser.

„Ich habe ihnen Del, Wein, Getreide, die Eröffnung der Gärten und prächtige Festspiele versprochen. Sie vergöttern Dich in Folge dessen wieder und rufen „Hock“ mit den ausgetrockneten Lippen. Ihr Götter, wie unangenehm dieser Plebs riecht!“

„Ich hatte meine Prätorianer in Bereitschaft,“ fiel Tigellinus ein, „und wenn es Dir nicht gelungen wäre, sie zu beruhigen, dann hätte ich die Schreier auf ewig stumm gemacht. Schade, daß Du mir nicht gestatten wolltest, Gewalt anzuwenden, Göttlicher!“

Petronius betrachtete den Sprechenden achselzuckend und meinte dann:

„Das geht Dir ja nicht verloren. Vielleicht wirst Du sie schon morgen anwenden müssen.“

Nero aber rief:

„Nein! Nein! Ich lasse die Gärten öffnen und Getreide unter das Volk vertheilen. Ich danke Dir, Petronius! Und bei den Festspielen, die ich veranstalten werde, will ich öffentlich das Lied zum Besten geben, das ich Euch heute vorfang.“

Er legte die Hand auf die Schulter des Petronius und fragte, nachdem er eine Weile geschwiegen, in ruhigerem Tone:

„Sag' mir aufrichtig, welchen Eindruck machte ich auf Dich, als ich sang?“

„Du und das Schauspiel, Ihr waret einander würdig.“

Dann wendete er sich dem Brande zu und sagte:

„Setzt laßt uns aber noch eine Weile zusehen und Abschied nehmen von dem alten Rom.“

XIV.

Nach einem tollkühnen Ritt über Laurentum und Ardea war inzwischen Vinicius noch in der ersten Nacht bis Aricia vorgebrungen, wo er das zu Tode erschöpfte Pferd mit einem andern vertauschte. Dann ging es wie vom Sturmwind gejagt weiter über Bovila und Ustrinum nach Albanum, wo ihm schon dichte Rauchwolken entgegenkamen. Von da ging es langsamer weiter, denn die Straßen waren von Flüchtenden, die beladene

Pferde und Maulesel vor sich hertrieben, und von Packwagen verlegt. Niemand konnte ihm über die Ausdehnung des Brandes genaue Auskunft geben; die meisten eilten mit dem Schreckensruf: „Rom ist verloren!“ an ihm vorüber. Erst vom Senator Junius, den er vor einer Herberge traf, erfuhr er, daß das Feuer bisher noch nicht ins jenseitige Tiberviertel gedrungen sei.

Der Senator, der auf den Carinen eine herrliche „insula“ voller Kunstschätze besaß, gab die Auskunft über das Schicksal Transiberims nur widerwillig und bestreute sein Haupt wehklagend mit Asche, denn die Carinen waren bereits ein Haub der Flammen.

Vinicius aber kümmerte nur das Haus des Pinnus, wo Iphigia wohnte. Doch je näher er kam, desto schwerer war es hinzugelangen; in der Nähe des Aventins erstickte ihn die Glut; nur mit Lebensgefahr war es ihm möglich, vorwärts zu dringen, bis er einsah, daß ihm nichts übrig bleibe, als auf einem Umwege zur Via Portuensis zu gelangen. Im Tiberviertel kam er nur mehr schrittweise vorwärts. Die Einwohner flüchteten zu Tausenden und nicht selten stießen zwei aus entgegengesetzten Richtungen kommende Menschenhaufen bei einem engen Durchgang aneinander, und rangen auf Leben und Tod, sich gegenseitig zertretend, erdrückend, zerfleischend. „Tod dem Nero und seinen Brandstiftern,“ tobten die Verzweifelten und Tausende von Händen streckten sich nach Vinicius aus. Einen Augenblick schwebte sein Leben in höchster Gefahr, doch das scheu gewordene Roß entführte ihn, und zerstampfte, was ihm im Wege stand. Bald aber wurde es unmöglich, zu Pferde im

Gewähle vorwärts zu kommen; dies einsehend, sprang Vinicius ab und rannte zu Fuß weiter.

Ein Funkenregen empfing ihn an der Biegung des Gäßchens, in dem das Haus des Linnus stand. Aber dieses selbst war noch unverfehrt. Mit einem Sage stand der junge Tribun vor dem Thore, das er aufstieß. Er rief: „Lygia! Lygia!“ doch niemand antwortete. Das Herz stand ihm stille bei dem Gedanken, sie und der alte Mann seien vielleicht in dem unerträglichen Rauche, der ihm den Athem immer mehr verlegte, erstickt.

Als er sich daher überzeugte, daß das Haus leer, Lygia also entflohen sei, schluchzte er vor Freude auf; dann aber standen ihm die Haare zu Berge bei der Vorstellung, daß sich Lygia vielleicht in diesem Augenblicke inmitten eines Gedränges befinde wie jenes, wovon er eben erst schauernd Zeuge gewesen. Er sank vor dem Lager der Geliebten in die Knie und wühlte sein Haupt in die Kissen. Doch lange konnte er nicht so verweilen, denn die Lust um ihn wurde immer glühender und er mußte auf die eigene Rettung bedacht sein. Ein Kleidungsstück Lygia's war auf dem Bette zurückgeblieben; er ergriff es, preßte seine Lippen darauf und stürzte aus dem Hause.

Er lief in dieselbe Richtung, aus welcher er gekommen war, und das Feuer schien ihn zu verfolgen. Es überschüttete ihn mit Funken, die ihm auf Haare, Hals und Kleider fielen. Seine Tunica begann zu glimmen und brannte ihn wie ein Nessusgewand; er riß sie vom Leibe und lief nackt vorwärts, nur Lygia's Capitium um Kopf und Hals geschlungen. Vom

Laufen ermüdet, war er in Schweiß gebadet, der ihn wie kochendes Wasser überbrühte.

Endlich brach er zusammen; er konnte nicht weiter. Wie lange er so lag, wußte er nicht; erst als ihm jemand ein Gefäß voll Wasser über dem Kopfe ausleerte, öffnete er die Augen. Er fand sich von ein paar Männern umgeben, die ihn labten.

Vinicius betrachtete aufmerksam ihre Gesichter und sagte dann:

„Christus möge Euch lohnen!“

„Sein Name sei gepriesen von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ erwiderte der Chor.

„Linnus?“ fragte Vinicius; weiter kam er nicht, denn er fiel neuerdings in Ohnmacht.

Als er erwachte, fand er sich von Lygia, Ursus und dem Apostel Petrus umgeben.

Da fiel er auf sein Angesicht nieder und sprach:

„Herr! Tausche mich!“

Dann blickte er zum Himmel empor und rief:

„Denn Er allein besteht! Er allein ist gut und barmherzig! Nur zu Ihm will ich fortan halten, nur an Ihn allein glauben!“

„Und Er wird Dich und Dein Haus segnen!“ sagte der Apostel feierlich.

Lygia stand stumm vor übergroßer Freude; Vinicius aber umfing sie und preßte sie ungestüm an sich; jetzt erst, das fühlte er, war sie ganz fein.

„Nun aber, da ich Dich wie durch ein Wunder unverfehrt wiederfand, lasse ich Dich nicht mehr in Rom. Gott allein weiß,

was hier noch alles geschehen kann! In Antium finden wir ein Schiff, das uns nach Sicilien bringt. Bisher durftest Du, um den Kaiser nicht zu reizen, nicht zu Aulus und Pomponia zurückkehren; jetzt aber werde ich Dich schützen; ich habe ein Recht dazu.“

Dann wandte er sich an Petrus und sprach:

„Rom brennt auf des Kaisers Befehl; denn er beflagte sich in Antium, daß er nie eine brennende Stadt gesehen habe. Also bedenket, was noch geschehen kann, wenn er vor einem solchen Verbrechen nicht zurückschraut. Und wenn auch von dieser Seite vorderhand keine Gefahr drohen sollte, so sind doch Hungersnoth und Bürgerkrieg nach diesem Brande fast unvermeidlich. Also rettet Euch und habt Vertrauen; ich werde Euch schützen!“

Petrus aber wies auf Lygia und sprach:

„Nette das Mägdelein, das der Herr Dir bestimmte, und nimm Ursus und den kranken Pinnus mit Dir. Ich aber bleibe. Hast Du nicht gehört, daß Christus am See dreimal die Worte zu mir gesprochen hat: „Hüte meine Lämmer!“ Und ich sollte meine Heerde am Tage der Heimsuchung im Stiche lassen?“

Vinicius neigte sich vor dem Greise.

„Herr! Taufe mich!“ bat er zum zweitenmale.

Da nahm Petrus eine thönerne, mit Wasser gefüllte Amphora und sprach:

„Hiermit taufe ich Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen.“

XV.

Die Versprechungen, die Petronius im Namen des Kaisers abgegeben hatte, waren gehalten worden. Man hatte die prächtigen Gärten dem Volke zugänglich gemacht; man vertheilte Riesenmengen an Lebensmitteln, die in größter Eile aus Ostia herbeigeschafft wurden, und die drohende Gefahr einer Hungersnoth war auf diese Weise glücklich behoben worden.

Dennoch war das Volk nicht befriedigt und murrte laut; nur die früher ganz Besitzlosen hatten gewonnen, da sie nun nach Herzenslust essen, trinken und stehlen konnten. Für alle Uebrigen blieb die Katastrophe zu unerhört, als daß sie so leicht hätte verschmerzt werden können. Sechs Tage hatte der Brand gedauert, und noch in der siebenten Nacht schien er in den Gebäuden des Tigellinus neuerdings zum Ausbruche kommen zu wollen. Doch dauerte er nicht lange, da er keine Nahrung fand, denn man hatte ganze Gassenreihen niedgerissen, um die Verbreitung der Feuersbrunst zu verhindern.

Die Stimmung im Volke wurde bei Hofe nicht ohne Beforgniß beobachtet. Die Augustianer zeigten ängstliche Mienen, und auch Nero verfiel in Schrecken; ebenso Poppäa, die nur zu gut wußte, daß Nero's Untergang ihr eigenes Todesurtheil sein würde. Es fanden Berathungen statt, die aber gewöhnlich erfolglos blieben. Der Kaiser schwankte unentschieden zwischen Furcht und grausamen Entschlüssen hin und her.

Petronius rieth, die längst geplante Reise nach Griechenland auszuführen und Nero war schon auf dem Punkte, seinem

Rathe wie gewöhnlich Folge zu leisten, aber Seneca hatte Bedenken.

„Abreißen ist leicht,“ meinte er, „ob es aber ebenso leicht wird, zurückzukehren?“

Tigellinus stimmte ihm lebhaft bei.

„Höre mich, Göttlicher!“ rief er. „Des Petronius' Rath ist verderblich! Du wirst kaum in Ostia sein, so haben wir schon hier den Bürgerkrieg. Und wer weiß, welcher Seitensprosse des Augustus sich dann zum Kaiser ausrufen läßt!“

Nero hob den Blick zur Decke empor und rief:

„Die Undankbaren! Die Unerfülllichen! Sie haben doch Korn genug, um Kuchen zu backen! Was verlangen sie denn noch?“

„Sie wollen Rache,“ sagte Tigellinus.

Eine tiefe Stille trat ein.

Da hob Nero plötzlich die Arme und declamirte:

„Die Herzen schreien nach Rache; die Rache will ein Opfer.“

Er hielt inne und rief mit strahlendem Gesichte:

„Reicht mir ein Täsclchen und einen Griffel! Ich muß diesen Vers niederschreiben. Habt Ihr bemerkt, wie die Eingebung ganz plötzlich über mich kam?“

„Unvergleichlicher!“ riefen einige Stimmen.

Nero schrieb den Vers nieder, und wiederholte dann:

„Ja, die Rache will ihr Opfer!“

Er ließ seinen Blick über die Anwesenden schweifen.

„Wie wär's, wenn man das Gerücht aussprenge, Vatinius habe die Stadt in Brand gesteckt? Wenn man also ihn dem Volke zur Kühlung seiner Rache auslieferte?“

„O Göttlicher! Wer bin ich?“ rief Vatinius.

„Du hast recht! Dazu bedarf's eines Größeren als Du es bist! — Vielleicht Vitellius?“

Vitellius verlor die Farbe, aber er lachte.

„Mein Fett könnte am Ende das Feuer neu ansachen,“ sagte er.

Nero hörte ihn kaum. Er suchte in seinem Innern nach einem Opfer, das den Zorn des Volkes wirklich zu beschwichtigen vermöchte.

„Tigellinus,“ sagte er nach einer Pause. „Du hast Rom angezündet.“

Die Anwesenden schrakten zusammen. Sie fühlten, daß der Kaiser zu spaßen aufgehört habe, und daß ein bedeutungsvoller Augenblick zu erwarten war. Tigellinus verfärbte sich.

„Ich habe es auf Deinen Befehl angezündet, Herr,“ sagte er.

Sie sahen sich ins Auge wie zwei Dämonen. Es wurde so still im Atrium, daß man die Fliegen summen hörte.

„Tigellinus,“ fragte Nero, „liebst Du mich?“

„Du weißt es, Herr.“

„So opfere Dich für mich!“

Tigellinus fletschte die Zähne wie ein bissiger Roter.

„Göttlicher Imperator,“ versetzte er, „was reichst Du mir den süßen Trank, den ich doch nicht an die Lippen setzen darf? — Jetzt empört sich nur das Volk; willst Du, daß auch die Prätorianer sich empören sollen?“

Den Anwesenden stand das Herz vor Entsetzen stille. Tigellinus war der Präfect der Prätoria, und in seinem Munde

bedeuteten diese Worte daher eine Drohung. Auch Nero sagte es so auf und er erbläste.

In diesem Augenblicke trat ein Freigelassener des Kaisers ein, mit der Meldung, die göttliche Augusta wünsche den Präfecten zu sprechen. Tigellinus verneigte sich und ging ruhig, mit verächtlich emporgezogenen Augenbrauen aus dem Atrium.

Nero blieb eine Weile in tiefes Schweigen versunken. Dann sprach er:

„Ich habe eine Viper an meinem Busen genährt.“

Petronius zuckte die Achseln, wie um anzudeuten, daß nichts leichter sei, als dieser Viper den Kopf zu zertreten.

„Wie meinst Du?“ meinte Nero, der seine Bewegung wahrgenommen hatte. „Gieb Du mir einen Rath! Dir will ich vertrauen, denn Du bist gescheiter als Alle, und Du liebst mich.“

„Mein Rath ist, nach Achaja zu fahren.“

„Ach!“ rief Nero, „ich hatte Besseres von Dir erwartet. Beim Hades! Wenn der Senat und das Volk nur einen Kopf hätte, dann —“

„Verzeihe, Göttlicher, aber, wenn man Rom behalten will, muß man wenigstens einige Römer am Leben lassen,“ erwiderte Petronius lächelnd.

In diesem Augenblicke trat Poppäa ein, gefolgt von Tigellinus. Der Letztere trug das Haupt so stolz erhoben wie ein Triumphator.

Er verneigte sich vor dem Kaiser und sagte mit ernstem Nachdruck:

„Höre mich an, göttlicher Imperator, denn ich habe gefunden, was Du suchtest. Das Volk schreit nach Rache und will ein Opfer haben, aber nicht nur Eines, nein, Hunderte, Tausende von Opfern. — Nun also, hast Du je von Christum gehört, den Pontius Pilatus kreuzigen ließ? Und weißt Du, wer die Christen sind? Das Volk haßt sie und mit Recht. Niemand hat sie noch in unseren Tempeln gesehen, denn sie halten unsere Götter für böse Geister; nie sieht man sie im Stadium, denn sie wollen von den Wettrennen nichts wissen. Kein Christ hat Dir je Beifall gespendet, und keiner will Dir die Göttlichkeit zuerkennen. Mit einem Worte, sie sind Feinde des Menschengeschlechtes, Feinde der Stadt, Deine Feinde! Das Volk will Rache nehmen — sie sei ihm gegönnt! Bisher hat es Dich verdächtigt — von nun an mag sich sein Argwohn auf Andere richten.“

Nero hörte ihn anfangs staunend an. Doch je weiter Tigellinus sprach, desto lebhafter zuckte es in den Zügen des Kaisers. Sein Schauspielergesicht brüdete abwechselnd Schmerz, Jorn, Mitleid und Entrüstung aus. Er erhob sich plötzlich von seinem Sitze, warf die Toga ab und rief in tragischem Tone:

„Zeus, Apollo, Hère, Persephone und Ihr unsterblichen Götter Alle, warum seid Ihr uns nicht zu Hilfe gekommen? Was hat diese unglückliche Stadt den Grausamen gethan, daß sie sie in so unmenschlicher Weise zerstörten?“

„Sie sind Feinde des Menschengeschlechtes und Deine Feinde,“ sagte Poppäa.

„Sei gerecht! Strafe die Brandleger! Die Götter selbst fordern zur Rache auf!“ riefen mehrere Stimmen durcheinander.

Die Stirn des Petronius umwölkte sich. Er dachte an die Gefahr, die Lygia, Vinicius und all die anderen unschuldigen Menschen bedrohte, und nach kurzem Bedenken beschloß er einen Versuch zu deren Rettung zu machen. Er wußte wohl, daß es ein gefährliches Spiel sei, das er spiele, aber er nahm in derselben nachlässig sicheren Weise das Wort, die er jedesmal anwendete, wenn es galt, einen Einfall des Kaisers oder eines Augustianers zu kritisiren.

„Also Ihr habt Euer Opfer gefunden!“ rief er. „Das ist ja recht schön. Ihr könnt die Leute in die Arena schicken oder sie mit der „Schmerzenstunica“ bekleiden. Niemand wird Euch daran hindern. Vorher hört aber noch meine Meinung! Wenn man die Macht in Händen hat und über die Prätorianer verfügt, so sollte man wenigstens dann, wenn einen niemand hören kann, aufrichtig sein. Wenn Ihr die Christen dem Volke ausliefern wollt, damit es sich an ihren Martern ergöze, gut, thut es — aber habt den Muth, Euch selber einzugesehen, daß nicht sie es waren, die Rom in Schutt und Asche legten. Ihr habt mir den Beinamen *arbitor elegantiarum* gegeben — und als solcher erkläre ich offen, daß mich derartige Komödien anwidern. Phy! O, wie mich das an die schlechten Schauspieler der *porta asinaria* erinnert, die Götter und Könige darstellen, und wenn die Komödie aus ist, Zwiebeln essen und saueren Wein saufen! Und Ihr könntet doch wirklich Götter und Könige spielen, denn Ihr könnt Euch das gestatten! Bei der göttlichen

Nio! Würde es nicht heißen, Nero, der Beherrscher der Welten, Nero, der Gott, hat Rom eingedäschert, weil er auf Erden so mächtig war wie Zeus im Olymp! Nero, der Künstler, hat die Poesie so über alles geliebt, daß er ihr sogar die Heimat aufopferte! Seit dem Bestande der Welt hat keiner etwas Ähnliches gewagt! O, Nero! Was wäre, mit Dir verglichen, Priamus? Was Achilles? Was Agamemnon? Ja, was wären die Götter? Ob es eine gute That war, Rom anzuzünden, ist ganz Nebensache — genug, daß sie groß war und außergewöhnlich! Ich beschwöre Dich, Göttlicher, habe Muth! Sei wahr, damit es nicht einst heiße, Nero ließ Rom anzünden, aber er war nicht großdenkend genug, die große That einzugesehen, sondern schob sie aus Furcht auf Schulblose!“

Nach diesen Worten trat ein Augenblick tiefer Stille ein. Poppäa und alle Anwesenden hingen an Nero's Zügen, der die Lippen aufwarf, wie es seine Gewohnheit war, wenn er sich in Verlegenheit befand. Nebstbei drückten seine Mienen Verdruß und inneres Widerstreben aus.

Tigellinus, der es bemerkte, rief lebhaft:

„Gestatte mir, mich zurückzuziehen, o Herr! Meine Ohren können es nicht mit anhören, wenn man Dich lächerlich macht, wenn man Dich einen Brandstifter, einen Kleindenkenden und einen Komödianten nennt.“

„Ich habe das Spiel verloren,“ dachte Petronius. Laut aber sagte er, Tigellinus mit der ganzen Verachtung messend, die er als großer Herr und überlegener Geist für den Elenden immer gefühlt hatte:

„Dich habe ich einen Komödianten genannt, Tigellinus, Dich, und Du beweist es in diesem Augenblicke.“

„Weil ich Deine beleidigenden Ausfälle nicht anhören mag?“

„Nicht darum, sondern weil Du dem Kaiser grenzenlose Ergebenheit vorheuchelst, und ihm doch erst vorhin mit Deinen Prätorianern gedroht hast; glaubst Du, wir Alle und er selbst hätten Dich nicht verstanden?“

Tigellinus, der nicht darauf gefaßt war, daß Petronius eine Anspielung auf jene Scene wagen werde, verlor seine Sicherheit und brachte kein Wort der Erwiderung hervor. Doch Poppäa kam ihm zu Hilfe.

„Herr, wie kannst Du gestatten,“ rief sie, „daß ein solcher Gedanke durch das Hirn eines Sterblichen gehe! Wie kannst Du erlauben, daß man ihn in Deiner Gegenwart ausspreche!“

„Strafe den Frechen!“ rief Vitellius.

Nero heftete die verglasten, kurzlichtigen Augen auf Petronius, warf die Lippen noch mehr auf und sagte vorwurfsvoll:

„So vergilst Du mir meine Freundschaft?“

„Hatte ich unrecht, so beweise es mir,“ antwortete Petronius. „Meine Worte waren nur von der Liebe zu Dir eingegeben.“

„Strafe den Frechen!“ wiederholte Vitellius.

„Ja, thue es!“ riefen mehrere Stimmen.

Im Atrium entstand eine lebhafte Bewegung. Die Nächststehenden begannen von Petronius wegzurücken, ja sogar Tullius Senecio und der junge Nerba entfernten sich von ihm. Bald

stand er ganz allein auf der linken Seite, doch, als merkte er nichts davon, ordnete er die Falten seiner Toga und wartete ruhig auf den Ausspruch des Kaisers.

Dieser aber sagte nach einer kurzen Pause: „Ihr verlangt seine Bestrafung, aber er ist mein Freund und Gefährte, und wie tief mein Herz auch durch ihn verwundet wurde, es kennt für den Freund nur Eines — die Verzeihung.“

„Mein Spiel ist aus,“ dachte Petronius.

Der Kaiser aber erhob sich von seinem Sitze und die Berathung war zu Ende.

XVI.

Während sich Petronius nach Hause begab, ging Nero in das Atrium der Augusta hinüber und Tigellinus begleitete ihn. Sie fanden dort mehrere Leute vor, die mit dem Präfecten zu sprechen gekommen waren, meist Priester vom jenseitigen Tiberufer; in ihrer Begleitung befand sich Chilon Chilonides.

Poppäa machte den Kaiser auf den Griechen aufmerksam, und Nero wendete sich an ihn mit der Frage:

„Wer bist Du?“

„Dein Bewunderer, Ostris, und nebstbei ein armer Stoiker.“

„Ich hasse die Stoiker,“ sagte Nero. „Ich kann den Trazeas, den Musonius, den Kornutus und wie sie Alle heißen, nicht leiden. Mir ist ihre Sprache ebenso widerwärtig wie ihre Kunstverachtung, ihre freiwillige Armuth und ihre Armseligkeit.“

„Herr, Dein Lehrer Seneca hat tausend Stühle aus Cedernholz. Wenn Du befehlst, will ich gern zweimal so viel haben. Ich bin Stoiker aus Noth. Umwinde meinen Stoicismus mit Rosenkränzen, Du Strahlender, und er wird beim gefüllten Weintruge die lautesten anacreontischen Lieder singen, allen Epikuräern zum Trost.“

Nero, dem der Beiname „Strahlender“ wohlgefiel, lächelte und sagte:

„Du gefällst mir!“

„Der Mensch ist sein eigenes Gewicht in Gold werth,“ rief Tigellinus.

„Dein Glaube verbietet Dir wohl nicht, mich Gott zu nennen?“

„O, Unsterblicher! Mein Glaube bist Du! Die Christen haben gegen diesen Glauben gefrevelt und darum hasse ich sie.“

„Was weißt Du von den Christen?“

„Erlaubst Du mir, Thränen zu vergießen, Göttlicher?“

„Nein,“ sagte Nero, „das langweilt mich.“

„Und Du hast tausendmal recht, denn Augen, die Dich sahen, sollten ewig trocken bleiben. Herr, schütze mich vor meinen Feinden!“

„Sprich von den Christen,“ unterbrach ihn Poppäa ungeduldig.

„Es soll geschehen, wie Du befehlst, Isis!“ erwiderte Chilon. „Als ich zum erstenmale von den Christen als von einer neuen Lehre hörte, hoffte ich wieder einige Körnchen Wahrheit zu erschnappen, und machte zu meinem Unglücke die Bekanntschaft dieser Menschen. Ja, zu meinem Unglücke! Wenn

Sophokles meine Erlebnisse kennen würde! — Doch, was sage ich! Mich hört ja ein Größerer als Sophokles!“

„Du Armer!“ rief Poppäa.

„Nein, Herrin, wer das Antlitz Aphroditens geschaut, ist nicht arm, und ich sehe es in diesem Augenblicke. — Doch vernimmt weiter! In Rom bewarb ich mich um Zutritt zu den Häuptern der Christen, und machte auch die Bekanntschaft ihres Oberpriesters und eines zweiten, den sie Paul nennen. Ich war auf dem Friedhofe, wo sie ihre abscheulichen Ceremonien abhalten, die sie Gottesdienst nennen. Dort sah ich wie Glaucus — ein Elender, Herr, der einmal fast zum Mörder an mir Armen, der ihm vertraute, geworden wäre — also, ich sah, wie Glaucus Kinder abschlachtete, mit deren Blut der Apostel dann die Häupter der Anwesenden besprengte. Dort sah ich auch Hygia, die Ziehtochter der Pomponia Gracina. Sie rühmte sich, daß auch sie, wenn auch kein Blut, so doch den Tod eines Kindes bringe, weil sie die kleine Augusta, Deine Tochter, Osiris, und die Deine, Isis, berufen habe.“

„Hörst Du es, mein Kaiser!“ rief Poppäa.

„Sollte das möglich sein?“ rief Nero.

„Als ich diese frevelhaften Worte vernahm,“ fuhr Chilon fort, „da übermannte mich der Zorn, und ich sprang auf die Hygierin zu, um sie mit meinem Messer zu durchbohren. Leider wurde ich aber durch den edlen Vinicius daran verhindert, der sie liebt.“

„Vinicius? Sie ist ihm ja durchgegangen.“

„Ja sie flüchtete sich, er aber suchte sie wieder auf, denn er kann ohne sie nicht leben. Ich war dabei, als Kroto, den

Vinicius der Sicherheit wegen mitnahm, von Hygia's Sklaven Ursus erwürgt wurde."

"Beim Hercules!" rief Nero. "Wer den Kroto erwürgte, ist einer Bildsäule auf dem Forum würdig. Aber, entweder Du lägst, Alter, oder Du irrst Dich, denn ich weiß, daß Vinicius den Kroto erstach."

"So werden die Götter von den Menschen belogen! O Herr! Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie Ursus dem Kroto die Rippen eindrückte. Auch den Vinicius hätte er getödtet, wenn Hygia nicht für ihn gebeten hätte. Der Tribun war lange krank, so übel hatten ihm die Christen mitgespielt; jetzt aber ist er selbst Christ geworden."

"Vinicius?"

"Ja wohl."

"Am Ende auch Petronius?" fragte Tigellinus begierig.

Chilon rieb sich die Hände, wand sich wie ein Aal und sagte:

"Ich bewundere Deinen Scharfblick, Herr! O! es wäre nicht unmöglich! Ganz und gar nicht unmöglich!"

"Jetzt begreife ich, warum er die Christen so eifrig in den Schutz nahm."

Nero aber lachte.

"Petronius Christ! Petronius ein Feind der heiteren Lebenslust! Seid doch keine Dummköpfe und verlangt nicht, daß ich das glaube."

"Vinicius aber ist Christ geworden, Herr! Bei dem blendenden Glanze, den Du ausstrahlst, Göttlicher, ich spreche die

Wahrheit. Pomponia Gräcina ist Christin, der kleine Aulus. Hygia und Vinicius sind getauft, wie sie das nennen. Dem Vinicius habe ich treu gedient, er aber ließ mich meinem Feinde Glaucus zuliebe peitschen, wiewohl ich ein alter Mann bin und damals obendrein krank war und hungrig. Das vergesse ich ihm nicht; ich habe es ihm beim Hades zugeschworen. O Herr, räche die Unbill, die mir widerfahren! Ich liefere sie Euch aus, Alle, Alle!"

"Ja, räche unser Kind!" fiel Poppäa ein.

"Beeilt Euch!" rief Chilon, "denn Eile thut Noth. Vinicius hilft ihr sonst zu entkommen."

Tigellinus warf dem Kaiser einen fragenden Blick zu.

"Wäre es nicht angezeigt, Göttlicher, sich auch zugleich Onkel und Neffen vom Halse zu schaffen?"

Nero dachte einen Augenblick nach. Dann aber meinte er:

"Nein, nicht jetzt! Die Leute würden es sich doch nicht einreden lassen, daß Petronius, Vinicius oder Pomponia Gräcina Rom anzünden ließen. Sie hatten zu schöne Häuser. Jetzt sind andere Opfer am Plage; jene kommen später an die Reihe."

"Ich bitte Dich um Soldaten zum Schutze," bat Chilon.

"Das ist Sache des Tigellinus."

"Ja, und Du kannst indessen bei mir wohnen," sagte der Präfect. Chilon strahlte vor Freude.

"Ich liefere sie Alle aus! Alle! Aber beeilt Euch nur, beeilt Euch!" rief er mit heiserer Stimme.

XVII.

Petronius hatte sich inzwischen nach seinem Hause tragen lassen, das ausnahmsweise vom Feuer verschont geblieben war, vielleicht, weil ein großer Garten es von drei Seiten umgab.

Während die Sänftenträger ihn gleichmäßigen Schrittes heimbrachten, beschäftigte sich Petronius mit seiner gegenwärtigen Lage. Er wußte, daß der Anfang vom Ende für ihn gekommen war, aber er war scharfsinnig genug, seinen Untergang nicht als unmittelbar bevorstehend zu betrachten. Nero hatte sich durch die schönen Worte über Freundschaft und Vergebung gewissermaßen die Hände gebunden, und mußte nun erst einen passenden Vorwand suchen. Es konnte geraume Zeit vergehen, bis er einen solchen gefunden hatte. Und jetzt hatte er ja die Christen, um sich Zerstreuung zu verschaffen.

Bei diesem Gedanken angelangt, fiel Petronius die Gefahr ein, die seinen Neffen noch eher als ihn selbst bedrohte, und er beschloß, ihn zu retten.

Die „insula“ des Vinicius war eine Beute der Flammen geworden und der junge Mann wohnte bei Petronius.

„Hast Du Thigia heute gesehen?“ fragte er den Neffen beim Eintritte.

„Ja; ich war soeben bei ihr.“

„Mache Dich auf und lehre augenblicklich zu ihr zurück. Dann fliehe mit ihr, wo immer hin, wenn es sein muß, nach Afrika oder über die Alpen!“

Und mit knappen Worten erzählte er, was im Zuge war, und in welcher Gefahr die Bekenner Christi schwebten.

Vinicius verlor keine Zeit mit Fragen oder mit Ausrufen des Entsetzens. Er hörte mit drohend gerunzelten Brauen zu, dann eilte er zur Thür.

„Ich gehe,“ sagte er.

Petronius hatte kaum mehr Zeit ihm nachzusehen, daß er durch einen Sklaven Nachricht von sich geben möge, so rasch war er aus dem Atrium verschwunden.

Der Eintritt Eunice's riß Petronius aus dem ernstesten Sinnen, in das er nach dem Fortgange des Neffen verfallen war. Ihr Anblick scheuchte die Sorgenfalten von seiner Stirn, und in dem durchsichtigen, weissenfarbenen Gewande, das sie trug, war sie auch wirklich schön wie eine Göttin.

„Was bringst Du, Charitin?“ fragte Petronius, indem er ihr entzündet beide Hände entgegenstreckte. „Bei den Painen von Pathos! In dieser „coa vestis“ erscheinst Du mir wie Aphrodite, mit einem Streifen Himmels bekleidet.“

„O Herr,“ sprach Eunice demüthig.

„Komm', schling Deinen Arm um mich, und reich mir Deine Lippen. — Sag', liebst Du mich?“

„Zeus selber könnte ich nicht mehr lieben,“ sagte Eunice.

• Dabei preßte sie ihren Mund auf den seinen und bebt vor Glück.

„Und wenn wir uns trennen müßten?“ meinte Petronius plötzlich.

Eunice sah ihn erschrocken an.

„Herr, wär's möglich?“

„Nein, nicht jetzt; fürchte Dich nicht! — Aber es wäre möglich, daß ich eine weite Reise antreten müßte.“

„So nimm mich mit,“ bat sie.

Petronius antwortete nicht auf diese flehende Bitte.

„Blüht der Asphodelus noch im Garten?“ fragte er ausweichend.

„O Herr! Die Cyressen und das Gras sind versengt; die Myrten stehen entlaubt, der ganze Garten ist wie todt.“

„Ganz Rom wird bald zum Friedhof werden,“ erwiderte Petronius gedankenvoll. Dann aber rief er plötzlich:

„Komm' zum Mahle, Goldhaarige! Beim Gürtel der Venus! Nie noch fand ich Dich so schön wie heute!“

Sie saßen noch an der rosen geschmückten, mit prächtigen Goldgefäßen bedeckten Tafel, als der Vorgesetzte des Atriums in den Saal trat.

„Herr,“ sprach er mit ängstlich bebender Stimme, „ein Centurio steht mit einer Abtheilung Prätorianer vor dem Thore und begehrt auf Befehl des Kaisers mit Dir zu sprechen.“

Da Nero sich gewöhnlich nicht der Prätorianer zu bedienen pflegte, wenn er seinen Freunden eine Botschaft sendete, so wies- sagte das Erscheinen des Centurio an der Spitze der Soldaten nichts Gutes. Doch Petronius zeigte keinerlei Aufregung und sagte nur wie gelangweilt:

„Man hätte mich doch in Ruhe essen lassen können!“

Dann wandte er sich an den Atrienflügel und sagte:

„Lass' eintreten.“

Einen Augenblick später hallten draußen schwere Schritte, worauf der Centurio Aper in voller Rüstung, mit dem Helm auf dem Kopfe, in den Saal trat.

„Edler Herr,“ sprach er, „ich habe ein Schreiben des Kaisers zu überbringen.“

Petronius streckte nachlässig die weiße Hand danach aus und reichte das Täfelchen, nachdem er einen Blick darauf geworfen, seiner Freundin Eunice.

„Er will Abends einen neuen Gesang aus der Troica zum Besten geben, und ladet mich dazu ein.“

Bei sich aber sprach er, als der Centurio sich entfernt hatte:

„Der Feuerbart fängt an sein Spiel mit mir zu treiben. Er wollte mich erschrecken, darum sandte er mir die Einladung durch einen Centurio, den er sicher ausfragen wird, mit welcher Miene ich ihn aufgenommen habe. Aber Du wirst nicht viel Freude an mir erleben, Du boshafter und grausamer Kobold!

Ich weiß, daß ich Deiner Rache nicht entgehe, aber wenn Du hoffst, mich vor Dir demüthig zittern zu sehen, dann irrst Du.“

Nach diesem Selbstgespräche machte er den gewohnten Spaziergang, und ließ sich Abends, stolz und schön wie ein Gott auf den Palatin tragen. Die Augustianer, verwundert darüber, daß er eine Einladung erhalten hatte, wichen ihm aus, als sie ihn in ihre Reihen treten sahen; aber er schritt so gleichgiltig und selbstbewußt an ihnen vorüber, daß sie nicht wußten, was sie davon denken sollten.

Der Kaiser that, als bemerkte er ihn nicht und erwiderte seinen Gruß nicht, anscheinend ganz von einem interessanten Gespräche in Anspruch genommen. Doch später, während des Vortrages, forschte Nero's Blick, einer alten Gewohnheit folgend, doch wieder eifrig, ja ängstlich in des Petronius' Zügen, der bald die Brauen zusammenzog, bald zustimmend mit dem Kopfe nickte, immer aber mit angestrenzter Aufmerksamkeit zuhörte. Als der Kaiser geendet hatte, lobte Petronius einzelne Stellen, tabelte andere, ganz wie sonst, und Nero ließ sich mit ihm in alter Weise in ein längeres Gespräch ein.

„Im letzten Gesange wirst Du sehen, warum ich gerade dieses Wort wählte,“ sagte er, als Petronius die Richtigkeit eines bestimmten Ausdrucks angezweifelt hatte.

„Ach so,“ dachte Petronius, „ich soll also den letzten Gesang noch erleben.“

Auch die Anderen dachten Aehnliches, und Einige fingen wieder an, sich ihm zu nähern. Beim Abschiede aber fragte Nero mit halbgeschlossenen Augen, die vor boshafter Freude funkelten:

„Weshalb ist Vinicius nicht erschienen?“

„Deine Einladung traf ihn nicht zu Hause an, Herr,“ erwiderte Petronius.

„Sage ihm, daß ich ihn gern gesprochen hätte, und trage ihm auf, ja nicht bei den Spielen zu fehlen, in denen die Christen auftreten werden.“

Diese Aeußerung beunruhigte Petronius Pygia's wegen, und es drängte ihn, nach Hause zu kommen, wo er Nachricht von Vinicius zu finden erwartete.

„Ist der edle Vinicius zurückgekehrt?“ fragte er den Thürsteher, und als der Sklave bejahte, fühlte er eine lebhafteste Enttäuschung.

„Er hat sie also nicht mehr retten können,“ dachte er.

Im Atrium fand er den jungen Patrizier auf einem Dreifuß sitzend; als er die Schritte des Freundes vernahm, hob er den Kopf und sah mit feberglühenden Augen zu Petronius empor.

„Du bist zu spät gekommen?“ fragte dieser.

„Ja. Sie wurde schon Vormittag in Haft genommen.“

Ein kurzes Schweigen folgte.

„Hast Du sie gesehen?“

„Ja.“

„Wo ist sie?“

„Im Mamertinischen Kerker.“

Petronius schauderte und er sah Vinicius fragend an.

Dieser verstand ihn.

„Nein, nein! Sie ist nicht im Tullianum,*) nicht einmal im mittleren Kerker. Ich habe den Aufseher bestochen, und der überläßt ihr seine Stube. Ursus liegt auf der Schwelle und bewacht sie.“

„Warum ließ er es überhaupt zu, daß man sie gefangen nahm?“

*) Der tiefste, schrecklichste Theil des Gefängnisses

„Es waren fünfhundert Prätorianer ausgerückt. Der Uebermacht mußte er weichen.“

„Was willst Du thun?“ fragte Petronius.

„Sie retten oder mit ihr sterben! Auch ich bin ein Christ!“ rief Vinicius, und aus seinen Augen strahlte ein düsteres Feuer.

Während der nächsten Tage versuchte der Liebende alles Erdennliche, um Pygia zu retten. Er suchte der Reihe nach alle Augustianer auf, und er, der Stolz, bettelte um Hilfe. Dem Tigellinus ließ er seine sicilianischen Besitzungen anbieten, doch dieser lehnte alles ab; er mochte es mit der Augusta nicht verderben. Da wollte Vinicius zum Kaiser, und ihn im Staube um Gnade anflehen.

Doch Petronius hielt ihn zurück.

„Und was thust Du, wenn er „Nein“ sagt,“ sagte er, „oder wenn er Dir mit einem Scherze antwortet, oder mit einer schändlichen Drohung? Nein, nein, versuche alles, nur das nicht; bedenke, was Sejan's Tochter vor ihrem Tode über sich ergehen lassen mußte!“

Petronius, dem es darum zu thun war, im Kampfe mit Tigellinus wenigstens in dieser einen Angelegenheit noch Sieger zu bleiben, sparte inzwischen gleichfalls weder Zeit noch Mühe. Er sprach mit Seneca, Domitius Oser, Crispinilla, mit Diodor und dem schönen Pythagoras, dem der Kaiser nicht leicht eine Bitte abschlug, aber alle seine Bemühungen blieben ohne Erfolg. Das Einzige, was zu erreichen war, bestand in Erleichterungen für die Gefangene; durch Acte, die Pygia im Gefängnisse aufsuchte, bekam sie bessere Nahrung und Kleidung und wurde vor den Roheiten des ohnedies bestochenen Aufsehers geschützt.

Vinicius lebte kaum; er wankte wie ein Schatten einher. Petronius betrachtete ihn oft mittheilig, und er reichte ihm von Zeit zu Zeit einen Strohalm, daran sich der Unglückliche wieder eine Zeit aufrecht hielt. Eines Tages raunte er ihm zu:

„Ich habe Nachrichten für Dich. Der Kaiser war heute bei Senecio und die Augusta mit ihm. Ich weiß nicht, was ihr einfiel, den kleinen Rufius mitzubringen. Vielleicht hoffte sie durch seine Schönheit des Kaisers Herz zu erweichen, aber das arme Kind schlief unglücklicherweise ein, während Menobarbus vorlas. Vom Zorne übermannt, schleuderte dieser seinen Becher nach dem Knaben, der schwer verwundet zusammenbrach. Poppäa fiel in Ohnmacht, der Kaiser aber rief: „Ich habe den Wechselbalg satt!“ — Das bedeutet den Tod!“

„Gottes Gericht hat die Augusta ereilt,“ versetzte Vinicius. „Doch warum erzählst Du mir das?“

„Weil Poppäa jetzt vielleicht zu versöhnen sein wird. Ich sehe sie heute Abends und werde sie zu überreden suchen.“

„Ich danke Dir für die gute Nachricht,“ sagte Vinicius aufathmend.

„Du aber nimm ein Bad und begieb Dich zur Ruhe,“ rief Petronius. „Deine Lippen sind blau und Du fieberst.“

Vinicius fragte statt aller Antwort:

„Wann soll der erste „ludus malutinus“ stattfinden?“

„In zehn Tagen. Doch wird sie ja nicht gleich an die Reihe kommen. Je mehr Zeit wir gewinnen, desto besser ist es. Also nur Muth! Es ist noch nicht alles verloren.“

Damit begab sich Petronius zur Augusta. Er traf sie am Bette des kleinen Rufius, der im hitzigen Fieber lag. Sie wollte von Vinicius und Hygia nichts hören, denn alle ihre Gedanken gehörten jetzt dem bedrohten Leben ihres Lieblinges, das sie

um jeden Preis erhalten wollte. Aber Petronius jagte ihr Angst ein.

„Du hast eine neue, unbekannte Gottheit beleidigt,“ sagte er. „Wer weiß, ob dieses Unglück nicht schon die Rache des Christengottes ist, und ob das Leben des Rufius nicht von Deinem weiteren Benehmen abhängt.“

„Was meinst Du, daß ich thun soll?“ fragte Poppäa angstvoll.

„Die zürnende Gottheit versöhnen.“

„Ja, aber wie?“

„Hygia, die Du verfolgst, ist krank. Bitte den Kaiser und befehl dem Tigellinus, daß sie das Mädchen freigebe.“

„Glaubst Du, daß ich die Macht habe?“ fragte sie verzweifelt.

„Nun, so thue etwas anderes. Wenn Hygia gesund wird, muß sie in die Arena. Wenn aber die Großvestalin beim Tullianum, sobald die Gefangenen zum Tode geführt werden, die Freilassung eines der Mädchen begehrt, so muß ihr gehorcht werden. Dieses Mädchen nun soll Hygia sein. Erbitte das von der „virgo magna“. Die Christen sagen, ihr Gott sei rachsüchtig, aber gerecht. Wenn Du ihn durch guten Willen versöhnst, wird er Rufius retten.“

Poppäa schwankte einen Augenblick. Dann sagte sie mit gebrochener Stimme: „Ich gehe zur Großvestalin.“

Petronius athmete auf.

„Endlich etwas erreicht!“ dachte er, und er eilte, dem Vinicius die frohe Botschaft zu bringen.

Aber sie freuten sich zu früh. Die Sänfte der Augusta war noch kaum über der Thorschwelle, als zwei Freigelassene des Kaisers in das Gemach schlichen, in dem der kleine Rufius lag. Der Eine warf sich auf die treue alte Dienerin, die an Poppäa's Stelle an dem Bettchen wachte, und verstopfte ihr

den Mund, so daß sie keinen Laut ausstoßen konnte, der Andere betäubte sie durch einen Schlag auf das Hinterhaupt.

Hierauf näherten sie sich dem bewußtlosen Kinde und schickten sich an, ihn mit dem Gürtel der alten Dienerin, den sie ihr abgenommen hatten, zu erwürgen. Das Kind blinzelte nur einmal mit den wunderschönen Augen, und rief nach der Mutter. Dann verschied es. Sein Tod war rasch und leicht. Die Mörder wickelten die kleine Leiche in ein Tuch, bestiegen die bereitgehaltenen Pferde und ritten eilends nach Ostia, wo sie ihre Last ins Meer versenkten.

Als Poppäa bei ihrer Heimkehr das leere Bettchen fand und den Leichnam der Dienerin erblickte, fiel sie in Ohnmacht.

Am dritten Tage befahl ihr Nero, beim Festmahle zu erscheinen. Und sie kam. Schön, stumm und unheildrohend saß sie in der ameisenfarbigen Tunica wie ein Todesengel an seiner Seite.

XVIII.

In ganz Rom hallte der Ruf wieder: „Die Christen für die Löwen!“ — Niemand zweifelte, daß wirklich sie die Brandstifter seien, und die Aussicht auf großartige Schauspiele machte den Gedanken an die Rache besonders süß. Die Spiele sollten an Riesenhaftigkeit alles bis dahin Gesehene übertreffen, und die Vorstellungen sollten sich in Folge der großen Anzahl der Gefangenen auf Tage, Wochen, ja Monate ausdehnen. Die Gefängnisse waren überfüllt; man wußte nicht mehr, wo man alle verhafteten Christen unterbringen sollte.

Nero hatte, um die versprochenen Schauspiele zu veranstalten, mehrere Amphitheater erbauen lassen, darunter ein riesiges, an welchem Tausende von Handwerker Tag und Nacht

arbeiteten. Das Volk erzählte sich Wunder von der Pracht der Ausschmückung. Es funkelte an den Brustungen von Bronze, Bernstein, Perlmutter, Elfenbein und Schildpatt; ein ungeheures purpurfarbiges „velarium“ schützte vor der Sonne, und Canäle voll eisigen Gebirgswassers spendeten wohlthuende Kühle.

Am Tage der ersten Vorstellung fand sich das Volk denn auch in solcher Menge ein, daß das Hineinströmen stundenlang dauerte. Nero, der die Römer durch entgegenkommendes Wesen gewinnen wollte, kam früher als sonst, und als er mit allen Augustianern Platz genommen hatte, bot der Circus wirklich einen überraschend schönen Anblick.

Die unteren Sitze, wo lauter Logaträger Platz genommen hatten, schimmerten weiß wie Schnee. Auf dem vergoldeten Podium saß der Kaiser mit dem Diamantenhalsbande, einen goldenen Kranz auf dem Haupte, thronend wie ein Gott. Neben ihm die düster schöne Augusta, die Vestalinnen in ihren weißen Gewändern, die Senatoren und Ritter, und höher oben war es schwarz von Menschenköpfen, über denen Rosen-, Lilien- und Epheugewinde sich von Pfeiler zu Pfeiler schlangen.

Mit den Augustianern war auch Petronius gekommen, der Vinicius in seiner Sänfte mitgebracht hatte. Hygia war krank und besinnungslos, und befand sich daher nicht unter den heutigen Opfern, so viel hatten die Wächter ihm verrathen.

„Höre, was mir noch eingefallen ist!“ sagte Petronius, als der Neffe neben ihm Platz nahm. „Doch, während Du mir zuhörst, richte Deinen Blick auf Rigidia, damit es so aussieht, als sprächen wir von ihr, denn Tigellinus und Chilon beobachten uns. Also höre! Wie wäre es, wenn man Hygia in einen Sarg legen und für todt aus dem Gefängnisse tragen ließe? Denke darüber nach.“

Ob Vinicius antworten konnte, wurden sie von Tullius Senecio mit der Frage unterbrochen, ob man wohl den Christen Waffen geben werde?

„Wir wissen es nicht,“ antwortete Petronius.

„Wenn man ihnen doch welche gäbe!“ meinte Senecio, „sonst ist es die reine Schlächtere!“

Der Anfang der Spiele, die gewöhnlichen Gladiatoren und Andabatenkämpfe erregten bei den Augustianern und Rittern nur geringes Interesse, das Volk aber johlte vor Vergnügen, als das erste Blut floß, und zum erstenmale das verhängnißvolle „Per actum est!“ ertönte.

Endlich war die Arena mit Todten und Verwundeten bedeckt, und an die Sieger wurden Belohnungen, Kränze, Delzweige vertheilt. Damit war die erste Abtheilung zu Ende, und in der Rastpause wurden Erfrischungen herumgereicht. Das Volk that sich an den Braten, dem süßen Backwerk, dem Wein, dem Del und den Früchten gütlich; die Leute schwakten und lachten und ließen den Kaiser hoch leben.

Die Augustianer unterhielten sich indessen auf Chilon's Kosten, der sich vergebliche Mühe gab, zu beweisen, daß er den Anblick von Kämpfen und Blutvergießen ebenso gut vertrage wie die Anderen. Sein Aussehen aber strafte ihn Lügen. Er war todtenblaß und Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

„Ha! Ha! Der Grieche kann keine zerrissenen Menschenhäute sehen!“ spottete Vatinius, ihn beim Barte zupfend.

Chilon fletschte seine zwei letzten gelben Zähne und lachte mit blassen Lippen.

„Mein Vater war kein Schuster, darum kann ich sie nicht flicken,“ versetzte er schlagfertig.

„Macte! Habet!“ riefen mehrere Stimmen.

Anderer jedoch fuhren fort ihn zu verhöhnen.

„Er kann nichts dafür, daß er an Stelle des Herzens ein Stück Käse im Leibe hat!“

So fielen sie über den Alten her und er blieb ihnen keine Antwort schuldig. Nero applaudirte, lachte und eiferte die Parteien an. Petronius aber berührte den Arm des Griechen mit seinem Eisenbeinstäbchen und sagte kalt:

„Ganz recht, Philosoph, aber Du bist doch im Irrthum! Die Götter wollten einen gewöhnlichen Schurken aus Dir machen, und Du wurdest ein Dämon, und das ist der Grund, warum Du es nicht aushalten wirst.“

Der Alte sah dem Sprecher ins Gesicht, und er fand zum erstenmale keine beleidigende Entgegnung. Erst nach einer Weile stammelte er mühsam:

„Doch! Ich werde es aushalten —“

Da erschollen Trompetenstöße zum Zeichen, daß die Pause zu Ende sei. Endlich sollte an die Christen die Reihe kommen. Da niemand wußte, wie das Schauspiel sich gestalten werde, so sahen Alle mit neugieriger Erwartung ihrem Eintritte entgegen. Das ganze Amphitheater durchflog ein Gemurmel:

„Die Christen! Die Christen!“

Da knarrte das Eisengitter. Die Mastigatoren stießen den üblichen Ruf aus: „In den Sand hinaus!“ und im Nu bevölkerte sich die Arena mit in Thierfellen eingenähten Geschöpfen, die einer Schaar von Waldgeistern glichen. Alle liefen schnell, etwas fieberhaft bis in die Mitte des riesigen Kreises. Dort sanken sie sämmtlich in die Knie und hoben die Hände in die Höhe. Das Volk, in der Meinung, daß sie um Gnade flehten, war wüthend über solche Feigheit; es stampfte, es brüllte: „Die Thiere! Thiere her!“

Da aber ereignete sich etwas Unerwartetes. Aus der Mitte der zottigen Schaar erklangen nämlich singende Stimmen; zum erstenmale in einem römischen Circus erscholl das Lied: „Christus regnat!“

Staunend saß das Volk. Die Verurtheilten aber fangen weiter, die Blide zum Velarium emporgerichtet. Man sah in blasse, aber begeisterte Gesichter, und Alles wußte jetzt, daß sie nicht um Gnade flehten. Sie schienen weder den Circus noch das Volk, weder den Senat noch den Kaiser zu sehen; von ihren Lippen scholl es nur immer lauter und lauter: „Christus regnat!“

Inzwischen war ein anderes Gitter geöffnet worden und ganze Heerden von Hunden sprangen laut bellend in die Arena. Es waren da fahlgelbe, riesige Molosse aus dem Peloponnes, hyänenartig gestreifte Hunde aus den Pyrenäen, ausgehungerte Wolfshunde und hibernische Schäferhunde mit blutunterlaufenen Augen. Ihr Geheul und Gewinsel erfüllte das Amphitheater. Die Christen hatten ihren Gesang beendet und knieten unbeweglich, wie versteinert, so daß die Hunde, über die Regungslosigkeit der vermunnten Gestalten verwundert, anfangs zögerten, sich auf dieselben zu stürzen. Das Volk gerieth darüber in Zorn. Die Leute begannen die Bestien in allen Sprachen aufzuheizen; sie ahmten Thiergebrülle und Hundegebell nach, bis das Amphitheater unter dem wüsten Lärm erdröhnte.

Da stürzte sich eine Meute vorwärts und schlug eine Bresche in die Reihen der Knienden. Das Volk verstummte und blickte mit angestrengter Aufmerksamkeit in die Arena, wo sich bald Knäueln von Menschen- und Thierleibern bildeten. Das Blut floß in Strömen aus den zerfleischten Körpern. In dem Geheule

und Gellasse vernahm man noch klagenbe weibliche und männliche Stimmen in stöhnendem Chor wiederholen: „Pro Christo! Pro Christo!“

Vinicius saß wie ein Todter da, mit verglasten Augen das graufige Schauspiel betrachtend. Obwohl er sicher war, daß Pygia sich nicht unter den Opfern befinde, empfand er namenlose Qual bei dem Gedanken an sie. Er hörte weder das Hundegebell noch das Schreien des Volkes, noch die Stimmen, welche plötzlich riefen:

„Chilon ist in Ohnmacht gefallen!“

Im selben Augenblicke kreischte das vom Blute truntene, sich wie toll geberdende Volk:

„Die Löwen! Die Löwen! Wir wollen die Löwen!“

Dieser Effect hätte für den folgenden Tag aufgespart werden sollen, aber in den Amphitheatern war das Volk Herr; selbst der Kaiser mußte sich seinem Willen beugen. Nero gab denn auch das Zeichen, das Cuniculum zu öffnen, und die Löwen trottelten einer nach dem anderen langsam in die Arena; gelbhaarig, ungeheuer, mit zottigen Mähnen. Sie zwinkerten, vom rothen Schein des Velariums geblendet, mit den Augen, dehnten träge ihre Leiber und öffneten gähnend die Rachen. Bald aber wurden sie unruhig; ihre Rästern blähten, die Mähnen sträubten sich. Dann stürzte sich plötzlich einer auf eine Frauenleiche; er legte ihr die Bordertagen auf den Leib und begann die halb erkalteten Fleischstücken mit der stachligen Zunge zu belecken. Das war das Signal für die anderen, aber die Christenschaar herzufallen. Sie packten ihre Opfer an den Seiten oder beim Kreuz und setzten mit ihrer Beute im Rachen in tollen Sprüngen über die Arena; es war als suchten sie einen verborgenen Winkel, um sie in Ruhe zu verzehren. Andere bekämpften sich gegenseitig

und suchten sich unter lautem Gebrüll ihren Raub zu entreißen. Man hörte die Knochen zwischen ihren Zähnen knacken.

Ein Beifallsdonner erschütterte das Haus; die Menge folgte den Vorgängen in der Arena mit gespannter Aufmerksamkeit. Auch Nero, der seinen Smaragd vor dem Auge hielt, sah mit Interesse zu, und auf den Zügen des Petronius zeigte sich ein Ausdruck von Verachtung. Chilon war schon vor einer Weile in einer Sänfte entfernt worden.

Petrus, der Apostel, stand auf der höchsten Reihe des Amphitheaters und blickte hinunter auf die blutenden Opfer. Niemand beachtete ihn, denn alles blickte nach unten; er aber streckte die Hand aus und segnete die Sterbenden. Manche hoben den Blick zu ihm empor, denn Alle wußten, wo er stand, und wenn sie hoch über sich das Kreuzeszeichen sahen, dann lächelten sie vor dem Sterben. Ihm aber blutete das Herz. Er sprach: „Herr, Dein Wille geschehe, denn sie sterben als Befenner der Wahrheit, Dir zum Ruhme, meine armen Lämmer! — Du hießest mich sie hüten, und ich lege sie in Deine Hände! Zähle ihre Häupter, o Herr, heile ihre Wunden und vergift ihnen das Leid mit himmlischen Freuden!“

Und er segnete Alle, Einen nach dem Anderen, Schaar um Schaar mit dem Zeichen des Kreuzes.

XIX.

Der Versuch, Hygia für todt im Sarge aus dem Gefängnisse zu tragen, war fehlgeschlagen. Alles war aufs vorsichtigste ausgedacht, und aufs beste vorbereitet worden; die Hüter waren bestochen, und die Nacht für die Flucht bereits festgesetzt. Petronius, der voller Zuversicht war und im Stillen bereits über

den Streich, den er dem Tigellinus damit spielen wollte, triumphirte, begleitete Vinicius zum Tempelchen der Libitina, wohin der Sarg gebracht werden sollte, und bei welchem die Maulthiere und Pferde des jungen Patriziers bereit standen.

Endlich erschienen auch die Träger mit einem Sarge und Vinicius sprang darauf zu; Petronius, sowie zwei Sklaven mit einer Sänfte folgten seinem Beispiele.

Aber Nazarius, der Sohn der Miriam, der mit einem Zweiten den Sarg trug, schüttelte traurig den Kopf und sagte mit schmerzbebender Stimme:

„Sie ist es nicht. Wir tragen einen anderen Körper. Man hat sie mit Ursus noch vor Mitternacht in den Esquilinkerker überführt.“

Das war ein unerwarteter Schlag, auch für Petronius. Er war so düster gestimmt, daß er nicht einmal versuchte, dem Vinicius Trost zuzusprechen. An eine Befreiung Hygia's war jetzt nicht mehr zu denken, und Petronius vermuthete, man habe sie deshalb in den unterirdischen Esquilinkerker überführt, damit sie im Tullianum nicht am Fieber sterbe und der Arena nicht entgehe. Man hütete und überwachte sie offenbar eifriger als Andere, weil man sie für einen besonderen Zweck aufsparte.

„Die Glücksgöttin scheint sich von mir abzuwenden,“ dachte Petronius, ergrimmt darüber, daß ihm zum erstenmale im Leben etwas nicht gelingen wollte.

Mitleidig hing sein Blick an Vinicius, der ihn mit weitgeöffneten Augen anstarrte.

„Wie fühlst Du Dich? Du fieberst,“ fragte er besorgt.

Der junge Mann antwortete mit einer Stimme, die müde und gebrochen klang wie die eines kranken Kindes:

„Ich glaube, daß Er sie doch noch retten kann.“

Und noch einmal wiederholte er: „Ich glaube.“

Ein dreitägiger Regen unterbrach die Vorstellungen, die aber mit Beginn des schönen Wetters wieder ihren Anfang nahmen. Der Versuch, die Christen als Gladiatoren verkleidet, sich gegenseitig bekämpfen zu lassen, brachte eine Enttäuschung. Statt sich zu Leibe zu gehen, umarmten sie einander und warfen die Waffen von sich. Es blieb nichts anderes übrig, als wirkliche Gladiatoren gegen sie auszusenden, die denn auch die Wehrlosen im Nu niedermegesteln.

Hierauf folgte eine Reihe mythologischer Bilder: Hercules, der lebendig auf dem Berge Acta verbrannte; Mucius Scaevola, der, ohne eine Klage auszustossen, seine Hand ins Feuer hielt; Icarus und Daedalus, die mittelst einer Art Flugmaschine in die Höhe gehoben und in die Arena hinabgeschleudert wurden, und in denen Chilon den Greis Euricius und dessen Sohn Quartus erkannte.

Den Glanzpunkt der Vorstellung aber sollte der Kreuzestod einer Christenschaar bilden. Man hatte zu diesem Zwecke in der Arena reihenweise große Gruben gegraben und als die Eunicula sich öffneten, trieb man eine Anzahl von nackten, Kreuze tragenden Christen in den Raum. Bald wimmelte die ganze Arena von ihnen. Es waren da Greise, die unter der Last einherwankten, Männer in der Vollkraft der Jahre, Frauen mit offenem Haar, mit dem sie ihre Blöße zu verhüllen strebten, Jünglinge und ganz kleine Kinder. Die Kreuze, sowie die Opfer selbst waren mit Blumen bekränzt.

Unter den für den Kreuzestod Bestimmten befand sich Crispus. Er sah heute anders aus als sonst, ein Epheugewinde schlang sich um seine abgemagerten Lenden und sein Haupt trug

einen Rosenkranz. Seine Augen funkelten energisch wie immer, und sein strenges Fanatiker Gesicht glühte vor heiligem Eifer. Stets zu sterben bereit, freute er sich, daß seine Stunde gekommen sei.

„Danket dem Erlöser,“ sprach er wie immer in scheltendem Tone, „weil er Euch gestattet, denselben Tod zu erleiden, den er gestorben ist. Vielleicht wird Euch ein Theil Eurer Sünden darum erlassen werden. Aber zittert immerhin, denn Gerechtigkeit herrscht über den Sternen, und die Sünder erwartet nicht der gleiche Lohn wie die Gerechten.“

Doch als er also gesprochen hatte, rief eine ruhige, feierliche Stimme von oben herab:

„Und ich sage Euch, daß Christus Euch in seinen Schoß aufnehmen wird! Seid voll Vertrauen, denn der Himmel steht für Euch offen.“

Aller Augen wandten sich empor, auch die schon an den Kreuzen hingen, hoben die bleichen Märtyrerköpfe, Crispus aber streckte die Hand aus, wie zu einer scheltenden Entgegnung. Plötzlich aber knieten seine Knie ein und er flüsterte: „Der Apostel Paulus.“

Dann schlug er an seine Brust.

Im selben Augenblicke näherte sich ein Aufseher dem Apostel und fragte:

„Wer bist Du, daß Du Dich unterfängst, an die Verurtheilten das Wort zu richten?“

„Ein Bürger Roms,“ erwiderte Paulus ruhig.

Hierauf wandte er sich an Crispus und sprach:

„Vertraue, denn es ist heute ein Tag der Gnade! Stirb in Frieden, Diener des Herrn!“

Da ließ Crispus, der von zwei Negern an sein Kreuz genagelt wurde, den Blick in der Runde umherschweifen und rief:

„Setet für mich, Brüder, denn ich sündigte in meiner Sterbestunde.“

Dabei verloren seine starren Züge ihren strengen Ausdruck; sie wurden friedlich und milde. Erst als die Zuseher, die sich nach den mythologischen Bildern zum Theile von ihren Plätzen entfernt hatten, wieder lachend und lärmend das Amphitheater zu füllen begannen, zog der Greis die Brauen zusammen, als verstimme es ihn, daß die Heiden den süßen Frieden seines Todes störten.

Inzwischen waren alle Kreuze aufgerichtet worden, so daß die Arena sich ansah wie ein Wald von Gekreuzigten. Eine solche Unmenge von Kreuzen hatte man noch nie beisammen gesehen; die Dienerschaft hatte Mühe, sich durchzuzwängen. Am äußersten Rande hingen größtentheils Frauen, Crispus aber war als eines der Häupter der Glaubensgemeinde fast unmittelbar vor dem kaiserlichen Podium an ein riesiges, mit Eichenblatt-ranken umwundenes Kreuz geschlagen worden.

Es war ringsum ein langsames, schweigendes Sterben. Keines der Opfer war noch verschieden, aber einige waren in Ohnmacht gefallen und hingen mit auf die Brust gesenkten Köpfen da, wie todt.

Das Volk, das nach dem eingenommenen Umfasse satt und lustig auf seinen eignen Platz genommen hatte, verstummte allmählich; die Menge der Opfer schien es zu verwirren, denn die Leute wetteten nicht einmal, wer zuerst verschieden würde, was sonst ihre Gewohnheit war, wenn es sich um eine kleinere Zahl von Verurtheilten handelte. Nero schien sich zu langweilen, denn er machte sich mit einer trägen Bewegung an seinem Halstuche zu schaffen, während sein Gesicht einen schläfrigen Ausdruck zeigte.

Da öffnete Crispus, der eine Zeit lang halb ohnmächtig mit gesenkten Lidern am Kreuze gehangen war, plötzlich die Augen und heftete sie auf den Kaiser.

Seine Züge nahmen dabei wieder den unerbittlich strengen Ausdruck an, der ihnen früher eigen gewesen, und in seinen Augen glühte eine so düstere Flamme, daß die Augustianer flüsternd mit den Fingern nach ihm wiesen, und Nero schwermüthig seinen Smaragd vor das Auge schob, denn seine Aufmerksamkeit war erregt.

Es herrschte tiefes Schweigen. Aller Blicke hingen an Crispus, der die rechte Hand heftig bewegte, wie um sie vom Holze loszureißen. Dann dehnte sich seine Brust und er rief mit gellender Stimme:

„Wehe Dir! — Muttermörder!“

Die Augustianer wagten nicht zu athmen, Chilon saß wie eine Bildsäule da, und der Kaiser ließ zusammenzuckend den Smaragd fallen.

Auch das Volk hielt den Athem an, als die Stimme des Sterbenden nochmals, und bröhnender als früher, durch den Raum schallte.

„Wehe Dir, Mörder Deines Weibes und Deines Bruders, wehe Dir, Antichrist! Der Abgrund öffnet sich vor Dir, der Tod streckt seine Arme nach Dir aus und Dein Grab wartet. Wehe Dir, lebendiger Leichnam, denn Du wirst in Angst und Schrecken sterben, und Du bist verdammt auf ewig.“

Und statt der angenagelten Hand, die er nicht loszureißen vermocht hatte, schüttelte er seinen weißen Bart gegen das Podium, wobei die Rosenblätter ihm über das Gesicht fielen.

„Wehe Dir, Mörder! Dein Maß ist voll, Deine Zeit ist gekommen.“

Er streckte sich nochmals; seine hageren Arme spannten sich aus, der Leib senkte sich und der Kopf sank auf die Brust herab. Er war todt.

Und um ihn her schlummerten die Uebrigen Eines nach dem Anderen hinüber in den ewigen Schlaf.

XX.

„Herr,“ sagte Chilon, „das Meer ist jetzt spiegelglatt und die Wellen scheinen zu schlafen. Wie wäre es, wenn wir nach Achaja führen? Dort erwarten Dich hohe Ehren, Kränze und Triumphe, dort erwartet Dich der Ruhm Apollon's, während hier, Herr —“

Er brach ab, denn seine Unterlippe zitterte so heftig, daß er nur mehr verständliche Laute hervorbringen konnte.

„Wir fahren, sobald die Spiele zu Ende sind,“ versetzte Nero, die Stirn runzelnd. Aber die Kaltblütigkeit, die er zur Schau trug, war erkünstelt. Die Drohung des Crispus hatte auch ihm Schrecken eingejagt, und er konnte nach der Vorstellung vor Wuth und Scham lange nicht einschlafen.

Der abergläubische Vestinus, der das Gespräch mit angehört hatte, sah sich vorsichtig um und flüsterte dann geheimnißvoll:

„Herr, höre, was dieser Greis sagt. Diese Christen haben etwas Merkwürdiges an sich. — Ihre Gottheit schenkt ihnen offenbar einen leichten Tod, aber wer weiß, ob sie nicht rachsüchtig ist.“

„Ich bin es ja nicht, der die Spiele veranstaltet,“ erwiderte Nero rasch. „Es ist Tigellinus.“

„Ja, ich bin es,“ versetzte Tigellinus prahlerisch. „Ich spotte aller christlichen Götter und die Christen selbst sollen schon durch das Feuer zu Paaren getrieben werden.“

„Wehe mir!“ stöhnte Chilon.

Nero aber, dem Tigellinus' ledes Selbstbewußtsein Zuversicht verliehen hatte, fing herzlich zu lachen an und wies mit dem Finger auf den alten Griechen.

„Seht her! So sieht ein Nachkomme des Achilles aus!“

Chilon war in der That ein Bild des Jammers. Die wenigen Haare, die seinen Schädel bedeckten, waren ganz weiß geworden, und seine Mienen zeigten einen Ausdruck von Unruhe, Furcht und Niedergeschlagenheit. Manchmal schien er wie betäubt. Es kam vor, daß er an ihn gerichtete Fragen nicht beantwortete, und dann wieder brauste er so zornig auf, daß die Augustianer sich hüteten, ihn zu reizen.

Solch ein Augenblick war jetzt gekommen.

„Macht, was Ihr wollt, ich gehe nicht mehr zu den Spielen!“ rief er verzweifelt, und schnalzte mit den Fingern.

Nero sah ihn eine Weile an, worauf er sich an Tigellinus wandte und laut sagte:

„Du wirst darauf achten, daß der Stoiker in den Gärten in meiner Nähe bleibt. Ich bin begierig, welchen Eindruck unsere Fackeln auf ihn machen werden.“

Chilon erschrak vor dem drohenden Tone, in welchem Nero sprach.

„Herr!“ sagte er, „ich werde nichts sehen; ich bin bei Nacht blind.“

Der Kaiser aber versetzte mit einem schrecklichen Lächeln:

„Die Nacht wird hell sein wie der Tag.“

Darauf wendete er sich von Chilon ab, um mit einigen Augustianern über die Wettrennen zu sprechen, die er zu veranstalten gedachte.

Petronius näherte sich dem Griechen, und berührte seinen Arm:

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß Du es nicht aushalten wirst?“

Chilon antwortete nichts als:

„Ich will mich betrinken.“

Aud er langte mit zitternder Hand nach einem Becher, doch er brachte ihn nicht bis an die Lippen. Vestinus, neugierig und erschrocken, nahm ihm den Becher ab und fragte:

„Jagen Dich die Furien?“

Der Alte glogte ihn mit offenen Augen an, als habe er ihn nicht verstanden. Er antwortete nicht, sondern fragte nach einer Weile:

„Was sind das für Fadeln, von denen der Kaiser sprach?“

„Das ist so! Man belleidet die Leute mit der Schmerzstunica, bindet sie an Säulen und zündet sie an. Wenn uns nur der Christen Gott keine Plage über den Hals schickt. — Beim Hades! Das ist eine grauenvolle Züchtigung.“

„Aber es wird wenigstens kein Blut fließen. Das ist mir lieber,“ erwiderte Chilon, indem er abermals vergeblich versuchte, den Becher an den Mund zu führen.

Der alte Domitian hatte sich inzwischen über die Christen lustig gemacht.

„Es sind ihrer so viele, daß ihnen nichts leichter wäre als einen Bürgerkrieg zu entfesseln, und statt dessen sterben sie wie die Schafe.“

Darauf bemerkte Petronius:

„Du irrst Dich. Sie wehren sich.“

„Wieso denn?“

„Mit ihrer Geduld.“

„Es ist wahr, ihre Art zu sterben, ist merkwürdig.“

„Ich sage Euch, sie sehen ihren Gott,“ rief Vestinus.

Einige Augustianer wendeten sich an Chilon mit der Frage:

„Nun, Alter, Du kennst sie ja so gut; sage uns, was sehen sie?“

Der Grieche spie den Wein aus, den er im Munde hatte, und besleckte seine Tunica damit.

Er zitterte so heftig, daß die neben ihm Sitzenden in lautes Lachen ausbrachen. „Sie sehen die Auferstehung!“ sagte er.

Am Abend vor dem Gartensfeste hielt sich Vinicius in der Nähe des Esquilinerfers. Er wartete, bis man anfangen würde, die Verurtheilten herauszuführen. Endlich, gegen Mitternacht, that sich das Kerkerthor weit auf, und es erschienen Schaaren von Männern, Weibern und Kindern, die paarweise, in schier unabsehbarem Zuge zwischen den waffenstarrenden Prätorianern einherschritten. Es war eine helle Vollmondnacht, so daß man die Gesichter der Unseligen deutlich unterscheiden konnte. Man führte ihrer so viele vorüber, daß man hätte meinen können, die Kellerräume seien alle geleert worden.

Vinicius erkannte am Ende des Zuges deutlich Glaucus, den Arzt, aber weder Hygia, noch Ursus befand sich unter den Verurtheilten.

Am nächsten Tage dämmerte es noch kaum, als sich die Volksmassen schon in die kaiserlichen Gärten ergossen. In Festtagskleidern, bekränzt und singend, zum Theile auch betrunken, so harrte die Menge des neuen, prächtigen Schauspiels. Es waren in Rom zwar schon vorher öfters Menschen in dieser Weise verbrannt worden, nie aber so viele auf einmal.

Theils um mit den Christen aufzuräumen, theils um der Seuche ein Ende zu machen, hatten Nero und Tigellinus alle unterirdischen Kerker leeren lassen, so daß nur eine verhältniß-

mäßig kleine Anzahl zurückblieb, die man für die letzte Vorstellung aufsparte. Die Volksmenge war denn auch starr vor Ueberraschung, als sie die Gartenthore überschritten hatte. Alle Haupt- und Nebenwege, sämtliche Alleen, die an Wiesen, Teichen, Wasserbecken und Baumgruppen vorüberführten, waren mit Pechsäulen, an denen Christen hingen, besetzt. Man hätte glauben können, ein ganzes Volk sei zum Vergnügen der Römer und ihres Herrschers an die Pfähle gebunden worden.

„Waren das wirklich lauter Schuldige? Konnten all die kleinen Kinder, die kaum noch zu gehen vermochten, das Korn in Brand gesteckt haben?“

Solche und ähnliche Fragen wurden in der Menge laut, und in das allgemeine Staunen mischte sich eine leise Unruhe.

Inzwischen war es Abend geworden, und am Himmel blinkten die ersten Sterne auf. Da trat je ein Sklave mit einer brennenden Fadel vor jeden Verurtheilten hin, und als die Fanfaren das Zeichen zum Beginne des Festes gaben, wurden alle Pfähle von unten auf in Brand gesteckt.

Das unter den Blumengewinden verborgene, pechgetränkte Stroh brannte schnell lichterloh und die Flamme schlug, die Füße der Opfer umzingelnd, hell in die Höhe. Das Volk horchte verstummend dem Wehgeschrei dieser einzigen, ungeheueren Klage, die durch die Gärten hallte. Einige Opfer fangen, die Köpfe zum Sternenhimmel emporgerichtet, von den kleineren Pfählen aber riefen herzzerreißende kindliche Stimmen: „Mutter! Mutter!“ Da erfaßte ein Grauen selbst die härtesten Herzen, und sogar die Trunkenen schauerten zusammen.

Nero erschien vor Beginn der Vorstellung. Er lenkte eine herrliche, mit vier Schimmeln bespannte Quadriga, und trug die Farben der „Grünen“, zu welcher Partei er und sein Hofstaat

gehörten. Andere Wagen folgten ihm; die Insassen waren Senatoren, Priester und bekränzte Bacchantinnen mit Weinkrügen in den Händen. „Evoo“ brüllend, bewegte sich der glänzende Zug durch die Hauptalleen inmitten der menschlichen Fackeln. Der Kaiser hatte Tigellinus und Chilon bei sich, an dessen Entsetzen er sich zu weiden gedachte; er fuhr langsam und betrachtete gemächlich die brennenden Leiber. Hoch oben auf der goldenen Quadriga stehend, überragte er den ganzen Hofstaat um Haupteslänge; er sah aus wie ein Riese. Seine ausgestreckten Arme, die die Zügel hielten, schienen das Volk zu segnen und auf seinen Zügen lag ein Lächeln. Er strahlte über der sich tief verueigenden Volksmenge wie eine glänzende Sonne, oder wie ein schrecklicher, aber mächtiger Gott.

Beim großen Springbrunnen, wo die Hauptwege sich kreuzten, verließ er das Biergespann, und mischte sich, von den Augustianern umgeben, unter die Menge. Chilon mußte dabei stets dicht an seiner Seite bleiben, und er machte sich über den alten Griechen lustig, der, Verzweiflung in den Zügen, vorwärts wankte.

Vor einem hohen, mit Rosen und Myrtengewinden geschmückten Mastbaum hielt Nero den Schritt an. Das Feuer züngelte schon bis zu den Knien des Opfers empor, dessen Gesicht anfangs nicht zu erkennen war, da Rauchwolken es verhüllten. Doch als ein leichtes Lüftchen den Qualm zertheilte, wurde der Kopf eines Greises mit langem grauen Barte sichtbar.

Bei diesem Anblicke krümmte sich Chilon wie eine verwundete Schlange, und seiner Brust entrang sich ein Schrei, der nichts menschenähnliches mehr hatte:

„Glaucus! Glaucus!“

Der Arzt lebte noch, aber sein Antlitz war schmerzverzerrt, und er neigte den Kopf vor, um noch einmal denjenigen zu

sehen, der ihm Weib und Kind geraubt, der ihn den Räubern ausgeliefert, und dann ihn, der um Christi Willen dem Verleider alles verzieh, schmähsch verrathen hatte. Nie hatte ein Mensch dem anderen herberes Leid zugefügt, und nun brannte das Opfer am Pfahle, während der Henker zu seinen Füßen stand. Die Augen des Arztes hingen unverwandt an dem Antlitz Chilon's. Jedesmal, wenn ein Luftzug die Rauchwolken zerschaltete, sah der Grieche in die offenen starr auf ihn gerichteten Pupillen. Er wollte fliehen, aber er konnte nicht; seine Füße waren schwer wie Blei und eine unsichtbare Hand schien ihn bei dem Pfahle festzuhalten. Wie versteinert starrte er immerzu in die Höhe, und der Andere neigte den Kopf immer tiefer zu ihm herab. Die Anwesenden erriethen, daß zwischen diesen Beiden etwas Außergewöhnliches vorgehe, und das Lächeln erstarb auf den Lippen Aller. Chilon war gräßlich anzusehen; seine Züge waren von Qual und Entsetzen entstellt, als sei sein eigener Leib ein Raub der Flammen. Plötzlich wankte er und rief in herzerreißenden Tönen, indem er die Arme in die Höhe streckte:

„Glaucus! Im Namen des Erlösers! Verzeihe mir!“

Es wurde stille ringsum; die Anwesenden schauerten zusammen und die Blicke Aller richteten sich unwillkürlich in die Höhe.

Das Haupt des Märtyrers bewegte sich matt, und von der Spitze des Mastbaumes herab hörte man einem Stöhnen gleich die Worte tönen:

„Ich verzeihe!“

Chilon warf sich auf das Gesicht. Laut heulend wie ein Thier, bestreute er sein Haupt mit Erde. Inzwischen züngelten die Flammen höher empor; sie fragten an der Brust und dem Haupte des Glaucus, ergriffen den Myrtenkranz und fielen

die flatternden Bänder am Säulengipfel in Brand. Der ganze Mastbaum lohte in grellem Lichtschein.

Da erhob sich Chilon. Er war so verwandelt, daß die Augustianer ihn kaum erkannten. Seine Augen glänzten, von seiner Stirn strahlte Begeisterung. Der noch vor kurzem so unbeholfene Grieche glich einem Priester, aus dem die Gottheit spricht.

„Was geht mit ihm vor? Er ist verrückt geworden,“ riefen einige Stimmen.

Er aber wendete sich an die Umstehenden und rief mit weithin schallender Stimme:

„Volk von Rom! Ich schwöre bei meinem Tode, daß hier Unschuldige zugrunde gehen! Da steht der Brandstifter!“

Und er zeigte mit dem Finger auf Nero.

Eine Weile herrschte tiefe Stille. Die Höflinge waren starr. Chilon aber stand noch immer mit ausgestrecktem zitternden Arme da, und wies mit dem Finger auf den Kaiser. Plötzlich trat Verwirrung ein; die Leute warfen sich wie eine sturmgepeitschte Welle auf die Stelle, wo der Greis stand, um diesen in der Nähe zu sehen. Rufe wie: „Haltet ihn!“ „Wehe uns!“ wurden laut, dann wieder pfliff und kreischte es in der Menge: „Ahenobarbus! Muttermörder! Mordbrenner!“ Die Unruhe stieg von Minute zu Minute. Die Bacchantinnen stürzten sich mit lautem Geschrei auf die Wagen, und als einige Flammensäulen krachend zusammenstürzten und ein Funkenregen niedersprühete, ward Chilon plötzlich von seinen bisherigen Begleitern getrennt und befand sich inmitten einer fliehenden Menschenmenge.

Er irrte eine Zeit lang in den Gärten umher, wo es inzwischen dunkel geworden war. Nur der Mond lugte mit fahlem Scheine durch die Bäume der Alleen, und Chilon versteckte sich vor ihm, denn ihm war, als schaue ihn die Mondesscheibe mit

den Augen des verbrannten Märtyrers an. Schließlich brach er zusammen; er war im Kreise umhergeirrt und befand sich wieder in der Nähe des Springbrunnens, wo Glaucus seine Seele ausgehaucht hatte.

Da berührte eine Hand seinen Arm.

Der Greis wandte den Kopf und als er einen Fremden vor sich sah, rief er entsetzt:

„Wer bist Du?“

„Paul von Tarsus, der Apostel.“

„Ich bin verdammt. Was willst Du?“

„Ich will Dich erlösen,“ erwiderte der Apostel.

Chilon lehnte sich an einen Baumstamm. Die Knie zitterten unter ihm und seine Arme hingen leblos herab.

„Für mich giebt es keine Erlösung!“ sagte er dumpf.

„Hast Du nicht gehört, daß Christus dem reinigen Schächer am Kreuze verziehen hat?“ fragte Paulus.

„Weißt Du auch, was ich gethan habe?“

„Ich sah Deinen Schmerz und hörte, wie Du für die Wahrheit zeugtest.“

„O Herr!“

„Und wenn Dir der Diener Christi in seiner qualvollen Todesstunde verzieh. wie sollte Christus Dir nicht verzeihen?“

Chilon griß an seinen Kopf, wie wahnsinnig.

„Verzeihung! Für mich Verzeihung!“

„Unser Gott ist ein Gott des Erbarmens!“ versetzte der Apostel.

„Für mich?“ wiederholte Chilon.

Und er wimmerte wie Einer, der nicht mehr die Kraft hat, seine Qual zu tragen. Paulus aber sprach:

„Stütze Dich auf mich und laume mit mir!“

Und er führte ihn weiter durch die Alleen, vom Plätschern des Springbrunnens geleitet, der über den Leichen der Märtyrer zu weinen schien.

„Unser Gott ist ein Gott der Barmherzigkeit!“ wiederholte Paulus. „Sag', wenn Du am Meere stündest und Steine hineinwürfdest, könntest Du es je damit ausfüllen? Ich aber sage Dir, die Barmherzigkeit Christi ist wie das Meer. Und ich sage Dir, sie ist wie der Himmel, der sich über Länder, Berge und Meere wölbt, denn sie ist überall und hat nirgends ein Ende. Komme mit mir und höre meine Worte! Siehe, auch ich habe ihn gehaßt und seine Auserwählten verfolgt. Ich mochte ihn nicht und glaubte nicht an ihn, bis er mir erschien und mich auserwählte. Seitdem liebe ich ihn mehr als mein Leben. Nun hat er Dich mit Angst und Leid heimgesucht, um Dich zu berufen. Du hast ihn gehaßt, er aber liebte Dich. Du hast seine Bekenner verrathen, er aber will Dich erlösen.“

Chilon warf sich stöhnend auf die Knie und verharrte so unbeweglich, das Antlitz in den Händen verborgen; Paulus aber blickte zu den Sternen empor und betete:

„Herr, steh' diesen Elenden, steh' seine Thränen und seine Reue! Herr des Erbarmens, der Du Dein Blut für unsere Sünden vergossen hast, vergieb ihm um Deiner Marter, Deines Todes und Deiner Auferstehung willen!“

Er verstummte, sah noch lange betend zu den Sternen empor.

Da stöhnte Chilon zu seinen Füßen:

„Christus! Christus! vergieb mir!“

Paulus näherte sich dem Springbrunnen, schöpfte Wasser in die hohle Hand und lehrte zu dem Knienden zurück:

„Chilon! Ich taufe Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!“

Chilon hob den Kopf, breitete die Arme aus und blieb regungslos. Das helle Mondlicht fiel auf sein weißes Haar, sein marmorblaßes, unbewegliches Gesicht. Eine Minute verging nach der anderen; in den Vogelhäusern der Domicia fingen die Hähne an zu krähen und er kniete noch immer wie ein Steinbild.

Endlich ermannte er sich. Er stand auf und fragte, zum Apostel gewendet:

„Was soll ich thun vor meinem Tode, Herr?“

Paulus erwachte aus tiefem Nachdenken über die ungeheure Macht, der nichts widerstehen konnte, nicht einmal ein Geist wie dieser Grieche. Er sah ihn an und sprach:

„Vertraue, und lege Zeugniß ab für die Wahrheit!“

XXI.

Für die nächste Vorstellung hatte Tigellinus das Drama „Aurealus“ in Aussicht genommen, in welchem ein ans Kreuz geschlagener Sklave von einem Bären aufgefressen wird. Nero wollte anfangs bei dieser Vorstellung nicht erscheinen, doch Tigellinus stellte ihm vor, daß er sich nach jener Scene in den Gärten erst recht dem Volke zeigen müsse; zugleich gab er ihm die Versicherung, daß der gekreuzigte Sklave ihn nicht lästern werde wie Crispus, aus dem guten Grunde, weil er dem Griechen Chilon, dem die Rolle des Sklaven zugebach war, die Zunge hatte herausreißen lassen.

Als es dunkelte, füllte sich das Amphitheater wie gewöhnlich. Die Augustianer fanden sich vollzählig ein, erstens um dem Kaiser einen Beweis ihrer unwandelbaren Treue zu geben und dann um Chilon zu sehen, von dem ganz Rom sprach.

„Was ist dem Menschen nur eingefallen?“ rief Cyprius Marcellus. „Hat er doch selbst die Christen dem Tigellinus ausgeliefert, und ist dafür aus einem Bettler ein reicher Mann geworden. Wie hätte er seine Tage friedlich beschließen, das prächtigste Begräbniß, den schönsten Grabstein haben können und er schlägt das alles in die Schanze! Er muß verrückt geworden sein, es ist nicht anders möglich!“

„Er ist Christ geworden,“ erwiderte Tigellinus.

„Sollte das wirklich möglich sein?“ rief Vitellius.

„Warum nicht?“ fiel Vestinus ein. „Habe ich es Euch nicht längst gesagt, mordet die Christen, wenn Ihr wollt, aber greift ihre Gottheit nicht an! Damit ist nicht zu spaßen. Merkt Euch meine Worte, damit ist nicht zu spaßen!“

„Und ich will Euch noch etwas sagen,“ sprach Petronius. „Tigellinus hat mich ausgelacht, als ich behauptete, daß die Christen sich vertheidigen, ich aber sage heute, sie thun noch mehr — sie erobern!“

„Wieso? Wieso?“ fragten einige Stimmen.

„Beim Pollux! Wenn ein Chilon ihnen nicht widerstehen konnte, wer wird ihnen denn widerstehen? Ihr kennt das Volk schlecht, wenn Ihr Euch einbildet, daß nicht nach jeder Vorstellung mehrere zum Christenthum übertreten.“

„Er spricht die reine Wahrheit, beim heiligen Peplum Diana's!“ rief Vestinus.

Barbus aber wendete sich an Petronius mit der Frage:

„Was willst Du damit sagen?“

„Was Ihr Alle schon gedacht habt, genug des Blutvergießens!“

Tigellinus sah ihn spöttisch an und meinte:

„Ch! — Noch ein wenig!“

Inzwischen war der erwartete Augenblick endlich gekommen. Zwei Circusknechte brachten das Holzkreuz, das ziemlich nieder war, damit der Bär die Brust des Märtyrers erreichen könne. — Hierauf wurde Chilon hereingeführt, oder vielmehr geschleppt. Da seine Knöchel in Folge der vorangegangenen Tortur zermalmte waren, konnte er ohne Unterstützung nicht gehen. Man schlug ihn so schnell an das Kreuz, daß die neugierigen Augustianer ihn erst sehen konnten, als das Kreuz aufgerichtet war. Doch nur die Wenigsten erkannten in dem nackten Greise den Chilon von einst. Jeder Tropfen Blut war aus seinem Antlitz gewichen; über den weißen Bart raun nur ein rother Faden Blutes, die Spur, die das Herausreißen der Zunge zurückgelassen hatte. Die durchsichtige Haut bedeckte kaum die Knochen und er schien um Jahre gealtert. Fast noch größer aber war die Veränderung, die mit seinen Zügen vorgegangen war; die einst so boshaften, immer unruhig um sich blidenden Augen strahlten ein mildes Licht aus, und sein schmerzverzogenes Antlitz hatte den ängstlich horchenden Ausdruck verloren.

In dieses zerknirschte Herz war offenbar der Friede eingezogen. Niemand lachte, denn dieser Gekreuzigte war gar so stille; er sah so alt, so wehrlos, so schwach und demüthig aus, daß Alle sich unwillkürlich fragten, ob es denn nöthig sei, Sterbende noch zu martern und ans Kreuz zu schlagen? Die Menschenmenge schwieg. Vestinus wendete den Kopf nach rechts und links, und flüsterte schauernd: „Seht Ihr, wie sie sterben?“ während andere Augustianer auf den Bären warteten und den stillen Wunsch hegten, das Schauspiel möge bald enden.

Der Bär wälzte sich endlich auf die Arena. Er wackelte mit dem tief gesenkten Kopfe, und sah sich im Kreise um, als ob er etwas suche. Endlich erblickte er das Kreuz und auf

diesem den nackten Leib, und er ging langsam darauf los. Am Fuße des Kreuzes aber ließ er sich auf die Vordertagen nieder und brummte. Es war, als ob sich in seinem thierischen Herzen etwas wie Mitleid mit diesem armseligen Ueberrest eines Menschen rege.

Die Circusknechte suchten ihn durch aneifernde Rufe auf Chilon zu heizen, das Volk aber schwieg. In diesem Augenblicke hob der Gekreuzigte mit einer freien Bewegung das Haupt und ließ die Blicke durch das Amphitheater schweifen. Auf einer der höchsten Reihen blieben sie haften und ein tieferer Athemzug hob seine Brust. Erstaunt und bewundernd sahen die Zuschauer ein heiteres Lächeln über sein Antlitz gleiten; von seiner Stirn schien eine Art Strahlenkranz auszugehen und aus den nach oben gerichteten, brechenden Augen floßen langsam zwei große Thränen.

Er starb.

Da rief eine weithin vernehmliche männliche Stimme von oben herab:

„Friede den Märtyrern!“

Im Amphitheater herrschte ein dumpfes Schweigen.

XXII.

Nero hatte den Plan, nach beendeten Festspielen nach Achaia zu fahren, nicht aufgegeben, und seine Gedanken beschäftigten sich fortwährend mit der Reise und den griechischen Gesängen, die er vorzutragen gedachte.

Auch bei dem Gastmahle, das Nerva am Vorabend der letzten Vorstellung zu Ehren des Kaisers veranstaltete, drehte sich das Gespräch ausschließlich um diesen Gegenstand. Nero,

der in der Stille vor der Spottsucht der Griechen zitterte, hatte sich in letzter Zeit dem Petronius wieder genähert, und bei dem Schmause ausdrücklich verlangt, daß sein ehemaliger Günstling ihm gegenüber Platz nehme.

„Mir ist, als habe ich bisher nicht gelebt,“ sagte Nero, „und als solle ich in Griechenland neu geboren werden.“

„Du wirst zu neuem Ruhme, zur Unsterblichkeit geboren werden,“ erwiderte Petronius.

„Ich hoffe es, und wünsche, daß Apollo nicht eifersüchtig wird. Ich will ihm bei meiner Rückkehr eine Helatombe opfern, wie sie noch keinem Gotte bisher dargebracht wurde.“

Scevinus declamirte aus Horaz:

„Sic te diva poteus Cypri
Sic fratres Helenae, lucida sidera,
ventorumque regat Pater.“*)

„Das Schiff liegt schon in Neapolis im Hafen,“ sagte Nero. „Ich wollte, ich könnte morgen fort.“

Da erhob sich Petronius von seinem Sitz und sagte, indem er dem Kaiser unverwandt in die Augen sah:

„Gestatte nur, Göttlicher, daß ich noch früher ein Hochzeitsfest veranstalte, zu dem ich vor allen Anderen Dich einlade.“

„Ein Hochzeitsfest? Wieso?“ fragte Nero.

„Die Hochzeit meines Neffen Vinicius mit der Tochter des Hygierlönigs, Deiner Geißel. Sie ist zwar jetzt im Kerker, aber erstens kann sie als Geißel nicht gefangen gehalten werden, und zweitens hast Du ja selbst dem Vinicius befohlen, sie zu heiraten. Da nun Deine Beschlüsse ebenso unwiderruflich sind

*) Es geleite Dich Cyperns mächtige Göttin, und die Bräute Helene's, die leuchtenden Sterne und der Vater der Winde.

wie die Aussprüche des Zeus, so wirst Du sie aus dem Gefängnisse entlassen, und ich veranstalte die Hochzeit.“

Die Kaltblütigkeit und das ruhige Selbstbewußtsein des Sprechers schüchterten Nero ein, wie es ihn stets einschüchterte, wenn man in solcher Weise zu ihm sprach.

„Ich weiß,“ sagte er, mit den Augen den Boden suchend. „Ich habe schon an das Mädchen gedacht und den Riesen, der den Kroto erwürgte.“

„Dann sind Beide gerettet,“ versetzte Petronius ruhig.

Doch Tigellinus kam seinem Herrn zu Hilfe.

„Sie wurde auf Befehl des Kaisers gefangen genommen, und Du sagst doch selbst, Petronius, daß die Entschließungen des Kaisers unwiderruflich sind.“

Die Anwesenden verstummten; Alle kannten die Geschichte des Vinicius und waren nun begierig, welche Wendung die Dinge nehmen würden.

„Du bist es, der sie irrthümlicherweise und gegen des Kaisers Willen gefangen genommen hast, weil Du die Gesetze nicht kennst,“ erwiderte Petronius mit Nachdruck. „Du bist zwar naiv, Tigellinus, aber Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß Hygia Rom in Schutt und Asche gelegt hat, und selbst, wenn Du es behaupten wolltest, würde der Kaiser es Dir nicht glauben.“

Aber Nero hatte sich inzwischen gefaßt und seine kurzstichtigen Augen blinzelten schadenfroh.

„Petronius hat recht,“ sagte er.

Tigellinus sah ihn erstaunt an.

„Ja, Petronius hat recht,“ wiederholte Nero. „Morgen sollen sich die Kerkerthore vor dem Mädchen öffnen. Was aber das Hochzeitsmahl anbelangt, darüber werden wir im Amphitheater weiter reden.“

„Abermals verspielt,“ dachte Petronius.

Jetzt war er von Hygia's Ende so überzeugt, daß er, zu Hause angelangt, einen Freigelassenen ins Amphitheater schickte, um über die Auslieferung ihres Leichnams mit dem Vorsteher des Spoliariums zu unterhandeln.

Als sich am nächsten Tage die Nachricht verbreitete, daß bei der Abendvorstellung die letzten Christen sterben sollten, strömte eine unabsehbare Menschenmenge in die Arena, obzwar, das Volk zu denken anfang, daß des Blutvergießens nachgerade genug sei. Auch die Augustianer fanden sich wie ein Mann ein, denn sie wußten, daß der Kaiser den Schmerz des Vinicius als Schauspiel im Schauspiele zu genießen gedachte. Tigellinus verrieth nicht, auf welche Art die Braut des jungen Tribuns sterben solle, und das erhöhte die allgemeine Neugierde.

Die Blicke Aller wendeten sich der Stelle zu, wo der unglückliche Bräutigam saß. Er war leichenbläß und auf seiner Stirn standen Schweißtropfen. Er lebte seit einiger Zeit kaum mehr, und er hatte sich auch mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Hygia sterben müsse. Er würde ihr im Tode nachfolgen, das stand bei ihm fest, und sie waren dann Beide erlöst, und endlich vermählt. Diesen einen Gedanken hatte er unzähligemale in seinem schmerzenden Kopfe hin und her gewälzt, bis er allmählich seine Schrecken für ihn verloren hatte, nun aber fühlte er, daß es etwas anderes sei, an Hygia's Ende als nahe bevorstehend zu denken, und etwas anderes, ihren Martertod selbst mitanzusehen zu müssen. Die alte Verzweiflung, das alte wahnsinnige Verlangen, Hygia zu retten, kam über ihn, und bei dem Gedanken an seine Ohnmacht war ihm zu Muth, als müsse die Qual der Ungewißheit, die Todesangst ihm noch vor Beginn des Schauspieles das Herz brechen. Er hoffte zu sterben.

Dazwischen bligte hie und da ein schwacher Hoffnungsfunkel vor ihm auf. Hatte nicht Petrus einst gesagt, daß der Glaube Felsen versetzen könne? Der Glaube! Und er suchte sich zu sammeln, jeden Zweifel in sich zu unterdrücken, sein ganzes Wesen in das eine Wort „Ich glaube“ zu verschließen, und so gefaßt, wartete er auf ein Wunder.

Aber die Anspannung aller seiner Seelenkräfte erschöpfte seine physische Kraft. Seine Glieder wurden starr und er dachte nicht anders, als daß sein Flehen erhört worden und daß dies der Tod sei. Vielleicht war auch Hygia soeben gestorben, und Christus vereinigte sie Beide.

Doch die ohnmachtähnliche Erstarrung währte nicht lange. Er erwachte, von dem Stampfen des ungeduldigen Volkes ins Leben zurückgerufen.

„Du bist krank,“ sagte Petronius, „lasse Dich nach Hause tragen.“

Und er erhob sich, um Vinicius zu stützen und mit ihm hinauszugehen, unbekümmert um das, was Nero dazu sagen würde. Dieser beobachtete die Beiden durch seinen Smaragd, als gälte es, den Schmerz, den er so aufmerksam studirte, in einer kunstvollen Strophe zu besingen und damit Beifall zu ernten.

Vinicius schüttelte den Kopf, als Petronius ihm aufzuhelfen suchte. Möchte er auf der Stelle sterben, er wollte nicht fort; er blieb im Amphitheater.

Im selben Augenblicke gab der Stadtpräfect das Zeichen zum Beginn der Vorstellung, indem er ein rothes Tuch von sich warf. Die dem kaiserlichen Podium gegenüber liegende Thür öffnete sich, und Ursus trat in die hellerleuchtete Arena.

Offenbar durch den Lichtschein geblendet, blinzelte der Riese mit den blauen Augen; dann trat er vor und sah um sich, wie

um zu sehen, welche Marter ihn erwartete. Alle Augustianer und die Mehrzahl des Volkes wußten, Ursus sei derjenige, der den Kroto erwürgte; bei seinem Auftreten ging daher ein Flüstern durch die Reihen.

Er stand jetzt mitten in der Arena, in seiner Nacktheit mehr einem Steinkoloß als einem Menschen ähnlich, und schaute mit seinen Kinderaugen bald die Zuseher, bald den Kaiser, bald die Gitter an, von wo er seine Henker erwartete. Er war unbewaffnet und beschloß, ruhig und geduldig den Tod zu erleiden, der ihm bestimmt war, und demüthig, wie es einem „Diener des Römischen“ geziemte, kniete auch er in der Mitte der Arena nieder.

Das aber gefiel dem Volke nicht. Man hatte der Christen, die wie Lämmer starben, schon übergenug gehabt; von dem Riesen verlangte man, daß er sich wehre. Einige riefen nach den Mastigosoren, deren Aufgabe es war, die Kampfunlustigen zu geißeln, doch Andere hießen sie schweigen, da ja noch niemand wußte, was dem Riesen bevorstehe.

Man brauchte nicht mehr lange zu warten. Grelle Fanfarentöne waren das Signal zum Oeffnen des dem kaiserlichen Podium gegenüberliegenden Gitters, und unter dem Geschrei der Bestarii stürzte ein riesiger germanischer Stier, der den nackten Leib eines Weibes auf dem Kopfe trug, in die Arena.

„Hygia! Hygia!“ schrie Vinicius auf.

Wie ein vom Speer Durchbohrter brach er zusammen und rief mit heiserer, nicht mehr menschenähnlicher Stimme, die Hände an die Schläfen pressend:

„Ich glaube! Ich glaube! — Christus! Ein Wunder!“

Er fühlte nicht einmal, daß Petronius ihm in diesem Augenblicke das Haupt mit der Toga verhüllte. In ihm war alles leer und todt. Nur ein Gedanke war in seinem Kopfe übrig

geblieben, der Gedanke, den seine Lippen wie im Wahnwitz wieder und immer wieder stammelten:

„Ich glaube! Ich glaube! Ich glaube!“

Im Amphitheater herrschte tiefe Stille. Die Augustianer erhoben sich wie ein Mann von ihren Sitzen, um in die Arena hinabzusehen, wo sich etwas Außergewöhnliches abspielte. Der demüthige, zum Sterben bereite Hygie war nämlich, als er seine Königsstochter auf den Hörnern der wilden Bestie erblickte, wie ein Wahnsinniger aufgesprungen und stürmte seitwärts auf das wüthende Thier los.

Ein Schrei des Staunens rang sich aus jeder Brust, dann wurde es ganz stille umher, denn der Hygie hatte den Stier bei den Hörnern gepackt und hielt ihn fest.

„Da! Sieh' hin!“ rief Petronius, indem er dem Vinicius die Toga vom Haupte zog.

Der junge Mann erhob sich; er neigte sein wachsweißes Gesicht weit vor und starrte mit verglasten Augen wie abwesend hinunter.

Niemand wagte zu athmen. Es war so stille, daß man eine Fliege hätte summen hören. Die Leute trauten ihren eigenen Augen nicht. So lange Rom stand, hatte man nichts Ähnliches gesehen.

Ursus hatte den Stier zum Stillstande gebracht. Er hatte die Füße bis an die Knöchel in den Sand gewühlt, und stand mit mächtig gewölbtem Rücken, den Kopf zwischen die Schultern versteckt da; die Sehnen der Arme traten so stark hervor, daß die Haut darüber zu bersten drohte. So verharrten Mensch und Thier eine Weile regungslos; es war wie ein lebendes Bild, das eine That des Hercules oder des Theseus darstellte. In dieser scheinbaren Ruhe jedoch blieb die furchtbare Anspannung

zweier miteinander ringender Kräfte sichtbar. Auch der Stier hatte sich in den Sand eingegraben. Sein dunkler zottiger Leib schien sich zu einer Kieselkugel zusammenzuballen, und die Frage, wer unterliegen, wessen Kraft zuerst erlahmen würde, schwebte auf Aller Lippen. Bei der leidenschaftlichen Vorliebe der Römer für alle Kämpfe, in denen die Körperkraft den Ausschlag gab, war der Hygie für sie in diesem Augenblicke eine Art Halbgott, der hohe Ehren und ein Standbild verdiente. Sogar der Kaiser erhob sich und blickte staunend auf den Ueberwinder des Kroto.

Mensch und Thier standen aber noch immer wie in die Erde eingegraben in furchtbarer Muskelausspannung da.

Da ertönte plötzlich ein dumpfes Brüllen, das sich wie ein Stöhnen anhörte, und gleich darauf entfuhr allen Zusehern ein Schrei. Sie glaubten zu träumen. Unter den eisernen Fäusten des Barbaren fing der ungeheuere Büffelkopf sich langsam an zu drehen.

Gesicht, Nacken und Arme des Hygieers färbten sich purpurroth; sein Rücken war gewölbt wie der gespannte Bogen einer Armbrust. Er bot offenbar den Rest seiner übermenschlichen Kraft auf, die ihm langsam zu schwinden drohte.

Das dumpfe, heisere und immer schmerzlicher klingend Gebrüll des Stieres vermischte sich mit dem pfeisenden Athem des Riesen. Der Kopf des Thieres aber drehte und drehte sich und die lange, schaumbedeckte Zunge quoll aus dem Rachen.

Noch ein Augenblick und das Knacken brechender Knochen drang an das Ohr der zunächst Sitzenden, dann fiel der Stier mit umgedrehtem Nacken schwer zu Boden.

Der Riese löste im Nu die Stride von den mächtigen Hörnern, nahm die Jungfrau auf seine Arme und athmete laut und schnell.

Sein Gesicht war ganz blaß geworden, die Haare klebten an seinem Kopfe und Brust und Arme waren in Schweiß gebadet. So stand er eine Weile halb betäubt, dann schlug er die Augen auf und sah um sich.

Die Menge im Amphitheater rasste. Die Wände zitterten unter dem Geschrei der nach Zehntausenden zählenden Zuseher. Eine solche Begeisterung war seit Beginn der Vorstellungen noch nicht dagewesen. Die Leute stießen und drängten sich, um den Kraftmenschen in der Nähe zu sehen. Bitten um Gnade schwirrten durch die Luft, leidenschaftliche, eigensinnige Stimmen, die sich bald in einen einzigen Schrei vereinigten. Der Riese war den für physische Kraft schwärmenden Römern lieb geworden; er war in diesem Augenblicke der populärste Mann in Rom.

Ursus hatte begriffen, daß das Volk seine Freilassung verlangte, aber es war ihm offenbar nicht bloß um sich zu thuu. Er ließ den Blick in der Runde umherschweifen, dann trat er zu dem kaiserlichen Podium vor, und wiegte den Leib des Mädchens auf den ausgestreckten Armen hin und her, wobei in seinen Augen deutlich die flehentliche Bitte zu lesen war:

„Dieser hier erbarmt Euch! Sie errettet! Ich habe es für sie gethan!“

Die Zuseher begriffen ausgezeichnet, was er wollte, und bei Anblick des ohnmächtigen Mädchens, das sich auf den Armen des Riesen wie ein Kind ausnahm, wurden Alle, Volk, Ritter und Senatoren von Rührung übermannt. Ihr zierlicher, wie aus weißem Marmor gemeißelter Leib, ihre Schönheit und die Anhänglichkeit des Riesen erschütterten Aller Herzen. Viele dachten, es sei ein Vater, der für sein Kind die That gewagt und nun für sie um Erbarmen flehe, und das Mitleid griff um sich wie eine Flamme. Man hatte genug des Blutvergießens,

genug des Sterbens, genug der Märtyrterqualen. Thränenersflickte Stimmen riefen um Gnade für Beide.

Da sprang Vinicius plötzlich von seinem Sitze auf, setzte über die Arenabrüstung, stürzte auf Pygia zu, und warf seine Toga über ihren nackten Leib.

Dann riß er die Tunica auf und enthüllte die Narben, die er aus dem armenischen Kriege davongetragen, worauf er die Hände gegen das Volk ausstreckte.

Die Begeisterung der Menge überstieg alles, was man je in einem Amphitheater erlebt hatte. Die Leute heulten und stampften mit den Füßen, und der Schrei um Gnade klang wie eine Drohung. Dem Volk war es jetzt nicht mehr bloß um den Athleten zu thun; es warf sich zum Beschützer des Mädchens, des Kriegers und deren Liebe auf. Tausende von Augen schleuderten Hornesblitze nach dem kaiserlichen Podium, tausend geballte Fäuste waren drohend erhoben.

Nero zögerte unschlüssig. Der Gedanke, sich dem Volkswillen beugen zu sollen, verletzte seine Eitelkeit, aber er war zu feige, sich offen demselben zu widersetzen. Er hoffte unter den Augustianern Beistand zu finden und sein Blick flog suchend über die Reihen, aber Petronius hielt die Hand in die Höhe und sah ihn dabei fast herausfordernd an und der abergläubische Vestinus gab das Zeichen der Gnade. Und mit ihm baten Nerba, Julius Senecio, der berühmte, greise Feldherr Ostorius Scapula, mit ihm baten Antistius und Piso, Velus und Crispinus, der vom Volke verehrte Trageas und viele Andere um das Leben der Verurtheilten. Nero ließ bei diesem Anblicke mit einer verächtlichen Miene den Smaragd fallen, als Tigellinus ihm zuraunte:

„Gieb nicht nach, Göttlicher, wir haben die Prätorianer.“

Nero wendete seinen Blick nach der Richtung, wo der grausame, ihm mit ganzer Seele ergebene Commandant der Prätorien, Subrius Flavius, saß und er zuckte zusammen. Das Gesicht des alten Tribuns war thränenüberströmt, und mit drohendem Ausdrücke hielt er die Hand nach oben als Zeichen der Gnade.

Das Volk war inzwischen in Wuth gerathen. Die stampfenden Füße wirbelten Staubwolken auf, die das Amphitheater erfüllten. Rufe, wie: „Nhenobarbus! Muttermörder! Brandstifter!“ wurden laut.

Der Kaiser erschrak. Er ließ seinen Blick nochmals über Subrius Flavius, über den Centurio Scevinus und über die Soldaten schweifen und als er von allen Seiten nur gerührten Gesichtern und flehenden Augen begegnete, gab auch er das Zeichen der Gnade.

Ein Beifallssturm erschütterte das Haus. Jetzt war das Volk über das Schicksal seiner Günstlinge beruhigt; ihr Leben stand von nun an unter seinem Schutze; der Kaiser selbst hätte jetzt nicht mehr wagen dürfen, sie mit seiner Rache zu verfolgen.

XXIII.

Petronius hatte sich auf Befehl des Kaisers mit den anderen Augustianern nach Cumae begeben. Sein langjähriger Wettkampf mit Tigellinus ging dem Ende entgegen, und Petronius wußte bereits, daß er der Unterliegende sei. Der glänzende Patrizier hatte den Reiz des Kaisers erregt, der sich immer mehr in der Rolle eines Komödianten und eines Narren gefiel. Wenn Petronius schwieg, so hörte Nero aus dem Schweigen einen Tadel, wenn er lobte, so hörte er aus dem Lob den Hohn

heraus. Nur im Hinblick auf die griechische Reise hatte er den ehemaligen Günstling bisher noch verschont, aber als Tigellinus den Kaiser zu überzeugen verstand, daß Narinas den Petronius an Gelehrsamkeit und Geschmac noch übertreffe, war dieser verloren.

Man wagte nur nicht, ihm sein Todesurtheil in Rom zuzustellen, da man seine Beliebtheit beim Volke und bei den Prätorianern, sowie seine eigene Energie fürchtete, denn man erinnerte sich, daß der anscheinend so verweichlichte Aesthetiker als Consul in Bithynien erstaunliche Geistesgegenwart und organisatorisches Talent bewiesen hatte. Man hielt es daher für vorstichtiger, ihn in die Provinz zu locken.

Der in der Stille bereits Verurtheilte trug eine unbefangene Miene zur Schau.

Eines Tages hatte er von Vinicius aus Sicilien ein Schreiben erhalten, wo dieser mit Hygia ein idyllisches Stillleben führte, während Pomponia Gracina und Plautus sich des Glückes ihrer endlich wiedergefundenen Tochter und Ursus der wohlverdienten Freiheit erfreuten.

Der Inhalt des Briefes stimmte Petronius etwas nachdenklich; dann aber hellten sich seine Mienen auf und er antwortete noch am Abend des nämlichen Tages.

„Euer Glück erfreut mein Herz, wie Euer Güte es mit Bewunderung erfüllt.“

Ich hätte nie gedacht, carissime, daß zwei Verliebte an einen Dritten, noch dazu Entfernten denken können. Und Ihr habt mich nicht nur nicht vergessen, sondern Ihr wollt mich sogar überreden, zu Euch zu kommen, und Euer Brot und Eueren Christus mit Euch theilen, der Euch, wie Du schreibst, solch eine Fülle des Glückes geschenkt hat.

Ehret ihn immerhin dafür, meine Lieben, aber erlaube mir die Meinung auszusprechen, carissime, daß Dir Hygia auch ein wenig von Ursus und ein wenig vom römischen Volke wiedergeschenkt wurde. Wenn Du aber meinst, es sei Christus gewesen, dann will ich mit Dir über diesen Punkt nicht streiten.

Paul von Tarsus mag ja vielleicht recht haben und wenn zum Beispiele Menobarbus Christ wäre, dann hätte ich vielleicht Zeit, zu Euch nach Sicilien zu fahren. Dort könnten wir im Schatten der Bäume und am murmelnden Quell über alle Götter und alle Wahrheiten philosophiren, aber, da dem nicht so ist, muß ich mich mit meiner Antwort kurz fassen.

Nein! Glücklicher Gatte der Prinzessin Morgenroth! Euer Lehre paßt nicht für mich. In Rom leben mindestens hunderttausend Mißgeburten, die schiefe Schultern, dicke Knie, magere Waden, runde Ologaugen und zu große Köpfe haben. Und Ihr verlangt von mir, daß ich auch diese an mein Herz schließe? Bei den weißen Knien der Charitinnen, das kann ich nicht! Wer das Schöne liebt, kann schon aus diesem Grunde das Häßliche nicht lieben. Und glaubst Du, daß Euer Christus, den Ihr einst in Eueren elysäischen Feldern zu sehen hofft, mich mit meinen Gemmen, mit meiner myrrhenischen Vase und mit meiner blonden Geliebten bei sich aufnehmen würde?

Du siehst, Euer Glück ist nichts für mich. Auch aus einer anderen Ursache nicht, die ich für den Schluß aufgespart habe. Mich ruft nämlich Thanatos. Meine Sonne ist untergegangen, mein Abend naht. Mit anderen Worten, ich muß sterben, carissime.

Es ist nicht der Mühe werth, viel darüber zu sagen. Es mußte dieses Ende nehmen. Tigellinus hat den Sieg über mich davon getragen, oder eigentlich nicht. Nur meine Siege sind zu

Ende! Ich habe gelebt, wie ich wollte, und werde sterben, wie es mir beliebt.

Wenn die Seele etwas anderes ist als Pirron meint, so wird die meine in Gestalt eines Falters über den Ocean zu Euch hinüberschweben oder sich nach dem Glauben der Aegypter als Sperber auf Euerem Dache niederlassen.

Anders kann ich nicht kommen."

Petronius hatte sich nicht geirrt. Zwei Tage später schickte ihm der junge Nerva, der ihm stets ergeben gewesen war, seinen Freigelassenen mit Nachrichten vom Kaiserhose.

Am nächsten Abend schon sollte ein Centurio dem Petronius den Befehl überbringen, in Cumae weitere Entschließungen abzuwarten, und wenige Tage später sollte ihm ein zweiter Bote das Todesurtheil überreichen.

Petronius hörte den Freigelassenen ruhig und heiter an; dann sagte er:

"Ich werde Dir für Deinen Herrn eine Vase mitgeben, und trage Dir auf, ihm aus ganzer Seele von mir zu danken, daß er es mir möglich machte, dem Urtheilspruche zuvorzukommen."

Und er brach in ein fröhliches Lachen aus wie jemand, dem ein guter Einfall gekommen ist, auf dessen Ausführung er sich von vornherein freut.

Noch am selben Abend schickte er seine Sklaven aus, um alle in Cumae weilenden Augustianer und Augustianerinnen zu einem Feste einzuladen.

Die Dienerschaft erwartete etwas Besonderes von dem Mahle, denn er ließ Allen, die ihn zufriedenstellen würden, Belohnungen versprechen, den Säumigen und Ungeschickten aber eine leichte Züchtigung zutheil werden. Sänger und Zitherspieler

wurden reichlich im Vorhinein entlohnt, und als alle Vorbereitungen getroffen und er sein Bad genommen hatte, ließ er sich im Garten unter einer Buche nieder und beschied Eunice zu sich.

Sie kam, weiß gekleidet, mit Myrtenzweigen im Haare, herrlich wie eine Charitin anzuschauen und als sie an seiner Seite Platz genommen hatte, strich Petronius mit den Fingern leicht über ihre Stirn hin und betrachtete sie mit dem liebenden Blicke eines Kunstlenners.

"Eunice," sagte er, "weißt Du, daß Du schon längst keine Sklavin mehr bist?"

Sie sah ihn mit den himmelblauen Augen ruhig an und schüttelte leicht den Kopf.

"Ich bin es immer, Herr, immer," versetzte sie.

"Das aber weißt Du nicht," fuhr Petronius fort, "daß die Villa hier, die Felber und Heerden und alle Sklaven, die dort Kränze winden, von heute an Dein Eigenthum sind?"

Als Eunice diese Worte hörte, rückte sie plötzlich etwas von seiner Seite hinweg und fragte beunruhigt:

"Warum sagst Du mir das, Herr?"

Dann rückte sie wieder näher an ihn heran und öffnete die Augen weit vor Entsetzen. Sie ward weiß wie ein Tuch, er aber lächelte in einemfort, und sagte dann nur das eine Wort:

"Ja!"

Ein kurzes Schweigen folgte; nur in den Buchenblättern säuselte der Wind.

Eunice war so weiß, daß Petronius wirklich ein Marmorbild vor sich zu sehen vermeinte.

"Eunice," sagte er endlich, "ich möchte heiter sterben."

Da sah ihn das Mädchen mit einem herzerreißenden Lächeln an und flüsterte:

„Ich höre Dich, Herr.“

Von den Gästen, die massenhaft zu dem Feste des *arbitor elegantiarum* strömten, hatte niemand eine Ahnung, daß dieses Mahl ein letztes Symposion sein sollte. Man wußte zwar, daß Petronius in Ungnade gefallen war, aber er hatte die Mißgunst des Kaisers so oft durch seine Geschicklichkeit noch im letzten Augenblicke in das Gegentheil verkehrt, daß niemand an eine ernstliche Gefahr für ihn dachte. Das heitere Gesicht und das gewohnte sorglose Lächeln, mit denen er seine Gäste begrüßte, mußte Alle in dieser Meinung bestärken. Auch Eunice, für die jedes seiner Worte ein Orakelspruch und jeder Wunsch ein Befehl war, zeigte vollkommenen Frieden auf dem schönen Antlitz; nur in den Augen bligte es zuweilen seltsam auf, fast freudig.

Wie immer bei Petronius, so war auch heute die Unterhaltung beim Mahle eine lebhaftere. Man plauderte geistreich und munter, und das Gespräch des Hausherrn besonders war wie der Sonnenstrahl, der einen Gegenstand nach dem anderen beleuchtet, oder wie der Sommerwind, unter dem die Gartenblumen niden.

Endlich richtete er sich auf seinen syrischen Kissen etwas in die Höhe und sprach leicht hin:

„Gestattet mir eine Bitte, liebe Freunde, und die ist, die Becher, aus denen Ihr zu Ehren der Götter und auf mein Wohl gekrunket, als Geschenk von mir anzunehmen.“

In Rom war es nichts Ungewöhnliches, bei Gastmählern Geschenke auszutheilen, aber die Becher des Petronius punktetten so prächtig von Gold und Juwelen, es waren solche Meisterwerke der Bildhauerkunst darunter, daß die Beschenkten in lauten

Stimbel ausbrachen. Manche zögerten sogar, das Geschenk anzunehmen, denn diese Freigebigkeit erschien ihnen übertrieben.

Petronius aber erhob einen in Regenbogenfarben schillernden murrhinishen Pokal von unbezahlbarem Werthe und sprach:

„Aus diesem hier habe ich zu Ehren der cyprischen Göttin Wein vergossen! Von nun an soll ihn kein Mund mehr berühren, keine Hand ihn mehr zu Ehren einer anderen Gottheit an die Lippen führen!“

Damit warf er das kostbare Gefäß auf den mit lilafarbenen Safranblüthen bestreuten Mosaikboden, wo er in kleine Stücke zerfiel.

„Wundert Euch nicht, meine Freunde,“ sagte er, als er überall erstaunten Blicke begegnete, „und seid guten Muthes. Ich will Euch ein gutes Beispiel und einen guten Rath geben. Das Alter, die Kraftlosigkeit, sind schlimme Gefährten der letzten Lebensjahre, man thut daher besser, nicht darauf zu warten, sondern früher, freiwillig zu gehen, wie ich es thue.“

„Was willst Du thun?“ fragten einige Gäste unruhig.

„Ich will fröhlich sein, trinken, diese göttlichen Formen an meiner Seite betrachten und schließlich bei Spiel und Gesang mit bekränzttem Haupte entschlafen. Vom Kaiser habe ich mich schon empfohlen. Wollt Ihr hören, was ich ihm zum Abschiede schrieb?“

Bei diesen Worten entfaltete er einen Brief, den er unter den Purpurkissen hervorgezogen hatte und las wie folgt:

„Ich weiß, mein Kaiser, daß Du mein Kommen mit Ungeduld erwartest und daß Dein treues Freundesherz Tag und Nacht nach mir schmachtet. Ich weiß, daß Du die Absicht hast, mich mit Liebesgaben zu überschütten, mich zum Präfecten der Prätoria zu ernennen, den Tigellinus aber zu dem zu

machen, wozu die Götter ihn schufen, nämlich zum Mauleselhüter auf den Besitzungen, die nach der Vergiftung der Domitia Dir zufielen. Aber Du mußt mir schon verzeihen; ich schwöre Dir beim Schatten Deiner Mutter, Deiner Gemahlin, Deines Bruders und Senecas, daß ich nicht kommen kann. Das Leben ist gar ein kostbarer Schatz, mein Lieber, und ich habe es verstanden, die werthvollsten Juwelen daraus für mich auszuwählen. Aber es giebt darin auch Einiges, was ich nicht länger ertragen kann. Glaube aber ja nicht, daß ich darüber verstimmt bin, daß Du Mutter, Gattin und Bruder umgebracht, daß Du Rom eingeäschert und alle rechtschaffenen Menschen in Deinem Reiche in den Erebus geschickt hast. Nein, Tod ist der Menschheit Los, und von Dir war nichts anderes zu erwarten. Aber meine Ohren noch jahrelang von Deinem Gesange beleidigen lassen, beim Tanz Deine mageren Domitiusbeine sehen, Dein Spiel, Deine Declamation und Deine Gedichte anhören zu müssen, Du armer Vorstadtpoet — das, ja das übersteigt allerdings meine Kräfte und flößt mir das Verlangen ein, zu sterben. Rom verstopft sich die Ohren, wenn es Dich hört, die ganze Welt lacht Dich aus, ich aber will und kann nicht mehr für Dich erröthen. Wenn auch das Heulen des Cerberus vielleicht mit Deinem Gesange einige Ähnlichkeit hat, so werde ich nicht so empfindlich dagegen sein, denn ich war nie sein Freund und habe daher keine Verpflichtung, mich seiner Stimme zu schämen. Lebe wohl, aber singe nicht, morde, aber mache keine Verse, vergifte die Leute, aber tanze nicht, äschere Städte ein, aber schlage nicht die Zither, das wünscht Dir und diesen letzten freundschaftlichen Rath ertheilt Dir der Arbitor elegantiae."

Die Gäste waren starr, denn sie wußten, daß der Verlust eines Reiches für den Kaiser kein so grausamer Schlag sein

würde, wie dieser Brief. Und sie wußten auch, daß der Mann, der ihn geschrieben, sterben müsse. Bei dem Gedanken allein, solche vermessene Worte angehört zu haben, überlief es sie kalt.

Petronius aber lachte, herzlich und unbefangen, als handle es sich um einen unschuldigen Scherz.

"Aengstigt Euch nicht, meine Freunde! Ihr braucht Euch nicht damit zu brüsten, den Inhalt dieser Epistel zu kennen, und ich werde es höchstens Charon gegenüber zu thun Gelegenheit haben."

Bei diesen Worten winkte er seinem Arzte, einem Griechen, und hielt ihm den Arm hin, den jener rasch mit einer Goldbinde umwickelte, worauf er am Gelenk eine Ader öffnete. Das Blut spritzte hoch auf, über die Purpurkissen und über Eunice, die sich über Petronius neigte, seinen Kopf stützend.

"Herr!" sagte sie. "Hast Du gedacht, daß ich Dich ver lassen würde? Und wenn mir die Götter die Unsterblichkeit, und der Kaiser die Herrschaft über die ganze Welt verleihen wollten, ich ginge doch mit Dir."

Da lächelte Petronius, und indem er sich etwas aufrichtete und ihre Lippen mit den seinen berührte, sagte er:

"So komme!"

Und dann fügte er hinzu:

"Du hast mich wirklich geliebt, meine Göttin."

Sie aber hielt dem Arzte ihren rosigten Arm hin, und bald floß auch ihr Blut und vermengte sich mit dem seinen.

Petronius winkte dem Chormeister und Gesang und Saitenspiel ertönte. Aneinandergelehnt, schön wie zwei Götterbilder, hörten die Weiden lächelnd zu. Petronius wurde bleicher und bleicher, und schlief endlich ein. Als er aus seinem Schummer erwachte, lag der Kopf Eunicen's schon wie eine weiße Blume

auf seiner Brust. Er stützte ihn und legte ihn auf das Purpurkissen, worauf er die schönen Züge nochmals betrachtete.

Dann mußten die Sänger ein neues Lied Anakreon's anstimmen; die Zithern spielten ganz leise, um die Worte nicht zu übertönen. Als die letzten Klänge verstumten, wendete sich Petronius, der immer blässer geworden war, nochmals an seine Gäste, und sprach:

„Ihr werdet gestehen, meine Freunde, mit uns zugleich stirbt —“

Er kam nicht weiter. Mit der letzten Bewegung seines Armes umfing er Eunicen, dann sank sein Haupt zurück — er war todt.

Die Gäste aber begriffen angesichts dieser beiden todtten Göttergestalten, daß mit ihnen das Einzige zu Grabe getragen wurde, was ihrer Welt noch geblieben war: Poesie und Schönheit.

XXIV.

Selbst Jene, die gewohnt waren, in Nero eine Gottheit zu verehren, sahen in ihm bald nur mehr eine Gottheit des Todes. Nach der Verschwörung des Piso wurden die höchsten Würdenträger so unerbittlich niedergemäht, daß sich die Leute beim Erwachen täglich fragten, an wen heute die Reihe kommen solle. Ein Zug von Gespenstern bezeichnete die Wege des Wütherrichs.

Die wenigen Christen, die der Verfolgung entgangen waren, hatten entweder die Flucht ergriffen oder versteckten sich ängstlich in ihren Schlupfwinkeln, denn Tigellinus hatte ein wachsameres Auge. Bei einem Freigelassenen Nero's hatte man

Briefe der Apostel gefunden, und es hatte sich herausgestellt, daß die beiden Häupter des christlichen Glaubens noch am Leben seien und in Rom weilten, während Tigellinus gemeint hatte, daß sie mit den Tausenden anderer Befenner Christi zugrunde gegangen waren. Man beschloß, sie zu suchen und festzunehmen, denn man hoffte mit ihnen die Wurzel des verhassten Christenthums zu treffen.

Das Gerücht der über seinem Haupte schwebenden Gefahr drang bis zu dem greisen Apostel, dessen Gestalt gebückt und dessen Züge so gramdurchfurcht waren, als habe er am eigenen Leibe die Qualen durchlitten, die Nero seinen Kammern bereitet hatte.

„Rette Dein geheiligt's Haupt!“ baten die Getreuen, die ihn umgaben. „In Rom kann Deines Bleibens nicht länger sein. Höre das Wort des Herrn, auf daß es nicht mit Dir und uns verloren gehe! Erhöre unsere Bitten, Vater!“

Petrus erwiderte:

„Meine Kinder! Wer kann wissen, wann der Herr seinem Leben ein Ziel setzt?“

Aber er sagte nicht, daß er bleiben wolle. Seine Seele war von Ungewißheit, ja auch von Furcht erfüllt. Und aus der Tiefe seines unermeßlichen Schmerzes rief er zu Gott:

„Die Heerde, die Du mir zu hüten befehlt, ist zerstreut, Deine Kirche ist nicht mehr; traurig und verödet liegt Deine Stadt! Was gebietest Du? Soll ich bleiben oder soll ich den Nest Deiner Heerde über das Meer führen, um heimlich Deinen Namen zu heiligen?“

Und er betete lange und unter heißen Thränen.

Am nächsten Tage beim Morgengrauen zogen zwei dunkle Gestalten durch das Appische Thor.

Es waren Petrus, der Apostel und Nazarius, der Miriam Sohn.

Die aufgehende Sonne spiegelte sich in den Thautropfen, die an den Bäumen zitterten. Die Nebelschleier zerrissen und die weite Campagna mit den darauf zerstreuten Häusern und Friedhöfen, und mit den vereinzelt Baumgruppen, zwischen denen Tempelsäulen weiß durchschimmerten, wurde sichtbar.

Auf dem Wege war weit und breit kein Mensch zu sehen, und das Klappern der Holzschuhe, welche die beiden Wanderer an den Füßen trugen, tönte weithin.

Als die Sonne über dem Gebirgsrücken emportauchte, schien es dem Apostel, als ob der goldene Ball, anstatt höher und höher zu steigen, vom Gebirge abwärts und den Weg entlang rolle.

Er hielt den Schritt an und fragte:

„Sieh' doch das helle Licht, das auf uns zukommt!“

Nazarius aber versetzte:

„Ich sehe nichts.“

Doch Petrus bedeckte nach einer Weile die Augen mit der Hand und sprach:

„Eine Gestalt naht sich uns im Sonnenglanze.“

Nings umher war es vollkommen still; es war keinerlei Geräusch sich nähernder Schritte vernehmbar. Nazarius sah nur die Bäume in der Ferne beben, als würden sie geschüttelt, und gewahrte staunend einen sich immer weiter über die Ebene verbreitenden Lichtschein.

Er sah den Apostel verwundert an.

„Wie ist Dir, Rabbi?“ fragte er unruhig.

Dem Apostel war der Reisestab entfallen, und er starrte mit halbgeöffneten Lippen unbeweglich vor sich hin; auf seinen Wienen wechselten Erstaunen, Freude und Begeisterung.

Plötzlich warf er sich auf die Knie, streckte die Arme aus und rief:

„Christus! Christus!“

Und er warf sich auf die Erde nieder, wie um jemandes Füße zu küssen.

Ein langes Schweigen folgte, dann vernahm man die Stimme des Greises, von Schluchzen unterbrochen:

„Quo vadis, Domine?“

Nazarius vernahm keine Antwort, Petrus aber hörte eine traurige, weiche Stimme sagen:

„Da Du mein Volk verlässest, so gehe ich nach Rom, um mich zum zweitenmale kreuzigen zu lassen.“

Das Antlitz im Staube, lag der Apostel lange sprach- und regungslos. Nazarius fing schon an zu fürchten, daß der Greis ohnmächtig oder gar todt sei, als er sich plötzlich erhob und mit den zitternden Händen den Pilgerstab aufraffte. Dann wendete er sich um, ohne ein Wort zu sprechen, und schritt zurück, der Siebenhügelstadt zu. Als der Knabe dieses sah, fragte er wie ein Echo:

„Quo vadis, Domine?“

„Nach Rom,“ versetzte der Apostel still. Und er lehrte zurück.

Paulus, Johannes und Pinnus, wie die übrigen Getreuen empfingen ihn verwundert und erschrocken, denn bald nach seinem Weggange hatten Prätorianer das Haus der Miriam umringt und den Apostel darin gesucht. Er aber gab auf alle ihre Fragen nur die eine stillfreudige Antwort:

„Ich habe den Herrn gesehen.“

Und ebenso freudig und still erlitt er bald darauf den Märtyrertod.

Epilog.

Die Empörung der gallischen Legionen unter Vindex schien anfangs ungefährlich. Nero war erst einunddreißig Jahre alt, und niemand wagte daher zu hoffen, daß die Welt bald von diesem Alp befreit werden könnte. Man erinnerte sich ähnlicher Aufstände unter früheren Regierungen, die zu nichts geführt hatten, besonders an die Empörung der pannonischen Legionen zur Zeit des Tiberius, der von Drusus ein Ende gemacht worden war. Man fragte sich auch, wer Nero's Nachfolger sein könnte? Alle Nachkommen des göttlichen Augustus waren ja während seiner Regierung beseitigt worden. Einige fingen sogar an, ihn nach Rom zurück zu ersuchen, denn Helius und Polites, denen er während seines Aufenthaltes in Griechenland die Herrschaft über Italien überlassen hatte, übertrafen ihn noch an grausamer Blutgier.

Niemand war mehr seines Lebens und seines Besitzes sicher. Die Gesetze gewährten keinen Schutz. Es gab weder Tugend noch Menschenwürde mehr, und die verzagten Herzen wagten nicht mehr zu hoffen.

Aus Griechenland aber drangen Nachrichten von unglaublichen Triumphen, die der Kaiser dort feierte. Man erzählte von Tausenden von Kronen, die er erhalten, und von Tausenden von Wettbewerbern, die er besiegt hatte. Um die aufrührerischen Legionen kümmerte er sich wenig und erst auf die Meldung des Helius, daß ein weiteres Hinausschieben der Rückkehr ihm die Krone kosten könne, ließ er sich dazu herbei, nach Neapel aufzubrechen.

Dort begann er neuerdings zu singen und Komödie zu spielen, ohne auf die Warnungen Tigellinus' zu hören, der ihm

vorstellte, daß diesmal an der Spitze der Empörung ein berühmter, erfahrener Feldherr stehe, also ein Führer, der zu fürchten sei. Nero erwiderte darauf, seine erste Pflicht sei, den Künstlerruhm zu wahren, und erst als er hörte, Vindex habe erklärt, er sei als Künstler unbedeutend, raffte er sich auf und kehrte nach Rom zurück. Die von Petronius geschlagenen Wunden, die der Aufenthalt in Achaja geheilt hatte, fingen aufs neue an zu bluten, und er wollte vom Senat Genugthuung für den unerhörten Schimpf verlangen.

Der Empfang, der ihm bei seiner Ankunft in Rom zutheil wurde, war ganz danach angethan, ihn und sein Gefolge in Sicherheit zu wiegen. Er fuhr in dem Triumphwagen des Augustus und eine unabsehbare Menschenmenge bewunderte seinen Einzug. Die Mauern bebten unter dem Jubelgeschrei der Massen. Sei begrüßt, Augustus! Sei begrüßt, Hercules! Göttlicher, Einziger, Olympischer, Pythischer, Unsterblicher, sei begrüßt! Nero war wie berauscht, und fragte die ihn umringenden Augustianer gerührt, was denn Caesar's Triumphzug bedeute, wenn man ihn mit dem seinen verglich?

Niemand sah unter den Blumen und unter den Stößen von Kränzen den drohenden Abgrund. Doch am selben Abend noch waren die Säulen und Tempelmauren mit Inschriften bedeckt, die Hinweise auf Nero's Verbrechen enthielten und in denen er verspottet und ihm Rache gedroht wurde. Der Satz: „Er fang, bis die Hähne (gallos) erwachen,“ ging von Mund zu Mund.

Der kindisch gewordene Nero wollte lange von der Gefahr nichts wissen, die er durch prächtige Vorstellungen, in denen er selbst aufzutreten gedachte, bannen zu können vermeinte. Täglich wurden tausenderlei Pläne durch sein Hirn. Einmal ließ er junge

Skabinen in Amazonengewänder steden, ein anderesmal träumte er davon, die empörten Regionen mit einem Liede zu versöhnen. Er sah sich von den Soldaten umringt, die feuchten Augen seinem Gesange lauschten, und er hoffte danach noch den Anbruch einer neuen goldenen Epoche zu erleben. Dann wieder rief er nach Blut, oder er sprach davon, sich mit der Oberherrschaft über Aegypten begnügen zu wollen. Er dachte auch hie und da der Wahrsager, die ihm die Herrschaft über Jerusalem geweissagt, oder er dachte sich gar voll Nüchternheit in die Rolle eines wandernden Sängers hinein. Er wollte sich auf diese Weise sein tägliches Brot verdienen, und nicht mehr als Beherrscher der Welt verehrt werden, sondern nur als der größte Künstler, den je die Erde getragen.

Im Westen wuchs inzwischen die ihn bedrohende Wolke mit jedem Tage. Das Maß war voll, die närrische Komödie ging ihrem Ende entgegen.

Als Nero von Galba hörte und daß Spanien sich den Empörern angeschlossen habe, versiel er in Raserei. Er zertrümmerte die Becher, die vor ihm auf der Tafel standen und warf diese zu Boden.

Nicht einmal Helius und Tigellinus wagten es, die Befehle auszuführen, die er in der ersten Wuth erteilte. Die Tage seiner Allmacht waren vorbei, und selbst seine einstigen Helfershelfer erblickten in ihm nur mehr einen Narren.

Die Uneinigkeit der aufrührerischen Regionen jedoch und der Tod des Vindex neigten die Wagschale wieder für kurze Zeit auf seine Seite. Man fing schon an, Festmahle und Triumphzüge in Aussicht zu stellen, als eines Nachts ein Bote auf schaumbedecktem Rosse aus dem Lager der Prätorianer eintraf, um zu melden, daß in der Stadt selbst die Fahne des

Aufstands von den Soldaten gehißt worden sei, die den Galba zum Kaiser ausriefen.

Nero schlief, als der Bote eintraf, und als er aufwachte, rief er vergeblich nach der Leibwache. Das Schloß war wie ausgestorben. Nur in den entfernteren Sälen plünderten Sklaven, und nahmen mit sich, was ihnen in die Hände fiel.

Bei Nero's Anblick stoben sie erschrocken auseinander und er irrte einsam und verlassen durch den Palast, den er mit seinem Angstgeschrei erfüllte.

Die Freigelassenen Faon, Spirus und Epophrodit kamen ihm endlich zu Hilfe und beredeten ihn zur Flucht. Er aber gab sich noch immer trügerischen Hoffnungen hin. Wie wär's, meinte er, wenn er sich in Trauergewänder hüllen und an den Senat eine Ansprache halten würde. Seinen Thränen und seiner Beredsamkeit konnte dieser doch unmöglich widerstehen. Auf die Präfectur in Aegypten wenigstens hoffte er bestimmt.

Die Freigelassenen, zu schmeicheln gewohnt, widersprachen nicht geradezu, gaben ihm aber zu bedenken, daß das empörte Volk ihn in Stücke reißen werde, ehe er das Forum erreicht habe. Endlich drohten sie, ihn gleichfalls zu verlassen, wenn er nicht mit ihnen käme.

Faon bot ihm in seiner Villa vor dem Nomentanischen Thor eine Zuflucht an, und im nächsten Augenblicke saßen alle Vier mit verhüllten Häuptern zu Pferde. Das Dunkel der Nacht fing schon an dem nahenden Morgen zu weichen, als sie dem Stadthore zueilten. Die Straßen waren außergewöhnlich belebt; theils einzeln, theils in kleinen Trupps zogen Soldaten durch die Stadt. Nicht weit vom Lager scheute Nero's Pferd vor einem am Wege liegenden Leichnam, wobei dem fliehenden Kaiser der schützende Mantel vom Haupte glitt. Ein Soldat erkannte ihn,

doch, verwirrt durch die unerwartete Begegnung, grüßte er militärisch und ließ ihn vorüber. Beim Lager der Prätorianer angelangt, vernahmen die Reiter laute Hochrufe auf Galba. Da erkannte Nero endlich, daß sein Ende gekommen sei. Er ward von Gewissensbissen erfüllt, und meinte aus einer schwarzen Wolke die Augen von Mutter, Gattin und Bruder auf sich herniederblicken zu sehen. Doch trotz seiner Todesangst hatte der gefahrvolle Augenblick einen eigenen Reiz für seine Komödiantenseele. Der Beherrscher der Welt gewesen zu sein, und alles zu verlieren, war in seinen Augen der Gipfelpunkt der Tragödie. Und, sich selbst getreu, spielte er seine Rolle bis zum Schlusse. Er gab in fieberhafter Hast ein Citat nach dem anderen zum besten, und wünschte leidenschaftlich, die Anwesenden mögen seine letzten Aussprüche der Nachwelt überliefern. Dann wieder gab er sich einem kindischen Hoffen hin. Er mußte, daß er sterben müsse, und wollte doch nicht daran glauben.

Bei Faon ließ er eine Grube für sich graben, und legte sich auf die Erde nieder, damit man ihm genau das Maß nehme. Doch als man das Erdreich aufwarf, ergriff ihn ein heftiges Grauen. Sein feistes Antlitz wurde leichenblaß, und seine Zähne schlugen aufeinander. Obwohl die Freigelassenen ihm jetzt nicht mehr verhehlten, daß er keinen anderen Ausweg mehr habe als den Tod, fing er an, Ausflüchte zu suchen. Er declamirte pathetisch, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, und fing neuerdings mit seinen Citaten an. Schließlich bat er, man möge seinen Leib verbrennen. „O, welcher Künstler geht da zugrunde!“ klagte er ein- über das anderemal wie verwundert.

Da brachte ein Bote Faon's die Nachricht, der Senat habe das Urtheil bereits gesprochen, das für den „parricida“ auf Tod in der für dieses Verbrechen altüblichen Weise lautete.

„Wie ist das?“ erkundigte sich Nero mit blassen Lippen.

„Man wird Dich am Halse festhalten und todteitschen. Dein Reichnam wird in die Tiber geworfen,“ versetzte Epaphrodit schroff.

Nero riß den Mantel auf und sprach mit einem Ausblicke zum Himmel:

„Es ist also Zeit!“

Dann wiederholte er nochmals:

„Was für ein Künstler geht in mir zugrunde!“

In diesem Augenblicke wurde Pferdegetrappel hörbar. Es war ein Centurio an der Spitze einer Soldatenschaar, die Agnobarb's Kopf zu holen kamen.

„Spute Dich!“ riefen die Freigelassenen.

Nero setzte ein Messer an die Kehle, doch er stach so ängstlich zu, daß es nur zu sichtlich war, daß er nie den Muth haben werde, es sich in den Hals zu bohren. Da stieß Epaphrodit zufällig an das Messer, und die Klinge drang bis ans Hest hinein. Nero's Augen sprangen aus den Höhlen, groß, schrecklich und mit entsetztem Ausdrucke.

„Ich bringe Dir das Leben!“ rief der Centurio.

„Zu spät!“ röchelte Nero.

Dann fügte er hinzu:

„Das ist Treue!“

Das Blut floß von seinem breiten Nacken wie ein schwarzer Strom auf die Blumen des Gartens. Seine Füße stampften die Erde und er hauchte das Leben aus.

Die getreue Acte hüllte ihn am nächsten Tage in kostbare Gewebe ein, und verbrannte ihn auf einem mit wohlriechenden Essenzen besprengten Scheiterhaufen.

So zog Nero vorüber, wie Ungewitter, Feuersbrünste, Kriege und verheerende Seuchen vorüberziehen. Die Basilica des Petrus aber beherrscht noch heute Rom und die Welt von den Höhen des Vaticanus.

Und beim Capensischen Thor steht noch heute eine winzige Kapelle, welche die etwas verwischte Inschrift zeigt:

„Quo vadis, Domine?“

¶ u d ¶

Namen- und Sachregister

zu dem Romane „Quo vadis?“

(Das Zeichen ' hinter dem Vokal bedeutet den der Silbe gehörigen Tonfall. — „Siehe“, auch abgekürzt „s.“, bedeutet den Hinweis auf das weitere Wort, wo der Kürze halber die Aufklärung mitgegeben ist.)

Acha'er, die Bewohner Acha'jas, im weitern Sinne die Griechen des Altertums.

Acha'ja, die Nordküste Griechenlands, im weiteren Sinne der ganze Peloponnes.

Achilles, Hauptheld in Homer's Dichtung Ilias.

aediles (Ädi'len), Beamte, die ursprünglich zur Unterstützung der Volkstribunen (s.: Tribun) eingesetzt wurden, später den städtischen Polizeidienst verrichteten.

Aëdon, Gattin des thebanischen Königs Ze'thos, dem sie den Ty'tos gebär. Weil sie diesen tötete, versehenlich statt des ältesten Sohnes der kinderreichen Ni'obe, wurde sie zur Strafe in eine Nachtigall verwandelt, die ewig um ihren Sohn wehklagt.

A'ster, wohl für Afrilabölster (verkürzt) zu nehmen.

Agamemnon, König in Myke'ne, Bruder des Menela'os, der erwählte Heerführer der Griechen im Trojanischen Kriege.

Agrip'pa, der Vertraute Oktavia'ns, dem er als Kaiser Augustus sowohl im Kriege, als im Frieden gleich ehren-

voll und erfolgreich zur Seite stand.

Agrippi'na (die ältere), Tochter des Agri'ppa und der Julia (der Tochter des Augustus); Gemahlin des Germanicus, wurde vom Kaiser Tiberius auf die Insel Pandata'ria verbannt, wo sie Hungers sterben mußte.

Agrippi'na (die jüngere), Nichte, dann Frau des römischen Kaisers Clau'dius und von diesem Mutter des Nero (siehe: Brita'nnicus); wurde von Nero ermordet, als sie ihn durch Brita'nnicus zu stürzen vorhatte.

Ahe'nobarbus (Rothbart), Beinamen verschiedener Männer aus der plebejischen Familie der Domitii (Spottname Kaiser Neros).

Akry'p'na, Frauennamen.

Akta'on, thebanischer Held, wurde von der Göttin Ar'temis in einen Hirsch verwandelt und von seinen Hunden zerrissen.

Akte, erst Sklavin, dann Freigelassene Neros — Geliebte eines berühmten Romans von Alexandre Dumas, dem ältern, auch als Operntext benützt.

Quo vadis!

Alba'ner-Gebirge (Alba'nus-mons), erhob sich südöstlich von Rom (auf seiner höchsten Spitze stand ein berühmter Jupitertempel).

Alba'num, Villenkolonie am Fuße des Berges, auf dem einst Alba Longa lag (aus ihnen entstand die Stadt A., deren Überreste beim heutigen Albano an der Appischen Straße liegen).

Aliturus, römischer Weiname.

Amp'hora, ein Traggefäß mit 2 Henkeln.

Ana'kreon, berühmter Iyrischer Dichter der Griechen (um 550 vor Christo).

Andaba'ten (andaba'tao), Gladiato'ren, die zu Pferde kämpften mit einem Helme, der das ganze Gesicht bedeckte, und mit dem Spere blind aufeinander jagten.

a'nimal im'pudens, freches Geschöpf.

Ann'us, siehe: Se'neca.

Antio'chia, häufiger Städtenamen im Altertum (berühmt durch die Philosophin Sympatia*).

Anti'stius (Lu'cius A. Ve'tus), war 55 n. Chr. mit Nero Konsul; gab sich selbst den Tod, als ihm Nero nach dem Leben trachtete.

An'tium, uralte Stadt in La'tium, später Lieblingsaufenthalt der vornehmen Römer; Geburtsort des Kaisers Nero.

A'per (Marcus), gelangte unter Vespasia'n bis zum Amt eines Prätors.

Aphro'dite, die griechische Göttin

der Liebe und Schönheit (bei den Römern Venus).

Apol'lo, Gott des Heils und der Ordnung, der Weissagung und der Ora'tel.

Apollo'nios (von Ty'ana gebürtig), griechischer Weltweiser, als Vorsteher einer Schule von Ephesos 50 n. Chr. gestorben, strenger Asket, galt auch als Wundermann.

a'qua alba'na, siehe Aquädukt.

a'qua a'ppia, siehe Aquädukt.

Aquädukt, Wasserleitung. Rom hatte ihrer nicht weniger als 10, die vielfach aus weiter Ferne kamen und auf hohen Substruktionen und Bogen Berge (die aqua albana den Albanerberg) und Täler überschritten. Die älteste war die aqua appia (seit 312 vor Chr.).

ar'biter eleganti'a'rum, Schiedsrichter über die vornehme Damen- und Sitten-Welt.

Archipe'lagus, das griechische Inselmeer.

Ardea, alte Hauptstadt der Rutuler in La'tium (lag in ungesunder Gegend auf einem Berge).

Are'na, der mit Sand bestreute Kampfplatz im Amphitheat'er.

Ari'cia, eine der ältesten Städte La'tiums am Fuße des Alba'nerberges (heißt Miccia).

Aristo'teles, aus Stageira, der berühmte Stifter der peripatetischen Schule: „der tiefste und umfassendste Geist des ganzen Altertums“ (geboren 384, gestorben 322 vor Christi Geburt).

Arfaci'den, Dynastie der Partherkönige (nach dem Tode Alexanders des Großen).

Arst'noe, Amme des Orestes (nach einigen Mutter des Alkestis durch Apoll'on).

as, Kupfermünze (= 47 Pfg.).

Askle'pios, der griechische, unter der Namensform Aescula'p auch der römische Gott der Heilkunde.

Aspho'delos, Pflanze traurigen Ansehens; die Asphodelos-Wiesen in der Unterwelt waren Aufenthaltsort für die Seelen der Verstorbenen.

Ataci'nus, röm. Geschlechtsname.

At'e'ne (Pallas A.), die mutterlose Tochter des Zeus (aus dessen Haupte geboren): die personifizierte Klugheit, die mächtige Lenkerin und Schirmerin der Städte.

Atkle'ten, Ringkämpfer.

atrien'sis, einer der geachteten Hausknechte in Rom (dem die Aufsicht über das Atrium zustand).

a'trium, der erste Saal im römischen Hause, gleich nach dem Eintritt.

Augusta'ner, die Partei der Kaiserfreunde.

Aule'nus, röm. Geschlechtsname.

Au'lus Plan'tius, söcht als Legat unter Pompejus gegen Mithridates.

Aure'olus („sonnenfarbig“), römischer Vorname.

Auro'ra, Göttin der Morgenröte.

Aventi'nischer Hügel (mons Aventinus), südwestlich von Roma Palati'na („dem königlichen Rom“) gelegen und erst unter König Nincus Marcius (640–610 v. Chr.) bebaut und

durch Bürger unterworfen latinischer Städte bevölkert.

Avia'nus, röm. Geschlechtsname.

Baal, die phönizische und babylonische Bezeichnung für eine männliche Gottheit. **Baal-dienst**: eine alttestamentarische Bezeichnung für jede Art Götzendienst.

Bachus, der römische Gott des Weins und des Weinbaus.

Ba'jae, Stadt in Campa'nien, berühmt durch die Reize der Natur und die Heilkraft ihrer Quellen.

Barba'ren. Unter diesen Begriff fiel alles, was nicht griechisch und römisch gebildet war. Besonders galt das Wort für die germanischen Stämme und für die Völker jenseits des Euphrat, weil diese sich standhaft den Römern und ihrem Einflusse widersetzen.

Basil'ica, Prachtgebäude in Rom, zu Gerichtssitzungen und als Handelsstätte, Rathaus, Börse etc., später allgemein für christliche Kirche benutzt.

Bassus (Aufidius), schrieb zur Zeit des Kaisers Tiberius eine Geschichte der ersten römischen Kaiser (die sich durch Verheertheit auszeichnete).

Beneven'tum, eine der ältesten Städte Italiens (hier siegten die Römer über den König Pyrrhus 275 vor Christo).

Bereni'ke, Tochter des jüdischen Königs Agrippa, Geliebte des römischen Kaisers Titus.

Bithy'nien, die nordwestliche Landschaft Kleinasiens (unter dem Kaiser Augustus zur Senatsprovinz erhoben).

Bovill'a, Städtchen in La'tium, am Fuße des Alba'nerberges.

*) Der Roman „Sympatia“ von Ringsied ist in der gleichen „Kister-Kollektion“ (Verlag von A. Weichert — Berlin) erschienen, und ist als eines der besten Bücher der Neuzeit zu empfehlen.

Brennus, Häuptling der Gallier, die um 391 vor Christo in Italien einfielen, ein römisches Heer an der Italia vernichteten, Rom niederbrannten und das Kapitol belagerten, dann aber abzogen.

Britannicus, ein Sohn des römischen Kaisers Claudius und der Messalina; wurde von seinem Stiefbruder Nero vergiftet.

Burrus (Afranius), Soldat und Staatsmann unter Nero, Freund des Seneca (von Nero wahrscheinlich vergiftet).

Byssus, wahrscheinlich unsere indische Baumwolle, die von den Römern als Kleiderstoff verwendet wurde.

Caelus (mons Caclius), einer der 7 Hügel Roms, bildete mit der Subura (s. d.) den ersten Stadtteil.

Caligula, (sogenannt wegen der Goldatenstiefelchen, Caligae, die er als Knabe trug), der 3. Kaiser Roms, „das Schicksal des Absolutismus“ (wurde am 24. Januar 41 durch Caesars Cherea, Sabinus und andre Führer der Leibgarde oder Praetorianer ermordet).

Calpina, weiblicher Buzame bei den Römern.

Campus sceleratus, lag nördlich, in der Ecke der alten Serviusmauer. Hier wurden die Vestalinnen (s. d.) lebendig begraben, die das Gelübde der Keuschheit verletzt hatten.

Campa'nia (heute Campagna), Landschaft Mittelitaliens (am Tuskanischen Meere), vulkanischen Charakters, daher ihre sprichwörtliche Fruchtbarkeit.

Capitolium, siehe Kapitol.
car'cer Mamerti'nus, siehe: Mamerti'nischer Kerker.

Cari'na, der östliche Teil des Südbahangs des Esquilinischen Hügels Roms (jetzt die Gegend von San Pietro in Vincoli).

Carri'nas, Redner und Sena'tor zu Neros Zeit.

cariss'ime, „o Teuerster.“

Ca'sius Cha'rea, siehe Caligula.
centu'rio, im römischen Heere Hauptmann, Befehlshaber einer Centu'rie (100 Mann).

Cerberus, der vielköpfige Hund des Hades (der Unterwelt), der jeden ruhig ein-, aber niemand ausgehen ließ.

Char'i'ten, dasselbe wie Gra'zien (Göttinnen der Anmut).

Cha'ton, Fährmann der Toten.
Chilon Chilo'nides, chynischer Philosoph (der Schuft im Roman).

Christus regnat, Christ herrscht.
Chryso'themis, Mädchenname (nach einer Tochter des Agamemnon und der Rhytämne'stra).

Chryso'temis (S. 119), für: Chrysothemis.

Chr'istos, (Jesus) Christus.

circus maximus, Stadtteil südlich von Roma Palati'na („dem Rom um den Palati'n-Hügel“): begriff das Circusstäl und das den mannigfachen Zweigen des Kleinhandels dienende Velabrum.

Corbulo (Ca'sus Domitius), Schwager des Kaisers Caligula, berühmter Feldherr, der Neros Eiferfucht weckte und deshalb in den Tod gehen mußte (67 n. Chr.).

Cornutus (Lucius Anna'us), Anhänger der stoischen Philosophie, freimütig und rechtlich, daher Nero unangenehm und von ihm auf eine wüste Insel verbannt.

Cresida, weiblicher Vorname.

Crispi'nus, ein stoischer Tugendsschwäger, der in der Zeit der ersten Kaiser lebte und von Hora'z verspottet wurde.

cubi'culum, das Schlafzimmer im römischen Hause und auch kleineres Wohnzimmer.

Cu'mae, Stadt in Campa'nien (bekannt durch die cumä'sche Sibylle).

cuni'culum, Löwenläufig (i. Girk.).
Cyniker, Philosoph im Altertum aus der Schule des Antisthenes (um 400 v. Chr.).

Dadalus, Urenkel des Erechtheus, Zeitgenosse des Theseus, wurde vom kretischen König Minos im Labyrinth, aus dessen Irrgängen er nicht herausfand, eingesperrt und entfloß mit seinem Sohne Ikaros auf selbstkonstruierten Flügeln übers Meer. Ikaros aber, der zu hoch stieg, stürzte, weil ihm die Sonne die Flügel zersemolz, in die Fluten.

Danaë, von Zeus Mutter des Perseus; wurde mit ihrem Sohne von ihrem Vater Akrisios in einem Kasten auf dem Meere ausgelegt (von den jüdischen Priestern übertragen auf Moses).

Danaiden, die 50 Töchter des Danaos, die ihre Männer umbrachten und dafür zur Strafe ein löcheriges Faß mit Wasser füllen mußten.

De'mas, Name plebejischer Einwohner Roms.

deplator, Enthaarer (Barbier).
Diana, bei den Römern die Göttin der Jagd.

Dioctetianus (Ca'sus Aurelius Valerius), Dalmatiner, Sohn eines freigelassenen Sklaven, diente als gemeiner Soldat und herrschte von 284—305 nach Christo über das römische Reich als Kaiser, hielt aber Hof nicht in Rom, sondern in Nikomedeia in Kleinasien.

Dydmos, alexandrinischer Grammatiker zur Zeit des Augustus, von fabelhafter Produktivität.
Diodor, mit dem Beinamen Siculus (weil auf Sizilien gebürtig), römischer Geschichtsschreiber (lebte unter Ca'sar und Augustus).

dispensa'tor, in vornehmen Häusern Roms der mit der Buch- und Kassienführung betraute Sklave.

Di'va Augusta, die göttliche Augusta. — Augustus Oktavianus, der erste Kaiser, erhob durch diese Bezeichnung seine Gemahlin Di'via in den gleichen Hoheitsrang, wie er ihm gehörte. Seitdem Brauch bei allen Kaisern Roms.

domina, Herrin, Titel d. Ehefrau.
Domitius Afer, Redner der ersten Kaiserzeit, namentlich in Prozessen (starb 59 n. Chr.).
domus transitoria, vorübergehende Aufenthaltsstätte, Interimswohnung.

Dru'sus Ca'sar, Sohn des Liberius und der Agrippina, wurde vom Vater nach Pannonien geschickt, einen Aufstand zu dämpfen. Sejanus ließ ihn umbringen.

Dryade, Baumnymphe.
cheul ach! (Ausruf d. Schmerz).

Ephäische Gesetze, Wohnstätten der Seligen im Totenreiche.
Empo'rium hieß im allgemeinen der Stapelplatz der Waren, der Lummelplatz des Großhandels, aber auch die dafür geeignete Stadt. — In Rom lag das eigentl. „E.“ am aben'ti'nischen Hügel u. war 103—174 vor Christi Geburt angelegt worden.

Ephimna, weiblicher Vorname.
Ephrodi'le, weiblich. Vorname.
E'prius Marcel'us, lebte zur Zeit Nero's und zeichnete sich durch Verschämtheit, später durch Ungeheuer aus (endete durch Selbstmord).

er'ebus, Unterwelt.
ergas'tulum, der Schuldurm, in den die reichen Schuldb Herren die zahlungsunfähigen Schuldner einsperrten und zur Arbeit benutzten.

Epikura'er, Philosophen der Schule des Epiku'r (der das Vergnügen, die sinnliche Lust, zum Prinzip des Handelns machte).

ergo, daher.

E'ros, der Gott der Liebe (bei den Römern A'mor, Cupi'do).

Euni'ce, Mädchen- und Frauenname.

Euphrat, der aus 2 Quellflüssen des armenischen Hochlands gebildete Strom, der das mesopotamische Steppenland durchfließt und sich, mit dem Tig'ris vereinigt, in den Persischen Meerbusen ergießt.

Euri'cius, männlicher Vorname.

Euter'pe („die Erfreuerin“), eine der 9 Mufen.

Evoë, bac'chischer Jubelruf (unser „juchhe!“).

exo'mis, das Arbeiterleid: Lu'nika, deren Schnitt die rechte Brust und Schulter freiließ.

Fabri'cius Trejan'to, wurde unter Nero wegen Schmähschriften verbannt; war unter Domitia'n als Angeber berüchtigt.

Faler'ner, Wein vom ag'er Faler'nus, am mons Mas'sicus in Kampanien (galt für den besten italienischen Wein nächst dem Ca'cuber).

famili'a, im alten Rom die Sklaven und Sklavinnen des Hauses.

fat'um, der Götterwille, das Schicksal.

Faun, bodsfühiger Feld- oder Waldgott.

Fla'vius Su'brius, diente unter den Prätorianern als Tribu'n und war einer der entschlossensten Teilnehmer an der Verschwörung des Piso gegen Nero.

Floute'jus Ca'pito, männl. Name.

Formin'ga, f. v. w. Phorming.

Fortu'na, die Göttin des Zufalls und Glücks.

fo'rum roma'num, der Versammlungsort des römischen Volks, der Hauptmarkt mit den Rednerbühnen etc.

frigida'rium, das Zimmer für die kalte Bäder.

Galba (Ser'vius), folgte als Kaiser auf Nero (aber nur kurze Zeit, denn er wurde schon 68 von den Prätorianern ermordet).

Galila'a, Teil des nördl. Palästina, zwischen Phö'nizien und dem galiläischen Meere.

Gärten: ¹⁾ des Lucullus, ²⁾ des Ma'cenas, ³⁾ des Kaisers u. ⁴⁾ der

Agrippi'na: waren große Parkanlagen. ¹⁾ lagen auf dem Pin'tischen Berge (daher „collis hortarum“, Hügel der Gärten genannt); ²⁾ lagen auf dem Esquili'nischen Hügel; ³⁾ lagen im Vatikanischen Tale und stießen an ⁴⁾.

Gelo'cius, römischer Arzt in der ersten Kaiserzeit.

Gemel'us, römischer Plebejername (gemelli, Zwillinge).

Gemmen, künstlich geschnittene wertvolle Steine.

Gene'zareth („das Galiläische Meer“ oder „See von Tiberias“). See im nördl. Palästina, vom Jordan durchflossen.

German'icus Cäsar, Adoptivneffe und Großneffe des Kaisers Augustus, ausgezeichnet als Feldherr (geb. 15 vor Chr., gest. 19 nach Chr.).

gladia'tor, Schwertkämpfer (siehe: lanista).

Glauc'us, Vorname („der Glänzende“).

habe'ti Ausruf im Jirkus, wenn ein Gladia'tor verwundet wurde (etwa unser: „der hats gekriegt!“).

ha'des, die Unterwelt.

He'kate, mythische (unterirdische) Göttin, von den Dichtern als fürchterliche Gestalt geschildert mit Schlangenhaaren und Füßen, mit 3 Köpfen, einem Pferde-, Hunde- u. Löwenkopf (triformis).

hekatom'be, Opfer von hundert Tieren.

He'lios, der Sonnengott.

helvet'en, Schweiz.

Herakleia (Heraclea), Name verschiedener Städte im Altertum (besonders bedeutend die in Bithynien).

Heraklei'tos (aus Ephesos, um 400 v. Chr.), berühmter Philosoph.

He'rcules (Hercules), der Nationalheld der Griechen (berühmt durch seine 12 Arbeiten).

He're, Göttin der Ehe bei den Griechen; Gemahlin des Zeus (Jupiter).

Her'mes, bei den Griechen der Gott des Handels (bei den Römern Mercur).

Hera'cler, das sechsfüßige Vermaß, in welchem die alten Griechen und Römer mit Vorliebe dichteten.

„heul heul me ml'serum!“ — wehe über mich Elenden!

Hiber'nisch, aus Irland stammend (das von den Römern Hiber'nia genannt wurde).

Hisp'anien, die Provinz Spanien des römischen Reiches, begriff die ganze iberische Halbinsel.

Home'ros, der (sagenhafte) Dichter der Ilias und der Odyssee.

Hora'tius (Hora'z), berühmter Dichter Altroms („der Liebling aller Zeiten“), starb im fast vollendeten 57. Jahre am 27. Nov. 8 vor Chr.

hypocau'stum, der unter dem Hausboden angebrachte Heizapparat (Röhren, die von dem heißen, durch Feuer erwärmten Fußboden ausgingen).

hypoga'eum, unterirdischer Raum, Gewölbe.

Iber'er, das Urboll Spaniens, deren Nachkommen die Basten sind.

icun'cula, Puppe (Kinderspielzeug).

I'da, Gebirge in westl. Asien, auch mitten auf Insel Kreta.

I'de, Frauennamen.

I'las, das eine der beiden großen Heldengedichte Home'rs, d. ein Zeitraum von 51 Tagen aus dem 10. Jahre des Trojanischen Kriegs behandelt (den Vorn des Achil'es und dessen Folgen bis zum Tode He'ttors).

Impera'tor, Kaiser.

Implu'vium, kleines Bassin unter der Dachöffnung zur Aufnahme des von den Dächern herabfallenden Regenwassers.

I'nachos, ältester König von Argos, Vater der Io.

I'n'dus, der große Strom Ostindiens (der auf dem Parapani'sos entspringt und nach langem Laufe in den Indischen Ozean fällt).

In'sula, isoliert stehendes Haus oder ein Komplex mehrerer Häuser, um die ringsherum eine Straße führte. Auch Mietskasernen im heutigen Sinne (deren es in Rom 48.000 gab).

Io, Priesterin der He'ra zu Argos.

I'ras, Mädchen- und Frauenname (z. B. in Wallace'schen Romane „Den Hur“).

I'sis, die ägyptische Göttin des östlichen Himmels und des Jahresanfangs; siehe: Osiris.

Janculus (Mons), einer der 7 Hügel Roms

Iu'sia, die Tochter des Germa'nicus, wurde wegen unsittlichen Lebenswandels verbannt, dann ermordet.

Iu'nia Sisa'na, weibl. Name.

Iu'piter, die höchste Gottheit der Römer (der „Zeus“ der Griechen); mit dem Beinamen:

libera'tor „der Befreier“; sta'tor „der fluchthemmende.“

Kapitol' (Capito'lum), der Tempel des Ju'piter in Rom; siehe: Brennus.

Kapitol'i'nischer Zeus. Auf dem kapitolinischen Hügel Roms stand der Tempel des Zeus (Ju'piter), der Ju'no und der Miner'va. Erbaut wurde der Tempel von Tarqui'nus Pris'eus, dem 5. röm. König, der nach 38 jähriger Regierung 578 vor Christo starb.

Kari'nas, falsch für Carrinas.

Kithara, Zither, neunsaitig (von Amphion erfunden).

Klazo'mene, eine der Zwölfstädte Jo'niens (Geburtsort des Philosophen Anaxagoras).

Kli'to, eine der 9 Muses (die Verkünderin des Ruhms).

Kohor'te (co'hors), Truppen-Einheit (10 Kohorten von je 400—500 Mann bildeten 1 Legion).

Kori'nth, Landschaft in Peloponnes mit der gleichnamigen Hauptstadt. Durch seine Burg Akrokorin'thos war Kori'nth eins der „3 Vollwerke Griechenlands“ (die beiden andern: Mague'sia und Cha'kis).

Korymban'ten, Priester der Ath'e'le in Phrygien, deren Feste sich durch wilde Begeisterung hervortaten.

Kos'kis, fruchtbare, aber sumpfige Landschaft in der südöstl. Ecke des Pontus Eugi'nus (Schwarzen Meers), schon aus der Argonautensage bekannt.

Koro'nis, Mutter des Askle'pios durch Apoll'on.

Kos, Insel im Ägäischen Meere, zu den Sporaden gehörig.

Kryp'ta, unterirdisches Gewölbe, Gruft.

Kryp'topartikus, die verdeckte Säulenhalle.

Ky'bete (Khea), als Gattin des Kro'nos die große Göttermutter, die Mutter der Olympischen Götterfamilie.

Kyme'risch, kymrisch, keltisch.

Kyp'ros, die Insel Zypern. Die „Herrin von Kyp'ros“ war Aphro'dite (Ve'nus).

lace'rna, ein Uebertwurf über die Toga (offener leichter Mantel, über die Schulter zusammengeheftet).

lampada'rius, Fackelträger.

lanis'ta, anfangs bloß Ausbilder der Gladiatoren zum Kampf und in den Häusern der Vornehmen angestellt; später Zuhälter von Gladiatorenschulen.

lara'rium, (oder sacra'rium), die Hauskapelle (für den Götterdienst).

Laure'ntium, sehr alte Stadt Latiums (in gesunder Gegend, von Lorbeerhainen umgeben; unweit von Ostia).

Leca'nus, römischer Burname.

lec'tor, Vorleser.

Lemura'tien, Sühnegebräuche am 9., 11. und 13. Mai, die von den Hausvätern zur Veröhnung der bösen Geister abgehalten wurden.

Libi't'na, altitalische Göttin der Luft.

Lici'nus, römischer Geschlechtsname (s.: Lucullus).

Locus'ta, römischer Frauenname.

Luca'nus, Neffe Se'necas, röm. Dichter, auf Se'necas' Empfehlung von Ne'ro im Staatsdienste verwendet; wurde mit Se'neca 65 n. Chr. zum Tode verurteilt.

Lucre'tius (Ti'tus L. Ca'rus), Verfasser eines philosophischen Lehrgebichts „de rerum natura“ (geb. 98, gest. 55 vor Chr.).

Lucul'lus (Lu'cius Lici'nus), geboren 106 v. Chr., war im Kriege gegen Mithridates glücklich, bereicherte sich in auswärtigen Diensten so, daß er wie ein Fürst leben konnte, war ein feiner Genusmensch und starb 56 v. Chr. im Wahnsinn; s.: Gärten.

lu'dus matut'l'us, Vormittagsspiel (Vormittagsvorstellung).

Lu'na, die Mondgöttin, hatte in Rom Tempel auf dem Aventi'nus, Kapitol und Palatium.

Lupana'r, Haus für käufliche Weiber.

Ly'gier (Lugier), Suebenvolk, das in den Ebenen der oberen Weichsel und Oder seine Sige hatte.

Ly'sias, ein griech. Bildhauer.

Ly'sip'pos (aus Si'thon), berühmter griech. Bildhauer, Zeitgenosse Alexanders des Großen.

Mace'nas (Ca'ius Cil'nus), aus altem etruskischen Geschlecht; Vertrauter des Oktavia'nus Augustus; war märchenhaft reich und ein Gönner der Dichter (starb 8 v. Chr.); s.: Gärten.

Mac'te, habe't! s.: habet!

Mamertin'ischer Kerker (Car'cor Mamerti'nus), Staatsgefängnis zu Rom am Fuße des kapitolinischen Felsens; zerfiel in

*) Erschienen in der gleichen „Ffite-Kollektion“ im Verlage von L. Weichert Berlin NO 43., Neue Königstraße 9; berühmtester Jesus- oder Messias-Roman

verschiedene Abteilungen: besonders schrecklich war das unterirdische Tullia-num (ursprünglich ein Brunnenhaus [tullius, Quelle, Bach], über dem das Verlies gebaut worden war).

Manipel (mani'pulus), war im römischen Heere die Unterabteilung der Legio'n: 30 Manipeln bildeten eine Legion.

Mars, der römische Gott des Krieges.

Mastigato'ren, diejenigen Cirkuswärtler, die die Kämpfer durch Schläge mit der Peitsche in die Are'na trieben, wenn sich diese zu kämpfen weigerten.

matro'na stola'ta, die durch die sto'la (siehe dies) belleidete (und geehrte) Frau.

Mam'mius Ne'gusus, ein Römer der ersten Kaiserzeit.

Merku'r, der römische Gott des Handels.

Mesam'brien, Stadt in Thra'kien am Pon'tus Eugi'nus.

Mintur'nä, Stadt in La'tium an der lampa'nischen Grenze und zu beiden Seiten des Li'ris, durch ihren Seehafen und ihre Lage an der Ap'pischen Straße bedeutend u. blühend. In der Nähe große Sümpfe mit dem Haine der Göttin Ma'rcia.

Mi'tra, indische Gottheit. — Bei den Griechen eine Vinde. — Bischofsmütze (schon im alten Testament).

Molof'ser, Volk helle'nischen Stammes, das die Gegend nördlich von Dobo'na am Ambra'tischen Meerbusen bewohnte. Veril'pht im Altertum waren die riesenhaften molossischen Jagdhunde.

Mop'sus, Römername; **Mopos** war ein griech. Seher (beim Argonautenzuge).

Mora-Spiel, ein noch heute in Italien übliches Fingerspiel.

Muso'nus, sto'ischer Philosoph Roms zur Zeit des Li'berius und Ne'ro.

Mu'cius Scä'vola, röm. Heldenjüngling, der den König Por'se'na ermorden wollte u. zum Zeichen dafür, daß er den Tod nicht fürchte, die rechte Hand über Kohlenfeuer rösten ließ (508 vor Chr.).

Muso'nus (Gaius M. Mu'rus), Stoiker aus ritterl. Geschlecht zur Zeit des Nero; wurde von diesem, als der Teilnahme an der piso'nischen Verschwörung verdächtig, auf eine wüste Insel im Aegä'ischen Meere verbannt.

myrr'e'nische Vase, falsch für: murrinische (mura'rina vasa); waren kostbare Gefäße aus einer Masse, die murre oder murrha hieß, über deren Zusammenetzung man schon im Altertum nichts wußte.

Myrrhe, der Saft des Myrrhenbaums, als Salbe, Arzneimittel z. gebraucht.

Narbonen'sches Gallien, eine der 14 (oder 17) Provinzen, in die die römische Gallia eingeteilt wurde, mit der Hauptstadt Narbo (heut Narbonne).

Narde, in Arabien heimische Pflanze, die das Narbenöl gab (in Rom sehr geschätzt).

Nausi'kaa, die schöne Tochter des Phäa'kenkönigs Ali'noos; ihr Zusammentreffen mit dem schiffbrüchigen Odys'seus ist eine der schönsten Episo'den in Home'r's Odyssee.

Nea'polis, berühmte Stadt im Altertum (in Campanien am Westhange des Vesu'us gelegen, und wahrscheinlich um den Hafen des jetzigen Nea'pel herum (vom Königsschloß bis zum Kastell Vecchio).

Nerva (Cäsar Augustus), erwarb sich als Jüngling die Gunst Neros, wurde 96 n. Chr. als Nachfolger Domitia'ns Kaiser von Rom, starb jedoch nach nicht ganz 2-jähriger Regierung.

Nig'ibia, röm. Mädchenname.

nomencla'tor, derjenige Sklave, der seinem Herrn sowohl auf Ausgängen wie zu Hause die Namen der Bürger angab.

Nomenta'nisches Tor (Porta Nomenta'na), eines der 13 Tore der Aurelianischen Mauer, die die Stadt Rom umschloß. [Heute die Porta Pia.]

no'r'sch, aus No'ricum (dem römischen Süd-Donauland — d. i. dem heutigen Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg) herrührend.

Numi'dier (richtiger: Nu'mider), zum nordafrikan. Völkerzweige gehörig und den Aegyptern stammverwand, bewohnten das heutige Algier.

O'bolus, griechische Münze (= 13 Fig.).

ocelle miß schau mich an!

Oeta'ria, Tochter des Kaisers Clau'dius und der Messali'na, später Ne'ros Gattin, der sie verstieß und dann umbringen ließ.

Ody'see, f.: Homeros.

Ody'seus, König von I'thaka (bekannt durch seine, von Home'r besungenen Irrfahrten).

oe'cus, der über dem Hofe gelegene Raum im römischen und griechischen Hause, in welchem eigentlich die Sklaven ihren Aufenthalt hatten.

Oly'mp, Berg in Griechenland, Wohnsitz der Götter, besonders der Musen.

Oron'tes, Hauptfluß Syriens, der in dem Hochtal zwischen Li'banon und Anti'li'banon entspringt, eine Zeitlang unter die Erde verschwindet und endlich in das Phönizische Meer fällt. An ihm lag die Großstadt Antio'chia (von den Seleuci'den erbaut).

Or'pheus, Sängerkeros der my'thischen Thra'ker.

O'tris („der erzeugende“) die höchste Gottheit der Aegypter; I'tis („die Befruchtende“), seine Gemahlin; f.: I'tis.

O'stia, Hafenstadt Roms an der Mündung des Ti'ber.

O'stia-Tor (Porta Ostien'sis) führte über den mons Aven'tinus auf die Via Ostie'nsis (im Süden Roms).

ostium, im römischen Hause der Hausflur (unmittelbar hinter der Thür).

Ost'o'rius Scä'pula, diente mit Ruhm unter seinem Vater, tötete sich im Jahre 82 n. Chr. selbst, um dem ihm von Nero zugeachteten Tode zu entgehen.

Ostria'num, außerhalb Roms, bz. der Aurelia'nischen Mauer, gelegene große Sandgrube, jenseits vom Quirina'tischen Hügel, von dem die Via Sala'ria nördl. u. die Via Nomen'ta'na südl. abzweigten. Dazwischen lag das Ostria'num.

O'eta (Oita), Gebirgszug in Nord-Griechenland (mit dem

berühmten Engpasse der Thermopylen).

Citho (Marcus Sal'vius), in der Jugend Genosse des Nero, dann kurze Zeit Kaiser (gab sich als solcher selbst den Tod, 16. Jan. 69 n. Chr.).

Palati'nus, Berg im südöstlichen Teile Roms, auf dem die ältesten Heiligtümer der Stadt ihren Platz hatten.

Pallas, ein Sklave, später Freigelassener, dem von Kaiser Claud'ius das Finanzwesen vertraut wurde, den aber Nero, listern nach seinen Schätzen, umbringen ließ (62 n. Chr.).

Pandara'ria, Insel im Eyrthe'nischen Meere (Verbannungsort für Vornehme).

pa'nem et circen'ses! (wir wollen) Brot und Spiele im Cirkus!

panno'nisch, aus Panno'nien (an der untern Donau gelegenes Land, das unter Kaiser Augustus die „illy'rischen Provinzen“ bildete).

Pa'phos, Name zweier Städte auf Sypros (Cypern), Lieblingsaufenthalt der schaumgebornen Aphro'dite.

Papp'rus, das Papier (von der Papyrusstaude) im Altertum.

Pa'ris, Sohn des trojan. Königs Pri'amos, raubte die He'le'na.

Parua'h, ein zweigipfeliges Gebirge in der griech. Landschaft P'ho'tis, galt als Sitz der Mufen.

parrici'da, Eternmörder.

Parther, die Bewohner der iranischen Landschaft Par'thia (Asien), ein im Altertum durch

seine Tapferkeit berühmtes Reitervolk.

Pat'h'mos (Pat'mos), Sporadeninsel südlich von Sa'mos, unweit der asiatischen Küste. Noch zeigt man die Höhle wo der Apostel Johannes die Offenbarungen zur Apokalypse bekommen haben soll.

Patrizier, in Rom zuerst bloß die Nachkommen der Senatoren — später die einzigen Vollbürger der Stadt; zuletzt „die Geschlechter“ (Erbadel) im Gegensatz zu den „Gemeinen“ (Neubürger).

Pausus von Tarsus, der große Apostel der neuen Christus-Lehre.

pax roma'na, die Friedensgöttin Roms. Sie hatte auf dem Marsfelde ihren Altar.

pax vobis'cum! Friede sei mit Euch!

Peda'nus Secun'dus, Stadtpräfekt von Rom unter Nero (wurde 61 nach Christo von einem Sklaven umgebracht, weshalb nach einem alten Gesetze seine sämtlichen Sklaven das gleiche Schicksal erlitten).

pedi'seucus, Fußlämpfer.

pe'plum, das einfache wollene Hemd der Frau, aus 2 Stücken Zeug bestehend, die bis an die Brust zusammengeknüpft waren, während die oberen, Brust und Rücken bedeckenden Teile über den Achseln zusammengeheftet wurden.

perac'tum est! es ist vollbracht (das Spiel ist aus).

Peripatetiker, Philosoph im Altertum, Schüler des Aristoteles (der in einem Laubengange auf- und abgehend lehrte).

peristylum, Hof des römischen Hauses (mit zwei kleinen Wasserbehältern).

Petro'nus, mit dem Beinamen Ar'biter, aus dem römischen Geschlechte der Petro'nii, war unter dem Kaiser Nero Prokonsul in Bithy'nien, lebte dann an Neros Hofe in Rom und gilt (wohl mit Recht) als der Verfasser eines vortrefflich geschriebenen Sitten-Romans »Satyrion« in ursprünglich 20 Büchern, der aber nur in verkürzter Gestalt aus dem Altertum auf uns gekommen ist. Das nero'nische Zeitalter wird in diesem Werke in unübertrefflicher Weise geschildert.

P'hor'minx, das älteste griech. Saiteninstrument (unser Harfe ähnlich).

phyl' psuil

Pinakothek, der Bilderaal im vornehmen römischen Hause, meist im nördl. Teile gelegen, um den Schaden des Sonnenlichts abzuwehren.

Pir'ron (c. 160), falsch für Pyrrhon, Stifter der skeptischen Schule, Zeitgenosse des Aristoteles.

Pi'so (Cajus Calpu'rnius), Römer von edlem Charakter, dem die Meinung seiner Zeitgenossen den Kaiserthron bestimmte; war Leiter einer Verschwörung gegen Nero und starb, als sie entdeckt wurde, eines gewaltsamen Todes (65 nach Christo).

P't'nus, berühmter Gelehrter und auch Kriegsmann Roms zur ersten Kaiserzeit, fand beim Ausbruch des Julius 79 n. Chr. seinen Tod (führte den Beinamen

„Gelehrtester seines Zeitalters“).

po'dium, Fußtritt, erhöhter Fußboden.

Po'lux (Polydeukes), mit Kastor als „die Dioskuren“ gefeiert 2 Heldenjünglinge, der erste Faustkämpfer, der andre Rossbändiger.

Pompo'nia, röm. Frauenname.

Pon'tus Euxi'nus, (griech.: Pontos Euxoi'nos) d. Schwarze Meer.

Popp'a Sabi'na, durch ihre Schönheit ausgezeichnete Römerin, gab sich, von der Kaiserin Messali'na angeklagt, selbst den Tod (47 n. Chr.).

por'ta, Tor (von porta're tragen): das königliche Rom hatte nur 3 Tore; im kaiserlichen Rom führten 13 Tore zur Aureli'a'nischen Mauer heraus. Die inneren Stadttore waren kaum minder zahlreich. Die po'rta Capo'na, zwischen dem mons Aventi'nus und dem mons Caes'lius, war das Haupttor Roms, das auf die Appische und Latini'sche Straße führte. — Die por'to asina'ria (Asina'risch. Tor), führte vom Esquilinischen Tor an den Th'ermao Philippi vorbei durch das Quercetula'nische Tor ostwärts zur Stadt heraus. Siehe auch: Viminati'sches Tor.

por'ticus, Säulenhalle, Vogen-gang (waren sowohl eingerichtet und von beträchtlicher Länge). Die por'ticus Aemi'lia („Säulenhalle der Aebi'len Marcus Aemi'lius Lepidus und Lu'cius Aemi'lius Paullus), führte zum Empo'rium (s. d.), das die beiden Aebi'len angelegt hatten. **praefec'tus**, jeder Vorsteher

einer Tätigkeit, eines Amtes u., besonders der von Rom aus in die Städte des Reichs gesandte Rechtsverwalter.

pra'ndium, das Mittagsmahl (in der Regel um die 6. Nachmittagsstunde eingenommen), bald in warmen Speisen, bald in kalter Küche bestehend.

Prä'ne, alte Stadt Latium, südöstl. von Rom, Freistätte für Entflozene oder Vertriebene. Hier pflegten die Römer die heißen Sommertage zu verleben.

Prä'mos, der sagenhafte, bei Ausbruch des Krieges schon hochbetagte König von Troja (der 50 Söhne und 50 Töchter gezeugt haben soll); He'tor und Pa'ris sind die bekanntesten seiner Söhne, Kre'usa, Laodi'ke und Cassan'dra die bekanntesten seiner Töchter. Seine Gattin war die He'tuba.

„**Prä'ms heilige Stadt**“ — Troja (oder Ilion), das nach der allgemeinen Annahme 1184 vor Christo von den Griechen zerstört wurde.

pro Christo! für Jesus Christus, unsern Herrn!

Prokon'sul, während der letzten republikanischen Zeit Statthalter einer Provinz.

Prome'theus, Sohn des Ja'petos, der Menschen aus Ton gebildet u. sie dann mit dem vom Himmel entwendeten Feuer belebt hatte; vom Ju'piter zur Strafe an den Kaukasus geschmiedet, wo Geier ihm die täglich nachwachsende Leber fraßen.

Proser'pina (Perse'phone), die

schreckliche Beherrscherin der Schatten (in der Götterlehre).

Pytha'goras, berühmter Philosoph des griech. Altertums (Hauptsatz seiner Lehre: „Alles ist Zahl“).

py'thisch, von der Stadt Pytho (Delphi), wo Apollo ein Orakel hatte.

quadr'i'ga, Viergespann.

Quar'tus („der vierte“), männlicher Vorname bei den Römern.

quir'i'tes, die römischen Bürger im Gegensatz zu den römischen Soldaten.

Quo va'dis, Do'mine? wohin gehst du, o Herr?

Rhe'tor, Redner, Lehrer der Beredsamkeit.

Ru'bria, röm. Frauenname.

Rufi'nus, röm. Männernamen.

Sabi'nus, siehe: Cal'i'gula.

Sala'ria, siehe: Ostria'num (auf der Via sala'ria führten die Sabi'ner ihr Salz aus Rom: daher der Name).

Sal'tyr, geister Feld- oder Waldgott mit Ziegenfüßen und kurzen Hörnern.

sca'lae Demo'niae, Stufen (links vom Forum), auf denen die getöteten Verbrecher hinabgeschleift wurden.

Scävi'nus (Pla'bius), Senator zu Neros Zeit, der an der Verschwörung des Piso gegen Nero teilnahm.

Scy'then, Steppenvolk im südl. Rußland.

Secun'dus, oft vorkommender römischer Beinamen (Pl'i'nus Secundus, Peda'nus Secun'dus u.).

Seia'nus (Lu'cius Ae'lius), unter Kaiser Tibe'rius Präsekt der Prätorianer, dann gewissermaßen stellvertretender Regent, aber als er den Kaiser entthronen wollte, von diesem im Sena't verhaftet u. dann hingerichtet (31 n. Chr.).

Sel'e'ne, die (griechische) Mondgöttin, bei den Römern Luna.

Se'neca (Lu'cius Anna'us), berühmter Philosoph des 1. Jahrhunderts nach Chr., war zum Erzieher Neros ernannt worden, genoss infolgedessen das Vertrauen Neros, wurde aber der Teilnahme an einer Verschwörung beschuldigt und zum Tode verurteilt (65 nach Christo).

Sera'pis, ägyptische Gottheit („der wiederauflebende [Stier] Apis“).

Ser'icum (richtiger: Se'rica), das uralte Reich der Sinesen (Chinesen).

Servius-Tullius-Mauer (agger Servii Tullii), die für ihre Zeit großartige Stadtmauer, die der 6. König von Rom, Ser'vius Tul'lus (578—534 v. Chr.) um die 7 Hügel führte. Sie war mit Wall und Graben versehen.

Seste'rtie, römische Münze (100 Sestertien = 17 M. 54 Pfg.).

Sko'pas (aus Pa'ris), berühmter Bildhauer und Baumeister in der 1. Hälfte des 4. Jahrhunderts (vor Christo).

Skribe'us, Schreiber (war ein beborzugter Sklave in Rom).

So'krates, athenischer Weltweiser (nahm 399 v. Chr. den Giftbecher).

Sophi'sten, Lehrer der Weltweisheit (für Honorar).

So'phokles, berühmter tragischer Dichter der Griechen (um 497 v. Chr. im Gau Kolonos bei Atthe'n geboren; gestorben 406 oder 405 vor Christo); seine Poesie gilt als die reinste und lauterste der attischen Bildung.

Sora'nte, vereinzelter Bergrücken in Etru'rien, war dem Apollon geheiligt; auf seiner oft schneebedeckten Spitze stand ein berühmter Tempel dieses Gottes.

Spha'ros, im philosoph. System des Xenop'hanes das Weibende und Beharrliche (im Gegensatz zu den veränderlichen Erscheinungen).

spolia'rium, Geräte- und Kleiderkammer.

sta'dium, Rennbahn; auch: die zu durchlaufende Strecke; auch als Maß des Weges: in Griechenland 600 Fuß (à 0,3205 m); in Rom: 1 Stadio = 625 Fuß; 8 Stadien = 1 Meile (mille).

Sto'iker, Philosoph im Altertum, Anhänger des Ze'no, der in der Stoa (Säulenhalle) lehrte. Gleichmut und Sittenstrenge waren die Hauptlehrsätze.

Sto'la, das charakteristische Kleid der römischen Matro'ne (das von keiner geringwertigen Frau getragen werden durfte).

Subi'acum, Landbezirk in Italien (heute: Subi'aco).

Subu'ra, Niederung in der Stadt Rom zwischen den 7 Hügeln, durch die eine lebhafte, mit vielen Kaufstuden besetzte Straße führte.

Sympo'sion, Gastmahl.

syrma, Schleppkleid.

Taber'nen, Verkaufsbuden, meist aus Holz an die Häuser angebaut, auch vielfach in den Erdgeschossen der Häuser befindlich.

tabl'num, im römischen Hause das gleich hinter dem atrium liegende Wohnzimmer.

Teire'las, berühmter griech. Seher (auch als Name süßlich).

tepida'rium, das Zimmer des warmen Bades.

tha'natos, bei den Griechen der Tod.

Ther'akles, griech. Mannsname.

Ther'men, die öffentlichen (großartig eingerichteten) Badeanstalten Roms.

Thers'tes, der häßlichste Mann im Griechenhöre vor Troja; böswilliger Schreier.

Thra'sea (Pactus), Mitglied des Senats unter Nero, von alt-römischer Strenge; eine der edelsten Erscheinungen Roms in der düstern Kaiserzeit; gab sich, von Nero zum Tode verurteilt, selbst den Tod.

Thyr'sus, eisen- und rebenumrankter Stab bei der Bacchusfeier.

Tiber'ias, Hauptstadt von Galiläa (am gleichnamigen See).

Tiber'is, Tiber, Hauptstrom Italiens; an ihm lag Rom.

Tigell'us (Soso'nus), wurde von Nero, dessen Günst er sich durch Pferdebezug erwarb, mit Ehren überhäuft, war ein Schenkel der neronischen Zeit, gab sich, nach Neros Tode vom Volke zum Opfer gefordert, selbst den Tod.

Tigranes, Name mehrerer Könige Armeniens.

Tir'ydates, Name.

Ti'tus, Sohn des Kaisers Vespasianus, Bezwiner Jerusalems; Kaiser 79–81 n. Chr.

to'ga, das altrömische, mantelartige Nationalgewand.

to'ga praetex'ta, die mit Purpurstreifen verbrämte Toga der Magistratspersonen.

trans Ti'berim, das einzige auf dem rechten Tiberufer liegende Stadtgebiet; wurde meist von Handwerkern (besonders Töpfern — wie noch heute) bewohnt. Hier lagen die „Gärten des Cäsar“ und die Naumach'ia (Bassin für Schiffschauspiele).

Tribu'n (tribu'nus), eigentlich Vorsteher eines Tribus (Kreis); dann Bezeichnung für Beamten im allgemeinen (Kriegs-, Schatz- u. Tribu'n); auch: vom Volke zu seinem Schutze erwählter amtlicher Vertreter hohen Ranges.

tricil'nium, das für 3 Personen eingerichtete Speiselager (im alten Rom saß man nicht, sondern lag zu Tisch).

Trimal'chion, ein dem Wohlleben frönder Greis (im Roman „Satyrion“ des Petronius).

Tro'ika, Epos über Troja.

Tro'ius, ein jüngerer Sohn des Pri'amos (s. d.), wurde von Ach'illes erschlagen.

tulla'num, siehe: Mamerti'nischer Kerker.

Tul'sius Sene'cio, röm. Name.

tu'nica, Art Hemd (ursprünglich ohne, später mit Ärmeln).

das eigentliche Haus und Arbeitskleid der Römer.

tym'panon, (Mehrheit: Tym'pana), die Handpauke mit hohlem, halbrund gewölbtem Schallboden, und mit Pergament überzogen.

Uly'sses (falsch für: Ulyses), der römische Name des Odysseus.

unctua'rium, das Zimmer, in welchem sich die Badenden saßen.

Univ'ra, Frau, die nur mit Einem Manne lebt.

ursus, Bär.

Urt'ium, Städtchen in La'tium, am Fuße des Alba'nerbergs.

vae mi'sero mi'hil wehe mir Menden!

Vat'nius, Nachkomme des Vultius Vatinius, der unter Cäsar als Legat im Bürgerkriege kämpfte (48 u. 47 vor Christi Geburt).

vela'rium, das große Tuch, womit im Amphitheater der ganze offene Raum zum Schutz gegen Sonne und Regen überspannt wurde; auch: der durch Vorhänge (velae) verhängte intimere Schlafraum im römischen Hause.

Venus, siehe: Aphrodi'te.

Vespasia'nus (Ti'tus Fla'bius), wurde, unter Clau'dius und Nero als Feldherr dienend, nach Vitell'ius' Tode Kaiser (Jahr 79 n. Chr.).

Vesta (die Hes'tia der Griechen), Göttin des häuslichen Herdes und Herdfeuers (bei den Römern); siehe: Vesta'lin.

Vesta'lin, Priesterin der Vesta; es waren ihrer sechs, die das ewige Feuer (gleichsam das

Bild der Göttin) im Vestatempel unterhalten mußten; s.: campus sceler'atus.

Vesti'nus, aus ritterl. Geschlecht, erst Freund, später Feind Neros; heiratete Messali'na u. wurde deshalb von Nero, bei der Messali'na selbst begehrte, umgebracht.

vestia'rius, in Rom: Aufseher der Kleiderkammer.

vestiplica, Kleidsalbe.

vi'ae hießen die Kunststraßen (die im Altertum besonders von den Römern in großartigem Maßstabe gebaut wurden).

vi'a Portue'nsis, Straße, die auf der Ostseite des Tiber entlang führte (gegenüber der via Ostion'sis auf der Westseite des Tiber).

vi'cus Apo'llinis, Stadtviertel Roms, seit Kaiser Augustus so benannt, der die Stadt in 14 regiones teilte. — vi'cus sceler'atus, ein Stadtviertel Roms, wie der vi'cus Apo'llinis u. (s. d.), (deshalb so genannt, weil die Tochter des Königs Servius Tullius hier über seinen Leichnam gefahren sein soll). — vi'cus patri'cius, das Stadtviertel Roms, in welchem die eigentlichen Patri'zier (die „Urbürger“) wohnten.

videant Con'sules! die Konsuln mögen die Augen aufstun!

Viminalisches Tor (Porta Viminalis), führte vom Viminalischen Hügel (mons Viminalis) nach dem Viminalischen Felde (Campus Viminalis) — Servius Tullius, der 6. König

Roms (578—534 v. Chr.) erweiterte die Stadt durch Einbeziehung des Vinina'sischen Hügels.

Vini'cius (Marcus), heiratete im Jahre 33 n. Chr. die Tochter des Germanicus, Julia Livilla, und wurde dadurch Schwager des Kaisers Caligula.

virgo magna, Oberpriesterin der Vesta (siehe: Vesta'lin).

Vile'stus, ein üppiger Schwelger (gegen Calba zum Kaiser aus-

gerufen, Dez. 69 grausam von den eignen Anhängern umgebracht).

Volo'pes, röm. Mannsname. — Auch Name einer Völkerschaft.

Xeno'phanes, griech. Weltweiser, Begründer des eleatischen Systems, wurde 90 Jahre alt u. lebte zwischen 580 u. 480 v. Chr. (siehe: Spha'ros).

Zeus, der mächtigste und höchste Gott des helle'nischen Volks (bei den Römern: Ju'piter).



